# Von Homer bis Sokrates

von

Theodor Birt

634
A

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
920.038
B53v

CLASSICS

THEODOR BIRT

# Von Homer bis Sokrates

*

THEODOR BIRT

# Von Homer bis Sokrates

## Ein Buch über die alten Griechen

LEIPZIG
QUELLE & MEYER VERLAG

GERMANY

Alle Rechte vorbehalten.

*

Druck der Piererschen Druckerei,
Altenburg.

920.038
B53v

Dem
Johanneum
in Hamburg,
das mich zuerst
in das Griechentum
eingeführt,
in dankbarer
Erinnerung
dargebracht

Classics 22 My22 St. 1.00 27Jl22 J.C.A.
498153

*

Dies Buch gleicht nicht den Römerbüchern: das Griechentum hat keine Scipionen und Cäsaren. Von allem etwas, etwas Dichtkunst und etwas Krieg, etwas Götter- und Menschenleben, etwas Liebe und Haß, Gemeinheit und Heldentum, Leichtsinn und Tiefsinn, Spott und Todestrauer: ein Buch des Allerlei. Die Griechen selbst sind daran schuld, daß dem so ist. Der Leser wird sagen: zu viel! über das viele zu wenig, und weniger wäre mehr gewesen!
Also Nachsicht, wie immer; das ist, worum ich zu bitten habe.

THEODOR BIRT

Marburg a. L. 20. August 1921

*

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung :: :: :: :: :: :: :: :: 1

Die Götter Homers :: :: :: :: 11

Homer und seine Griechen : 47

Staatenbildung :: :: :: :: :: 81

Geistiges Regen :: :: :: :: 103

Die Perserkriege : :: :: :: :: 131

Delphi und Olympia : :: :: 175

Die tragische Bühne :: :: :: 189

Perikles :: :: :: :: :: :: :: :: 225

Thukydides und der peloponnesische Krieg :: :: 259

Euripides :: :: :: :: :: :: :: 309

Aristophanes :: :: :: :: :: 337

Sokrates :: :: :: :: :: :: :: 373

Ausblick und Ende : :: :: :: 401

# Einleitung

Ein neues Buch über die alten Griechen! Schlacht bei Marathon, Perikles und Alkibiades, dazu Homer, Äschylus und Heraklit — es gab schon so viele Bücher über sie, aber es gibt ihrer vielleicht nie genug.

Mit Liebe habe ich das Nachfolgende geschrieben; mit Scheu gebe ich es ins Publikum. Denn viele denken ja längst: das Griechentum! was sollen wir mit dieser ausgepreßten Zitrone? Es fragt sich freilich, ob sie recht haben.

Wir Deutschen sind Europäer nicht nur dem Orte nach, sondern auch in unserer Kultur. Die Kultur des Okzidents steht gesondert neben der asiatischen. Jede Kultur ist bedingt durch das Klima, in das die Völker gestellt sind. Die Urheber und Begründer der europäischen Kultur aber waren jene Griechen. Europamüde Leute hat es oft gegeben und gibt es auch heute noch, die aus diesem alt gewordenen Okzident sich ins Neue und Fremde hinaussehnen und dem Amerikanismus frönen oder gar sich umdenken und aus der Haut fahren möchten in die Haut eines Chinesen oder Hindu. Sie müssen, wenn sie dies ernst nehmen, dort draußen am Gelben Meere und am Ganges verbleiben, oder sie werden spüren, daß sie unbrauchbar für uns sind, für ein Volk, das, trivial genug, sein Glück nur in der Arbeit findet. Auch schon den alten Griechen hat einst derselbe Trieb über sich selbst hinaus gelockt; denn sein Vaterland war ein Vorland Asiens, und der Märchenduft des Orients lag schon über seiner Heimat; die Einflüsse Ägyptens, Persiens, Babylons setzten nicht aus, und er selbst war lerngierig mit offenen Augen und Ohren und mit dem polypenartigen Trieb, sich anzugleichen. „Sei wie ein Polyp", sagte der Griechenvater zu seinem Sohne, wenn er ihn erzog; d. h. wo du immer bist, sei wie die anderen [1]. Aber er überwand wunderbar alle Einflüsse und kehrte arbeitsfreudig und selbstgewiß in sein eigenes Wesen zurück. Ein Arbeitervolk wahrt seine Natur; es steigert sie, aber es vertauscht sie nicht. Allein schon darum ist es schön, dem griechischen Leben und Erleben zuzusehen.

In uns Deutschen ist das Heimweh nach den Hellenen immer noch nicht erstorben, und die Flamme läßt sich nicht tot treten, die die Zeit Winckelmanns entzündete. Auch ist dies Heimweh keine Gabe des Zufalls, sondern wir wissen eben, daß unser Geistesleben auf dem griechischen sich aufgebaut hat, und zwar mittelbar und unmittelbar; zunächst waren die Römer die Mittler. Im Gefäß des Römertums gelangte das griechische Geistesleben zunächst zu den romanisierten Germanen, und es entstand die französische Kultur; dann haben wir nicht romanisierten Deutschen das nämliche Gut unmittelbar aus den alten Quellen gehoben und unverfälschter uns anzueignen gesucht.

Aber nicht nur Literatur und Kunst, auch die griechische Geschichte selbst geht uns Deutschen ans Herz, da wir sie mit der unserigen vergleichen. Die Griechen waren das glücklichste Volk, weil das begabteste unter den Indogermanen; sie waren zugleich das unglücklichste Volk, weil sie nicht Weltgeschichte zu machen verstanden und durch eigene Schuld dem Ruin verfielen. So finden wir uns in den Griechen wieder; denn auch wir glaubten an einen politischen Beruf Deutschlands und bangen heute vor seinem Ruin.

Genau so wie wir war das Griechenvolk in Einzelgruppen zersplittert und rang wie wir nach Einheit, um sich im Kampfe der Völker zu bewahren. Dies ist, was uns fesseln muß. Ich werde daher das Geschichtsbild nur bis zu dem Zeitpunkte führen, wo die Einheitsbestrebungen des zersplitterten Hellenentums endgültig gescheitert sind. Es ist oft, wenn wir davon hören, als sähen wir uns selbst im Spiegel: politische Ideale genug, aber auch genug der Unzulänglichkeit; Größe genug, aber auch genug des Erbärmlichen. Das Ende war, daß der Grieche seine Nationalität verlor, sich zu Knechtsdiensten und zu Handlangern des herrischen Römertums erniedrigte und schließlich in die Menschheit zerfloß wie das Salz im weiten wogenden Meer. Man nennt das heut eine Kulturnation, die auf ihre politische Geltung frivol und doch mit der Gebärde

des geistigen Stolzes verzichtet und sich begnügt, mit ihren Gaben zum Kulturdünger der anderen, die sie verachten, zu werden.

Aber da ist noch mehr, das uns fesselt; denn sie waren Menschen, diese Griechen, und nichts Menschliches war ihnen fremd; sie gaben sich als solche in Literatur und Kunst, naiv und klug zugleich, freie Naturen, die lachen und weinen, Gift speien und vor Liebe glühen, ganz nur ihrem Trieb gehorchend, für alles ein Wort finden, und sich im Guten und Bösen, Erhabenen und Gemeinen ehrlich geben, wie sie sind. Es mag schicklicher sein, daß wir uns heute zu verstellen lieben und unsere Seelen verkleiden, da wir uns ihrer mangelhaften Beschaffenheit bewußt sind. Der Grieche zeigte seine Seele nackt. Da gibt es kein Vertuschen. Er kennt auch noch nicht den frommen Augenaufschlag des Tartüffe. Ein Gott gab ihm, zu sagen, was sein Herz umtrieb. Es ist die wundervollste Beichte eines Volkes, das sein ganzes schicksalsvolles Leben vor uns ausbreitet, vom jugendfrischen Auftrieb bis zum langsamen Tod. Von Selbstidealisierung keine Spur. Ideale werden geschaffen und hochgehoben, aber ihre Unerreichbarkeit klar gefühlt und eingestanden. Durchsichtig wie Glas ist der Grieche, während ein deutsches Gemüt dem schwarzen Diamanten gleicht, den man gegen die Sonne hält: dämmerndes Ahnen, das ist germanisch; griechisch ist plastisch-helle Deutlichkeit.

Auch sein sinnliches Triebleben verrät der Grieche uns unverkleidet, die volle Genußkraft der noch unerschöpften Sinne. Eine gesunde Sinnlichkeit ist in ihm, die Natur ist und also gottgegeben. Wer sie nicht hat, ist ein Laie des Lebens, und gerade an den großen Männern in der Geschichte tritt sie uns darum so oft entgegen. Aber der Vollmensch beherrscht zugleich seine Sinnlichkeit. Das ist's, was auch den Künstler macht, und der Grieche war Künstler von Beruf in Wort und Bild. Es wirkt wie Offenbarung. Wir werden es sehen.

Es scheint, daß ich pathetisch werde; aber das will ich nicht. Mögen andere im Hymnenton hochgehen, wenn sie von den Griechen sprechen. Nichts wäre unwahrer als das ewige Bewundern. Gleichwohl gerät leicht in schwelgerische Stimmungen, wer auch nur Hellas' Boden betritt (so mancher Reisende hat das erfahren), die Stätte, wo die Wiege tausender von Gedanken steht, die wir denken. Denn es ist so: über allen Anfängen liegt eine feierliche Schöpfungsstimmung.

Das kleine Griechenland, die Westentasche Europas, heute — d. h. bis zum Jahre 1918 — etwa so groß wie unser Bayernland ohne die Pfalz (gegen 65 000 qkm), so klein war es etwa auch damals. Wer es groß finden will, muß es durch die Lupe besehen: kein Inselland, aber als Halbinsel nur einseitig an dem Leib Europas festgewachsen. Nicht der Balkan war griechisch, auch nicht Thrazien, nicht Mazedonien; griechisch war nur das winzige Stück, das wie eine Hand aus dem breiten Balkanlande wie aus einem Ärmel sich vorstreckt, nach Süden ins Meer. In der Tat, wie eine Kinderhand mit gespreizten Fingern liegt Griechenland im Mittelmeer; aber die Hand ist nicht glatt und weich, sondern ein Knochengerüst von jähen Gebirgen starrt felsenhart aus dem Handrücken empor, als wären sie aus der Alpenwildnis hierher gewandert und fänden kaum Platz auf der engen Fläche.

Wer von Italien mit dem Dampfer heranfährt, sieht erstaunt die Verschlossenheit des Landes und glaubt sich einem Geheimnis zu nahen. Mit Scheu und Neugier tritt man in Patras ans Land und gewahrt zunächst die modernen Griechen kaum, die da heute in allerlei netten winzigen Städten hausen; sie sind nur bedeutungslose Staffage für das Hellas, das in der Vergangenheit liegt. Man sieht nur die großen Einsamkeiten in der Höhe, und es scheint, als träumte das Land, in Lichtglanz und Stille verloren, von einstigem fremdartig großem Erleben. Die tausend Berge die Fußgestelle für tausend

Götter! Dann aber tritt die Ernüchterung ein und die Enttäuschung. Wo ist die üppig berauschende Vegetation des Südens? Sie versteckt sich irgendwo in den Gründen, aber sie ist eine seltene Kostbarkeit, und vielmehr die kahle Gebirgswildnis beherrscht mit ihrem öden Felsengeschiebe das Bild: steiniger Boden, Tonschiefer und Kalk. Links Akarnanien, Ätolien; rechts Arkadien, das felsengepanzerte Bärenland mit den beschneiten Gipfeln, wo kaum das Saumtier seinen Weg findet; weiterhin über Böotien und über Athen die breiten Massive Parnaß und Helikon, Kithäron und Pentelikon; auch sie ragen für zwei Drittel des Jahres in die Schneeregion, und die Musen auf dem Parnaß mußten sich in Pelze hüllen. Auch das fruchtbare Thessalien im Norden gehört noch zu Hellas, aber es ist durch den Kamm des Pindus abgesperrt, und auch da ragen Bergesriesen, Pelion und Ossa und der Olymp; der Olymp 3000 m hoch. Man möchte sagen, dies Land ist gut genug für Ziegenhirten und Jäger, Klephten und Banditen; fast zwei Drittel des Bodens ist heute ohne landwirtschaftlichen Betrieb, und er ist wasserarm wie ein Auge, das nicht weinen kann. Wie sollte hier also die städtische Zivilisation gedeihen? wovon die Städte sich nähren? Der Fischfang blüht, die Meerestiefe gibt ihre flossige Beute in Fülle. Aber es waren nicht Fischer, die einst den Parthenon bauten, des Äschylus Dramen spielten und in der Rennbahn um den Olivenkranz stritten. Man will es nicht glauben: dies Land, so schön, aber so klein und arm, wurde trotz allem zum Geburtsland der europäischen Kultur. Daß Tunis und Algier, Sizilien, Kalabrien heute so ertraglos sind, beruht auf Verwahrlosung; denn es waren einst wohlkultivierte, üppige Regionen. Die Ertraglosigkeit des heutigen Griechenland beruht dagegen auf seiner kargen Natur und der Bodengestaltung selber. Die Griechen des Altertums aber hat das nicht entmutigt; jede Bergflur, jeder Erdenwinkel wurde nach Möglichkeit ausgenutzt, Seehandel getrieben, Kolonien gegründet. Attischer Honig, attisches Öl wurden schnell berühmt, so auch

die griechischen Weine; die Bergwerke gaben ihnen Metalle, die Töpfereien und alles Kunsthandwerk gedieh; auch die Marmorbrüche der Gebirge wurden zu Schatzkammern, und der Reichtum des Landes hob sich erst langsam und dann in raschem Aufschwung durch Arbeit.

Ein Arbeitervolk. Die Armut macht erfinderisch, und sie weckt die Künste. Der Grieche hat die Mühsal, den Ponos, selbst auf sein Panier gesetzt[2]. Es ist das Volk, das noch keine Seife kannte und dessen Sauberkeit doch vorbildlich war[3], das Volk, das auch noch keine Reizmittel, wie Kaffee und Tabak, kannte, ohne die wir heute nichts fertig bringen; das Volk, bei dem vor allem die Maschine die Handarbeit noch nicht ersetzte und das so auch ohne Buchdruck seine Literatur für die Masse herstellte; der Händefleiß machte das alles. Man arbeitete gewiß noch nicht im rasenden Tempo der Jetztzeit, aber man tat es bei jedem Handgriff mit Genuß und persönlicher Anteilnahme. Am Tagewerk stärkte sich das Ich des Einzelnen, und so sehr auch der Grieche sonst an seinen Staat gebunden war (denn die Staatspflichten banden ihn an Händen und Füßen), so entwickelte sich doch an der Arbeit fröhlich und selbstgewiß der Individualismus, der die im großen Stil erfinderischen Naturen aus der Masse hochtrieb, die Auslese jener Wertvollen, die sich selbst ihre neuen Ziele setzten und doch nichts wollten, als ihre Heimat verherrlichen.

Aber der Sonnenlauf, der Wechsel der Jahreszeiten, regelte wohltätig das Leben, und das Arbeiten war nicht pausenlos. Der Winter brachte die Muße für Unzählige. Denn im Winter ruht die Natur, ruhte auch die Schiffahrt, und es war Zeit, Feste zu feiern und auszuruhen und sich toll auszulassen oder in feierlichem Ernst am Schönen zu erfreuen.

So trat auch die frei schaffende Phantasie in ihr Recht, und ein angeborener Schönheitssinn verstand es, die überquellenden Gebilde, die sie gab, aufzufangen und harmonisch nach Gesetzen zu gestalten. Aus jedem Stein schlug sie ein Märchen, und Eros, die Liebe, rauschte auf starkem Flügel daher, und

in den Büschen lauschten die Nymphen und Satyrn. Die Dichter gingen voran; die Bildner folgten. Über allem aber hob sich die Philosophie, und der denkende Geist sann und spann seine Gedankenfolgen; denn er stand wie Ödipus vor der gähnenden Sphinx dieses Lebens, vor dem Seelenrätsel des eigenen Ich und vor dem großen Welträtsel, das die Herzen pochen macht. Es sind die Rätsel, die da wachsen mit ihren Lösungen. „Nie geboren sein, ist das beste; lebst du, wünsche dir frühen Tod", so hören wir den Pessimismus grollen [4]; aber der Lebensglaube triumphiert: „Vieles Gewaltige lebt, nichts gewaltiger als der Mensch" [5]. „Nichtswürdig ist, wer verzweifelt" [6]. So wurde der Grieche schließlich auch zum Begründer unserer Sittlichkeitslehre, die religiös gestimmt ist und auf der reinsten Gottesvorstellung sich gründet.

Man denkt sich zunächst nur das Volk als Masse, wenn man von den Griechen oder Römern spricht; und in der Tat, als Masse zog es in die Schlachten oder als Kolonist in die Fremde, als Masse stimmte es ab in der Ekklesie (Respekt vor dem Volk, das zum ersten Male versuchte, sich selbst zu regieren), als Masse endlich nährte es in sich Glauben und Aberglauben. So sind es auch die Namenlosen, die den Ackerbau und das Handwerk betreiben. Die Töpfer aber, die da in ihrer Werkstatt ihre Gefäße, jene Tongefäße kneten, deren Malereien wir bewundern, sie sind schon selbstbewußt genug, um uns oft auch ihren Namen zu nennen und in dauerhafter Schrift auf das Gefäßrund zu malen. Und so tritt uns der Einzelne entgegen; aus der Masse löst sich sichtbar die Persönlichkeit. Auch das Griechentum hat, wie jeder weiß, seine Helden gehabt, Männer der Tat und des Gedankens, keineswegs immer Tugendhelden, aber doch Charaktere von größerem Ausmaß und von oft erstaunlicher Begabung, und so gilt es endlich auch, den Versuch zu wagen, sie zu schildern und uns näher zu bringen. Denn in der Betrachtung des Einzelnen stellt sich am schärfsten das griechische Wesen dar. Leider sind unsere Nachrichten nur allzu dürftig, und was auf römischem Gebiet für die Gracchen, für

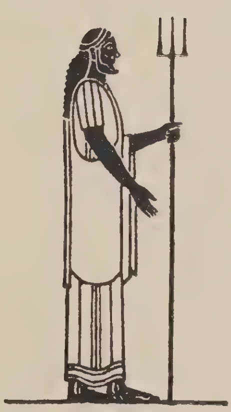
Cäsar und Pompejus möglich ist, ist uns für einen Perikles, Alkibiades oder Themistokles unendlich erschwert. Die antiken Biographien müßten helfen; aber die Griechen brachten die Kunst, Biographien zu schreiben, erst auf, als ihre eigene große Geschichte vorüber war, und viel weniger ihnen selbst als den Römern ist sie zugute gekommen.

Gleichwohl sind wir nicht entmutigt; denn den griechischen Menschen zeigt uns ja auch die dichtende Kunst: Homer schildert uns den Odysseus, Plato den Sokrates, Euripides die Iphigenie. Was wollen wir mehr? Griechisches Leben und Erleben wollen wir aufrollen. Die Zeitenferne ist groß, aber es soll uns doch gelingen.

Glücklich der, der griechisch lesen kann! Griechisch, die klangvollste und ausdrucksfähigste der indogermanischen Sprachen! Wer es nicht kann, ist wie der Blinde im Belvedere des Vatikan. Nur also zum Philologen, zum Gräzisten spricht das Griechentum wirklich untrüglich und unverfälscht. Das klingt hart. Gleichwohl ist es Menschenpflicht, es ist nationale Pflicht, die intimere Berührung mit ihm auch den weitesten Kreisen zu ermöglichen. Schon viele haben es versucht; auch ich will es versuchen. Mögen denn nunmehr die alten Autoren zu uns reden. Es gilt, sie zum Sprechen zu bringen, nicht zwar im eigenen Wortlaut, und wo ich dennoch Übersetzungen aus dem Urtext einfüge, sind sie, wohlgemerkt, frei gestaltet [7]. Denn wörtliche Übersetzung wäre Fälschung. Nur ein natürlicher deutscher Sprechton kann den natürlichen Sprechton der Griechen wiedergeben; die Sprachen sind unter sich zu verschieden, und jede muß ihre eigenen Wege gehen.

*

# Die Götter Homers



Wir Deutschen reisen vorläufig nicht mehr, aber wir erinnern uns doch gern der Zeit, wo das Ausland uns offen stand. Wer da nach Athen oder gar nach Delphi kam, der betrat das sagenreiche Land, wo die griechischen Götter entstanden. In der Tat, ein großes Sehnen, ein großes Schauen befällt die Seele dessen, der auf jenen Straßen zieht. Die Nüchternheit fällt da von ihm ab wie ein schlechter Arbeitsrock, den man zu Hause läßt. Die Schuppen fallen von den Augen. Man glaubt, daß täglich Sonntag sei, der Tag der Andacht.

Wir heute erfinden keine Götter mehr; wir wissen von Bakterien und Bazillen und Röntgenstrahlen und staunen, wenn das gläubige Volk seinen Himmel noch immer mit den geflügelten Engeln und den bunten Heiligen bevölkert. Eine Kuh wirft ein totes Kalb; die Kuh war verhext; die schwarze Katze im Stall war schuld, in der die Hexe steckte. Wer hält es für möglich, daß die Dorfleute das heute noch glauben können? Das Übernatürliche, das zauberhaft eingreift in unser alltägliches Erleben, wie fremd ist es den meisten von uns geworden! Die religiöse Phantastik liegt in den letzten Zügen. Wie anders in jenen Urzeiten der Naturvölker! Ägypter, Babylonier, Inder und Griechen: Himmel und Erde und alle Gewässer strotzten bei ihnen von Göttern, monströs klotzig und riesenhaft bei den Indern, pagodenhaft steif und bizarr bei den Ägyptern, von rein menschlicher Erscheinung, schlicht, aber wohlgebildet bei den Griechen. Wie aber sind die Griechengötter entstanden? Nach dem indischen Gott mit den hundert Armen verlangt keiner, keiner nach dem ägyptischen mit dem Hundskopf oder Katzenkopf; der griechische Hermes oder Apoll dagegen steht in Gips bei uns in jedem Museum, womöglich in jedem Gymnasium. Warum interessieren sie uns? Und wie waren solche Götter möglich?

Die Griechen waren ein Einwanderervolk; vorher saß eine Urbevölkerung anderer Rasse im Land. Außerdem haben Phönizier, vielleicht sogar einmal auch Ägypter auf griechischem Boden und an den Küsten des nahen Kleinasiens

Ansiedlungen gehabt. Die Dichtkunst deutet uns dies an: Ödipus ist in Theben von phönizischen Frauen umgeben, und die Sphinx, die Ödipus besiegt, sieht aus, als wäre sie aus Ägypten eingewandert. Schon bei jener Urbevölkerung gab es gewiß göttliche Gespenster die Fülle, und die Griechen übernahmen sie, als sie ins Land kamen. Namen wie Apoll und Artemis können wir sprachlich nicht erklären; wer weiß, ob das griechische Wörter sind? Ich verweile hierbei nicht; denn es handelt sich um Dinge, die aller Überlieferung vorausliegen.

Aber der Spaten hat geholfen. Durch Ausgrabungen ist nun doch in jene ganz verschütteten Zeiten ein grelles Streiflicht gefallen, und wir sehen: schon damals gab es eine Hochkultur, auf einem Boden, der sich heute mit Ehrgeiz zu Griechenland zählt. Man grub auf Kreta, der größten Insel jenes Meeres, die breit vorgelagert wie ein Riegel das griechische Inselmeer gegen Ägypten absperrt. Wer weiß nicht vom Labyrinth des Königs Minos? Wer weiß nicht vom Ariadnefaden? So wie unlängst der Kreter Venizelos das Griechenvolk beherrscht hat, so tat es damals der Sage nach König Minos, nicht kraft seiner Rednerkunst und Demagogie, sondern kraft seiner Kriegsflotte; er erhob Tribut von allen Küstenplätzen. Die Griechen machten früh aus ihm eine Legendenfigur; sie machten ihn zu einem Griechen, der der Gerechteste der Gerechten war. Mit Gott Zeus selbst hielt Minos auf Kreta geheime Gespräche — wie Moses mit Jehova auf dem Sinai — und gab fromme Gesetze, die indes nie aufgeschrieben wurden. An seinen Hof zog er den ersten aller griechischen Künstler, Dädalos, der ihm das Labyrinth erbaute, der das Knäul mit dem Ariadnefaden ersann und schließlich gar als Flieger hochging; Dädalos flog nicht mit der Maschine, sondern fügte sich Flügel an, die ihn sicher über die Meere trugen. Nur sein Sohn Ikarus, der mit ihm flog, stürzte ins Meer, da er der Sonne zu nahe kam und das Wachs am Flügel geschmolzen war.

In Wirklichkeit war jener König kein Grieche — die Griechen hatten Kreta damals noch gar nicht besiedelt —, sondern ein

Despot der nichtgriechischen Urbevölkerung[1]. Auch beruhte seine Herrschaft gewiß mehr auf Piratentum als auf Gerechtigkeit. In Knossos und Phästos aber sind seine Paläste ausgegraben, und die Überraschung ist groß. Das Labyrinth selbst ist da glücklich gefunden, ein Palast von ganz unwahrscheinlicher Ausdehnung, mit Hunderten von Sälen und Kammern, offenen Höfen und Korridoren, ein steinerner Irrgarten, in dem sich heute der Archäologe verirrt. Die Griechen selbst haben nie so gebaut: es ist ein Zentralraum, von all den anderen Räumen rings gleichmäßig umlagert, wie ein Spinnennetz mit tausend Maschen; im Innern saß der König als die große Kreuzspinne.

An den Wänden die erstaunlichsten bunten Bilder, Frauengestalten, alle ganz ungriechisch gekleidet; sie wirken wie moderne Fälschungen; dekolletiert, mit beängstigend enger Wespentaille und breitabstehenden Röcken, dazu Puffen und Besatzstreifen, Fransen und Rosetten; die Finger voll Ringen, wie sich unsere Damen vor etwa hundert Jahren putzten, wenn sie in Gesellschaft gingen. Dazu Tänzerinnen mit flatternden Haaren. Bei den Männern fehlt nur der Frack und die weiße Halsbinde. Und mit solchen Modejournalfiguren verkehrte der König Minos also auf jener Insel, die heute die Wildheit und Ungepflegtheit selber ist.

Übrigens zeigen die Malereien eine blendende Technik und das genialste Können. Blumenflore sind über die Wände ergossen. Tiere und Pflanzen von fabelhafter Naturwahrheit; fliegende Fische, die aus dem Wasser schnellen, Polypen, Seesterne, Quallen und Algen: das reine Aquarium. Dabei aber eine zappelnde Unruhe im Bild, die ganz ungriechisch scheint: so auch der Verismus, mit dem alles gegeben wird. Nur die Menschengestalt konnten jene Künstler noch nicht natürlich geben, und die Götter fehlen; es fehlen noch Tempel und Götterstatuen. Nur kleine Puppen sind gefunden, die gelegentlich auch eine Göttin bedeutet haben; man konnte sie wie einen Fetisch in der Hand mit sich herumtragen. Mit grie-

chischer Geschichte jedoch hat das alles in Wirklichkeit nichts zu tun.

Von der Donau her rückten nun etwa gleichzeitig oder schon etwas früher die Griechen als Einwanderer in das Land ein, das nach ihnen heißt. Woher sie gekommen? Sie ahnten es selber nicht. Mit dem Trieb nach Süden drangen sie in Einzeltrupps bis an das wundervolle Mittelmeer. Griechen, Hellenen nannten sie sich noch nicht; es gab keine gemeinsame Volksbezeichnung, wie sie auch den alten Germanen gefehlt hat. Achäer, Jonier, Äolier nannten sich die Stämme; als letzte kamen die Dorier hinzu. Die Urbevölkerung wurde wohl rasch aufgesogen; aber eine Rassenreinheit des Griechentums ist infolgedessen nicht durchweg vorauszusetzen. Jeder Stamm sprach einen anderen Dialekt, und der steif einsilbige Spartaner und der schwerzüngige Böotier verstand wohl oft genug den Redeschwall des glatten Joniers nicht. Aber das kleine Land war ihnen zu eng, zu arm; sie saßen darin wie in einem Sack. Die Inseln lockten, die Sporaden, Kykladen, bis Santorin und Rhodos und Zypern, die im Meer wie Schrittsteine liegen, auf denen man nach Kleinasien hinüberspringt. So wurden sie Seefahrer (ein Kompaß war nicht nötig) und besetzten die üppig prangende Westküste Kleinasiens, das Land Smyrnas. Smyrna und Ephesus, die Städte, bestanden freilich in der Zeit noch nicht, die Homer uns schildert.

Das ägäische Inselmeer war so ein griechischer Binnensee geworden; um sein Becken lag die kleine Welt des Griechentums, seine Front aber stand nach Osten, und das ist wichtig. Die Griechen waren nicht wie die Römer. Sie waren Halbasiaten, oder sie wurden es doch mehr und mehr. Der Märchengeist der Levante lebt in ihnen. An der Landschaft selbst entzündet sich die Dichterkraft lichttrunken. Die Levante ist die Heimat der Offenbarungen. Ein heißer Wunderglaube war dort heimisch. Unsere blutarme Phantasie kann da nicht mit, und es mutet uns fremd an. Die griechische Psyche ist für uns schwerer zu verstehen als das nüchterne Römertum, doch aber

zugleich und zum Glück viel leichter zu verstehen als der Hindu, der in der schwülen Treibhausluft der Tropen sich selbst verliert und das Sein mit dem Nichtsein verwechselt.

Die Bodenformation des engen Gebirgslandes bewirkt, daß Griechenland in lauter kleine Gaue und Kantone auseinanderfällt; durch die Brüche im Gebirge sind sie bedingt. Daher die Zerrissenheit der griechischen Geschichte. In den Talspalten, wo immer fruchtbares Erdreich, nisteten die Griechen sich ein wie die Schwalben in den Felsenlöchern — es war ein Volk von geringer Kopfzahl — und bauten ihre kleinen Städte; über den Felsenbuchten ragten ihre Burgen. Einige städtische Siedlungen fanden sie auch gewiß schon im Lande vor. In den Burgen hausten ihre Kleinfürsten, die sich Könige nannten und sich mit den Schätzen, die sie gesammelt, da sicher fühlten. Denn die Burgen waren eng und von zyklopischem Mauerwerk eingeschlossen. Mykene zeigt es. Für Riesenpaläste, wie Kreta sie hatte, war da kein Raum. Gleichwohl wurde Kreta ein Vorbild, und die Könige lernten von da die Dekorationskunst der Saalwände, auch die eingelegte Metallarbeit in Schilden und Dolchklingen. Alles das liegt der Zeit des Homer voraus, doch weiß auch Homer von der Vorbildlichkeit der Kunst Kretas [2]. Göttertempel aber fehlen noch auf den griechischen Königsburgen, es fehlen auch die hohen Götterbilder völlig. Nur für die Ahnen, die fürstlichen Toten, wurden in die Felshöhlen Gewölbe getrieben (sie sind von bewunderungswürdiger Kunst); denn man verbrannte damals die Leichen noch nicht. Auch in Schachtgräbern bettete man die Leichen, legte ihnen goldene Masken aufs Angesicht, die uns noch heute seltsam hirnlos und blöde angrinsen (Schliemann hat sie in Mykene aus dem Grab gehoben), und stellte den Seelen der Toten reichen Hausrat ins Grab; man opferte ihnen Speise auf Brandaltären [3]. Die Toten waren also nicht gestorben; man mußte ihren Seelen Gutes antun, damit sie nicht schwirrend aus der Tiefe fuhren und böses Unheil stifteten.

Und die Götter? wo blieben sie? Gewiß, es gab ihrer

Zeus und Hera

Tausende, in allen Winkeln; denn alle Naturkräfte werden für den Aberglauben zu Personen. Aber sie waren Dämonen, die unfaßbar im Licht oder im Finsteren hausen. Man wußte nur ihre Namen, aber Gestalt hatten sie nicht, und niemand wußte ihre Namen zu deuten. Einen großen Gott, einen himmlischen Vater, der da donnert, wenn er grollt, den mußte es geben; man nannte ihn Zeus; den brachten die Griechen schon aus ihrer Urheimat mit ins Land. Der Ehrgeiz unserer Bergfexen, die höchsten Bergesgipfel zu erklettern, fehlte den Griechen ganz; im Gegenteil, in allen Zeiten hatte man heilige Scheu davor; denn da oben war Götterboden. Auf den höchsten Bergspitzen waren des Zeus heilige Bezirke, niemand durfte sie betreten, und der Jäger, der sich dahin verirrte, bemerkte, daß an solchen Stätten die Gegenstände keinen Schatten warfen [4]. Aber Zeus genügte nicht. Man brauchte sonst noch gute Geister für die Fruchtbarkeit von Mensch und Vieh und Saaten, man brauchte Hilfe gegen die Stürme und die tausend Schrecken der Natur. Jeder Ort im Lande benannte sie anders, und Apoll und Hermes waren so blasse Gespenster wie Artemis, Hera und Athene und all die anderen. Es war eine Religion der Angst, bevor Homer dem Volk seine Götter gab; sie war Fetischdienst wie bei den Negern und Indianern, ein sinnloses Taumeln zwischen ausgelassener Freude und schreckhaftem Grauen und Entsetzen, und die erregte Phantasie sah Gespenster allüberall.

Wie abenteuerlich göttlich schön ist der griechische Frühling, seelenerlösend! Glücklich der, der ihn einmal erlebt hat. Der kurze Winter gab rauschende Regengüsse; plötzlich, wie mit einem Zauberschlag, springt in den Tälern der Frühling in Millionen Blüten auf. Veilchenduft und Rosen an jedem Quell, Malven und Mohn an allen Hängen; die Saaten wogen, um zweimal im Jahre zu reifen. Goldkäfer hängen an den violetten Distelblumen und glänzen in der Sonne wie Juwelen. Die Zikade singt wie die Nachtigall; sie ist die Nachtigall des Ackerfeldes. Eine gloriose Freude thront blitzend und jauchzend über den beschneiten Höhen, und in den sanften Tälern drunten

webt süßer Zauber, wo der Wein und die Granate sich üppig in den Lorbeer drängt und die Olive ihr Silberlaub im Zephyr wiegt. Die Mondnacht von unsäglicher Milde und Windesstille.

Aber zur Naturandacht lockte das nicht. Der primitive Mensch wußte noch nicht aus freiem Herzen seinem Gott zu danken. Seine Sinne waren noch zugehalten. Das alltägliche Glück war selbstverständlich; man fürchtete nur das Unglück und dachte nur an die bösen Geister, die das Glück zerstörten. Abwehr des Unheils, das ist überall der trübe Gottesdienst des ältesten Heidentums und war es zu Anfang auch bei den Griechen. Das Schiff zerschellt, wenn der wilde Boreas den Zephyr verjagt. In den Bergesschluchten herrscht furchtbare Todesstille und Einsamkeit: den Hirten faßt panischer Schreck, und er flieht davon, als lauerte der würgende Tod hinter dem nächsten Felsen. Die Brandung reißt an den Küsten; die Erde selbst spaltet sich, und der Vulkanismus schlingt ganze Inseln, ganze Städte weg in die Tiefe. Durch die Erdspalten geht es zur Hölle, zur Hölle, wo die lechzenden Schatten, die Seelen der Verstorbenen, hausen, die uns um unser Leben beneiden.

In einem Riß des Parnaß, da liegt das berühmte Delphi. Die Gebetsstätte ist uralt. Auch da ein Erdspalt; die Dünste des Orkus hauchen aus ihm; so wurde über dem Spalt, zuerst in Form eines Bienenkorbes, die Weissagungsstätte gebaut, und Ge, die Erde selbst, ist es, von der man sich da die Orakel holte. Unheimlicher noch, wenn die Bäche, die vom Berge stürzen, in solchem Spalt verschwinden. Derartiges sieht man noch heute oft in Griechenland. Katavotren nennt man solche Schlünde. Alles das sind die Eingänge zum Tartarus (wie die Hundsgrotte bei Neapel). Das ganze Land ist von der Hölle unterhöhlt; überall führt die Charonische Stiege zur Unterwelt. Daher auch der Styx, das schwarze Wasser. Man sieht ihn noch heute; bei dem Ort Solos in Arkadien quillt er aus einer tausend Fuß hohen Steilwand hervor, ein verstäubender Wasserfall, um unten in einem Felsenschlitz völlig zu verschwinden. Wo blieb er? So wurde er der berühmte Fluß im Totenland,

in dem dunkelen Reich der Schatten, wo der Asphodelos blüht, die Totenblume. Dies Reich ist also nicht verschlossen; es hatte seine Luftschächte nach oben. Wie leicht konnten die Abgeschiedenen durch die Erdspalten wieder emporsteigen, um die Lebenden zu schrecken! Man stürzte Menschen in die Tiefe, um den Hades zu versöhnen.

Dämonen und Gespenster überall, und der Zauber muß gegen sie helfen. Auch Apoll ist solch Gespenst. Ist Pest im Land? Er hat sie gebracht, und man muß ihn versöhnen. Gibt es Mäuseplage: man ruft zu ihm. Das ist der Mäuse-Apoll. Artemis ist es, die bei Fehlgeburten Kinder und Mütter würgt oder mit dem Pfeil erlegt. Im Walddickicht haust Pan, der meckernde Gott in Bocksgestalt. Die Erinyen brüllen und bellen und bringen den Schuldbewußten zum Wahnsinn. Harpyen und Sirenen drohen mit Tod, und das Medusenhaupt, das die Zähne fletscht. Von der Hexe Lamia wußte man: sie trägt ihre Augen in einem Gefäß mit sich herum und setzt sie sich ein, wenn sie dich anstarren will. An den Dreiwegen lauert Hekate, von dämonischen Hunden umgeben; von Hekate leitet unser Wort „Hexe" sich her. Auch auf den Töpfer lauern fünf böse Kobolde (jeder hat seinen Rufnamen) und bewirken, daß der Brennofen grimmig wird und mit seinem Rachen alle Gefäße zerbeißt oder zerstört [5].

Lauter Gespenster, die sich nicht greifen lassen. Aber man glaubte, daß sie auch in greifbaren Gegenständen stecken können, und das ist der Gott im Fetisch. Wie in der Bibel der Bet-El, der rohe Stein, als Sitz Gottes gilt [6], so ist auch Hera ein behauner Stein, so ist Apoll ein Steinkegel, den man aufstellt und mit Honig oder Blut bestreicht. In Dodona steht die heilige Eiche, ein Gott ist in ihr, und wenn sie rauscht, ist es Gottes Stimme. Auch die Platanen rauschen Träume, und man geht hin, unter ihnen zu schlafen. Der Efeu (Kissos) rankt sich in die Weinrebe: er war einst ein Jüngling, der mit Gott Bacchus tanzte; daher sehnt er sich in Ewigkeit nach Umschlingung. Die Schlange häutet sich; das ist wie Auferstehung des Leibes,

und das Tier muß göttlich sein. Man will auswandern; ein Rabe fliegt auf; folge seinem Flug; denn der Rabe ist Apoll. Und so geht es weiter: tolle Hunde muß man schlachten, wenn das Getreide zu verdorren droht. Braucht man Gewitter, so macht man, um es zu rufen, ein Getöse mit Wagenrädern, die polternd über die Steine rollen. Wertvoll vor allem die seltenen Quellen im heißen Land; daher all die Nymphen, die Quellgeister. Aber die Nymphe stirbt, wenn der Quell versiegt.

Und das sind die Götter Griechenlands, nach denen unser deutscher Dichter voll Sehnsucht ruft: „Da ihr noch die schöne Welt regiertet, ach, da euer Wonnedienst noch glänzte, schöne Wesen aus dem Fabelland?“ Sie sind es nicht. Erst Homer hat sie geschaffen. Sie waren ein Geschenk der hohen Dichtkunst, eine Originalleistung erster Ordnung. Erst damit wird das Griechentum eröffnet. Eine neue Welt entsteht durch Künstlerhand.

O wie viel schöner, als der Schöpfer sie gegeben,
Gibt ihm die Kunst die Welt zurück!

Die große Dichtkunst war erwacht. Wenden wir uns ihnen denn endlich zu, den Göttern Homers. Wer sie nicht kennt, kennt die Griechen nicht.

Die ägyptischen Götter sind starre Riesensymbole geblieben, die indischen blieben Ungetüme von Elefantengröße, die Götter Homers sind Menschen; nur in den Adern haben sie Götterblut. Das Menschenideal jener alten Zeit lernen wir also in ihnen kennen, aber nicht nur das; Homer löst auch die Frage, wie der Mensch in seiner Schwäche zum übermächtigen Schicksal sich zu stellen hat: ein Ergebnis wahrster Frömmigkeit. Die Götter Homers mochten untergehen, seine Frömmigkeit blieb unverloren.

Soll ich sie nun aufzählen, jene Götter? Jeder glaubt sie zu kennen. In unseren Bilderbüchern, auf modernen Gemälden treiben sie hundertfach ihr Wesen; in Gips stehen sie

in unseren Stuben auf Konsolen und Kommoden: der hübsche Apoll mit dem Haarknoten, die Venus mit den abgebrochenen Armen, der Zeus mit dem prächtigen Vollbart. Gewiß. Aber man muß wissen, daß alle diese Figuren jung sind. Die Künstler, die sie meißelten, lebten lange nach Homer. Homer kannte noch kein Gottesbild; bilderlos war sein Gottesdienst [7]. Die Götter unserer Museen haben mit Homer nichts zu tun.

Von Zeus, Apoll, Hermes und Athene gab es in den Kantonen des Landes die verschiedensten Vorstellungen, ein völlig zersplittertes Glaubensleben. Überall nur Lokaldienst, und jeder Ort dachte sich etwas anderes, wenn er die Namen nannte: ein spukhaftes Chaos von Dämonen. Der Dichter aber stellt sich hoch über die Masse und schafft aus dem Vielerlei endlich den einen Zeus, die eine Athene, und diese Götter sind nicht mehr an den Ort, an die Kultstätte, an den Fetisch gebunden. Überirdisch wohnen sie im Himmel oder auf dem Götterberg Olympos, der auch nicht mehr ein bestimmter Berg in Kreta oder in Thessalien, sondern ein Phantasieberg ist. So beherrscht jetzt auch Poseidon alle Meere, und Hades wird der Herr der Unterwelt. Zeus, Poseidon und Hades, die drei Brüder, teilen sich vertragsmäßig in die drei Reiche. Und das Gespenstische hört auf, der Himmel wird mit Seligen bevölkert.

Aber man glaube nicht, daß Homer nur schönfärbt. Er ist gesunder Realist, und eine flotte Lebendigkeit gilt ihm mehr als eintönige Verklärung. Seine Götter tragen noch keinen Heiligenschein.

Dafür war günstig, daß der Himmel uns räumlich so nahe ist; denn das eherne Himmelsgewölbe ist nicht höher, als der Geier fliegt, und auf den höchsten Bergen lehnt es aufgestützt. So ist auch der Tartarus nicht tiefer als der Erdspalt, in den die Bergwasser stürzen. Es ist noch das naivste Weltbild. Oben auf dem Olymp hat sich Vater Zeus mit seiner Familie eingerichtet. Er braucht da nicht zu frieren; denn es ist zum Glück ein Phantasieberg, und Homer, der sonst Griechenlands Schneegipfel sehr wohl kennt, versichert ausdrücklich, daß da

nie Schnee fällt [8]. Das Hauswesen aber ist genau so wie bei den Landesfürsten, die da in Argos und Theben saßen. So menschlich sind auch die Charaktere der göttlichen Haussöhne und Haustöchter. Um so kennenswerter sind sie: alle voll Tätigkeitsdrang, aber nicht alle gleich edel. Üble Laune und Streitsucht gehört nun einmal zum Leben. Welche Familie käme ohne das aus? Auch das Götterdasein wäre öde ohne Reibung und Intrige und etwas Sünde.

Zum Glück sind Zeus' Kinder schon alle erwachsen, und der Vater hält darauf, daß sie nicht beruflos leben. Sie haben sich alle strebsam um die Menschen zu kümmern, und ihr eifriger Blick späht daher immer nach unten. Helfen und strafen, das wechselt ab. Zeus selbst ist, seiner Stellung entsprechend, voll überlegener Gutherzigkeit und Gerechtigkeit. Er ist die hohe Intelligenz. Darum entriß er seinem Vater Kronos die Weltherrschaft und nennt sich nun stolz den Kroniden, wie der Sohn des Atreus sich den Atriden nennt. Hera, seine Gattin, ist gleichaltrig, und sie ist seine Schwester. Wenn sie ihr Beilager halten, erregt sich die ganze Natur, und wunderbar sprießen Narzissen und Veilchen aus dem Erdengrund (die Ehe zwischen Himmel und Erde). Aber es war eine Notehe. Es gab für Zeus keine Auswahl ebenbürtiger Frauen, und immerwährender Ehezank ist leider die Folge. Heras Eifersucht ist groß und nicht ganz unberechtigt. Zwar einen Harem, wie die Großkönige des Orients, kann sich Zeus nicht halten; aber es tauchen gelegentlich doch auf dem Olymp ein paar Nebenfrauen auf; sie heißen Leto und Dione. Das nicht genug; oft läßt sich Zeus auch zu sterblichen Frauen herab, um mit ihnen die Helden zu zeugen, die Griechenland groß machen.

Natürlich ist auch ein Königsschloß da. Es ist parataktisch gebaut, d. h. es liegen lauter Zimmer nebeneinander, jedes mit besonderem Eingang, jedes Zimmer für einen Gott. Dazu kommt ein Versammlungssaal, wo die Speisetische stehen und wo man zur Beratung zusammenkommt. Denn

nichts geschieht ohne parlamentarische Vorbesprechung. Abgestimmt wird freilich nicht. Bei besonders wichtigen Fragen wird auch Poseidon aus dem Meer heraufbemüht, ja, auch alle Nymphen und sonstiges geringeres Personal; nur der dunkele Hades nicht. Alles steht auf, wenn Zeus eintritt; aber es herrscht großartige Redefreiheit. Mit Respektsäußerungen beginnt jeder Sprecher; dann aber kommt es temperamentvoll oft genug zum Spotten und Schelten.

Der starkarmige Künstler und Schmiedegott Hephäst, einer der Söhne, hat den Palast gebaut. Seine Leistungen sind der Minoischen Kunst, die wir aus Kreta kennen lernten, ebenbürtig. Homer sagt geradezu, des Hephästos Kunst stammt aus Kreta [9]. In seiner Schmiede steht er rußig über dem Blasebalg. Dreifüße fertigt er an, die auf goldenen Rädern laufen und wie die Automobile von selbst dahinrollen, um die Götter zu bedienen. Ja, er hat Mädchen aus Metall angefertigt, die sich gleichfalls automatisch bewegen und ihn bei der Arbeit unterstützen. Bekommt er Besuch, wäscht er sich mit dem Schwamm die behaarte Brust, Hände und Angesicht. So sind nun auch die Wände selbst im Palast des Zeus ganz aus geschmiedetem Metall, der Fußboden ist golden. Das Palasttor wird von den Horen gehütet. Mit Rossegespann fahren die Götter aus dem Tor auf ihre Unternehmungen aus, wie die Erdenbeherrscher aus ihrer Burg. Die Geißel ist aus Gold; die Pferde fliegen. An Stallung und Wagenremise fehlt es nicht. Es ist für alles gesorgt. Auch der Wagen ist ganz solide aus Metall, und er wirft Flammen.

Auch der Meeresgott Poseidon hat natürlich Familie; dazu all die Nereiden, die die See bevölkern. Sie alle haben Taucher-naturen. Tief im Wasser steht des Poseidon glänzendes Schloß, und auch er hat Gäule mit goldenen Mähnen, die zur Ausfahrt bereitstehen. Herrlich ist es, wie er über das Meer kommt: die Haifische fahren auf und umtummeln ihn; die Wagenachse wird nicht naß. In einer Unterwassergrotte stellt der Gott das Gespann ab, wenn er ans Land steigt [10]. Einen Inselberg

erklimmt er, die dreizackige Harpune in der Rechten, und späht aus, ob es für ihn etwas zu tun gibt. Denn er wird leicht bös, und es freut ihn, einmal mächtig einzugreifen.

Wir aber kehren zu Zeus zurück. Seine hohe Familie ist in zwei Parteien zerspalten; denn es handelt sich bei Homer um den langwierigen trojanischen Krieg, der zehn Jahre währte. Die Achäer (so heißen die Griechen bei Homer) wollen Troja nehmen. Nun ist Hera für die Griechen, ebenso auch die Jungfrau Athene. Die liebreizende Aphrodite dagegen ist zitternd ängstlich für Troja besorgt, und wie sie, so denkt auch Apoll. Man sieht, die holde Weiblichkeit hat hier stark mitzureden. Die Emanzipation der Frau war für die Griechen damals ganz selbstverständlich. Nichts geht ohne sie. Klugheit und Tatkraft ist bei den Frauen. Ebenbürtig sind sie den Männern. Denn auch die Dichtkunst verwalten sie; die Dichtkunst und Gesangskunst ist Sache der Musen. Die asiatische Auffassung von der Unterdrückung des weiblichen Elements hatte damals noch gar nicht Boden gewonnen. Es ist die altgermanische Auffassung von der Stellung der Frau, die wir bei Homer wiederfinden[11]. Echte Rasseweiber sind es, die er uns schildert, eine willkommene Abwechselung in der Masse der kampfwütigen Männer, die die Ilias erfüllen. Betrachten wir sie uns näher.

Thetis, die Meeresfrau, ist nur Mutter; sie bangt um ihren Sohn Achill. Wenn der Sohn mürrisch ist, kommt sie und streichelt ihn; wenn er trauert, geht sie in Schwarz. Um seine Wünsche zu erfüllen, eilt sie zu Zeus, der auf dem Berge thront, und legt ihm bittend die Hand unter das Kinn. Aber da ist schon Hera. „Mit wem hast du da so heimlich verhandelt?" interpelliert sie den Gatten gleich voll Argwohn. „Ich weiß, es war Thetis; sie hat dich beschwatzt." Eben versammelt man sich zur Mahlzeit, aber der Zank ist nun im Gange. Zeus ist um Antwort nicht verlegen, bis Hephäst, Heras lieber Sohn, für die Mutter gute Worte einlegt. Da glättet sich endlich die Stimmung. Allen Göttern kredenzt Hephäst den Becher

mit Nektar (der Schenk Ganymed ist noch nicht in Funktion), aber er hinkt; denn er hat schwache Beine, und die Tischgenossen lachen unermeßlich über sein Humpeln. Dicht vor Sonnenuntergang findet die Mahlzeit statt (das war die übliche Tischzeit), während die Musen ein Wechsellied anstimmen und Apoll dazu die Begleitung spielt. Gleich danach legen sich alle Götter schlafen, jeder für sich in seiner Götterstube; nur Zeus schläft mit Hera im selben Raum. In der Frühe kommt dann Eos — das ist die Göttin des Morgenrots —, steigt auf den Berg und sagt den Göttern an, daß es wieder Tag ist und Zeit aufzustehen. Sie müssen früh ans Geschäft, mit der Sonne.

Zeus aber hat diesmal schlecht geschlafen, weil der Wunsch der Thetis ihm Sorgen schafft. Als er Thetis die Bitte gewährte, nickte er nur stumm ohne Worte, aber von dem Schütteln seiner Mähne bebte der Olymp. So bebt der Berg auch jetzt unter seinem Fußtritt, da er in Unruhe auf und ab geht. Das Zepter trägt er, aber keine Krone. Langhaarig ist er wie alle Götter; keine Schere kam je an seine Locken; denn nur der Sklave wird geschoren. Übrigens ist Zeus der Häuslichste in seiner Familie und verläßt wie ein echter Sultan nur ungern seine Residenz, geschweige denn, daß er sich persönlich gemein macht und in das Handgemenge der Schlacht begibt. Um so erhabener steht er da. Er ist der Allvater, und in allem Geschehen im Himmel und auf Erden vollendet sich sein Wille[12]. Nur einmal, hören wir, faßte ihn die Verblendung. Auch Ate, die Verblendung, ist als Göttin gedacht; sie ist Zeus' Tochter, die rasch, aber mit sanften Füßen unhörbar einhergeht. Wie sie aber den Zeus selbst betören will, faßte er sie bei den Haaren und warf sie zu den Menschen hinab[13]. So kommt es, daß er nie irrt. Ist sein Herz einmal unschlüssig, so holt er die Wage hervor und hält sie hoch in seiner Hand; denn zwei herrliche Helden wollen kämpfen; welcher soll fallen? Er liebt und ehrt sie beide. Er wirft ihre beiden Todeslose in die Schalen; so hat er gleichsam das Schicksal in Händen, und

wessen Schale zum Hades sinkt, dessen Tod muß er geschehen lassen. Zeus tut es voll Herzeleid; denn er ist gütig. Wo also sein eigener Wille nicht ausreicht, da gibt es ein Schicksal, das ihn leitet. Dann aber ist er ganz Entschlossenheit. Gern hört er zwar auf den Ratschlag und die Bitten der anderen; aber wehe dem, der seiner getroffenen Entscheidung zuwider zu handeln wagt! Seiner rebellischen Gattin droht er mit Fäusten, und alle zittern und ducken sich. Denn in früheren Zeiten hat er gelegentlich ganz exemplarisch gestraft, und das ist unvergessen. Hephästus erzählt, wie Zeus ihn, weil er nicht tat, was er sollte, am Fuß packte und vom Himmel zur Erde beförderte; einen ganzen Tag lang sauste er durch die Luft (auf Grund des Fallgesetzes könnte man hiernach die Höhe des homerischen Himmels berechnen). Auf der Insel Lemnos fiel er nieder, wo er dann gleich eine Werkstatt für Ringe und Armbänder auftat (offenbar war Lemnos damals für diese Handelsartikel berühmt). Aber seitdem hinkt Hephäst. Und Hera, die göttliche Hausfrau selbst: als sie es einmal zu arg trieb, band Zeus sie hoch am Äther fest, so daß sie frei wie eine Gewitterwolke in der Luft hing, zwei Ambosse hing er an ihre Füße (eine Folter mit Gliederstreckung, dem barbarischen Strafrecht abgelauscht), und niemand wagte sie zu befreien.

Aber diese grotesken Gewalttätigkeiten, die an indische Phantasie gemahnen, liegen weit zurück; es wird nur an sie erinnert. Hera hat die Strafe ganz gut überstanden, und ihre Energie ist unverloren. Sie pocht darauf, daß sie ebenso vornehmer Herkunft wie ihr Gatte ist, und fährt ihm immer wieder in sein Regiment. Ihre symbolische Bedeutung tritt bei Homer ganz zurück. Es gab Griechen, die sich Hera als Erdgöttin dachten, die im Frühling noch Jungfrau ist, im Sommer Mutter wird und im Winter als Witwe trauert[14]. Derartige Symbolik kann ein Dichter, der dramatisch wirken will, nicht brauchen. Er braucht Intrige.

Mit Rossen weiß Hera umzugehen wie der beste Stallknecht und mischt sich wider des Gatten Geheiß zielbewußt wieder-

holt in die Menschenschlacht. Will sie den Gatten ablenken, so schmückt sie sich mit ihrem besten Kleiderstaat, listet der Frau Venus ihren Liebesgürtel ab (denn um eine Lüge, die einen guten Zweck hat, ist auch der edelste Grieche nicht verlegen) und verlockt den Gemahl, der zur Abwechslung auf dem Berg Ida sitzt, zum Liebestaumel. Dazu holt sie erst noch den Schlaf herbei, den Schlaf, der auch ein junger Gott, ja, der der Herr aller Menschen und Götter ist und auf einer der nahen Inseln wohnt. Wenn er ihr hilft, Zeus einzuschläfern, soll er zum Lohn mit einer der Grazien oder Charitinnen sich vergnügen dürfen. In Nebel gehüllt, kommt der Schlaf wirklich übers Meer und setzt sich im Wald in des Zeus Nähe als Vogel auf eine hohe Tanne. Da werden die Augäpfel des Gottes plötzlich müde unter ihren Wimpern, und trunken von Schlaf und Liebe vergißt er in Heras Armen alles andere. So können indessen Heras Pläne auf Erden gedeihen. Hinterher kommt dann natürlich das übliche Ehegewitter: „Arglistige, soll meine Geißel dich züchtigen?" usf.

Wie anders Frau Venus, die goldene, süße Aphrodite! Sie ist Zeus' Tochter, und sie ist schuld am Trojanischen Krieg; denn sie war es, die Paris antrieb, Helena zu entführen. Aber Aphrodite ist kein starkes Gemüt. Als sie in eigener Person Helena aufsucht (denn sie behält die Beziehungen aufrecht), findet sie Helena voll Reue und läßt sich von ihr gröblich schelten. Die Göttin denkt nicht daran, das übelzunehmen, und rückt statt dessen dem Buhler Paris eigenhändig den Stuhl zurecht, damit er sich wieder zu seiner Geliebten setzt. Äneas, der sterbliche Held, ist der Aphrodite Sohn; um ihn vor dem Tod zu retten, wagt sie sich einmal in die Schlacht, wo die Speere fliegen. Aber es bekommt ihr übel; Held Diomedes verwundet sie ohne Scheu. Da fängt sie an zu schreien, wie sie ihr Blut, den Ichor, sieht (denn die Götter haben nicht Menschenblut, sondern Ichor). „Schlimm genug, daß du Weiber zur Untreue verführst", ruft Diomedes ihr nach, als sie sich davon macht. Dann setzt sie sich im Himmel auf den Schoß ihrer

Mutter Dione, und Zeus sagt väterlich: „Ich gab jedem von euch seine Pflichten. Mein Sohn Ares ist für den Krieg, du bist für die Hochzeiten da. Was mischest du dich also ins Getümmel?“ Athene aber steht dabei und macht Witze: „Sie hat sich gewiß nur eben an einer Nadel geritzt, als sie irgendein Menschenweib besuchte und ihr dabei streichelnd übers Gewand fuhr.“ In der Tat wurden die Frauenkleider nicht geknöpft, sondern man pflegte sie nur mit Heftnadeln zuzustecken.

Töchter, liebreizend zum Küssen und dabei zur Leichtfertigkeit geneigt, kommen in den besten Häusern vor. So ist Aphrodite. Die Göttin der Liebe muß selber lieben; das ist für die Logik des Märchens selbstverständlich. Wir aber sehen uns im Familienkreise weiter um. Da sind Aphroditens Brüder und Stiefbrüder, die mächtigen und klugen Zeussöhne Apoll und Hermes und der grimme Ares, vor allem aber zwei wackere Schwestern, die Haustöchter Artemis und Athene. Ihre Gestalten sind wohl die eigenartigsten und feinsten Produkte der griechischen Traumdichtung: zwei Darstellungen ewiger Jungfräulichkeit, das griechische Jungferntum in seiner Idealisierung, rein und klar und willensstark. Unberührt und spröde wie die einsame Wildnis in Bergeshöhen und Walddickicht, so ist Artemis, die Jägerin, die junge Hüterin des scheuen Wildes. Unberührt, fleckenlos und hell wie das Licht des Äthers im griechischen Frühling, so ist Athene, die Herrliche. Welches andere Volk hätte eine Athene ersonnen? Die Lieblingstochter ihres Vaters: Geist und Herz hat sie von ihm, und als Abzeichen borgt sie von ihm die Ägis, das Sinnbild ihrer Unnahbarkeit, ein Busengeschmeide, darauf schreckensvoll und fürchterlich das Schlangenhaupt der Gorgo droht[15]. Sie ist Meisterin der Webekunst in aller Weiblichkeit, aber weltkundig, reif und klug, immer rasch im Handeln, großherzig, mutig und anderen Mut verleihend, selbst auch waffenfroh, aber in der Schlacht die Besonnenheit selbst und ohne Blutgier; sie ist der Gemeinsinn in Person und daher Freundin der Männer, der Sterblichen, die Götterhilfe verdienen. Freundschaft ohne

Liebe, Huld ohne Begehrlichkeit: nie und nirgends ist das in der Frau so dargestellt worden wie in der Athene der Griechen. Zu Diomedes springt sie auf den Streitwagen, lenkt ihm eigenhändig die Rosse und gibt ihm Rat und Weisung. Den Achill warnt sie vor Überhebung und geleitet den Dulder Odysseus auf seinen Irrfahrten über See und Land, besorgt, daß er endlich seine Heimat Ithaka und seine Penelope wiedersieht; immer erfinderisch, immer das rechte Wort auf der Zunge, und Vater Zeus selbst hört mit Stolz auf sie. Da ist auch nichts vom Blaustrumpf, nichts Tantenhaftes. Es ist, als wäre diese Athene für das modernste Frauenideal erdacht, freilich für das, das von jeder Mutterschaft absieht! Und vom Hausstand verstehen die Töchter des Zeus nichts; das ist selbstverständlich; denn auch sonst hatten die griechischen Haustöchter damit wenig zu tun.

Der Trojanische Krieg, den Homer schildert, war für Troja etwa dasselbe, was der letzte Weltkrieg für Deutschland war: zehnfache Übermacht auf der Seite des Feindes. Begreiflich, daß selbst die Götter sich dabei in Leidenschaft verlieren, fast so, wie die Zuschauer bei den Stierkämpfen im heutigen Spanien. Für Sieger und Besiegte pocht ihnen das Herz in Erregung, vor allem auch für Hektor, der als Vorfechter die Heimat zu retten sucht. Der muntere Dichter aber, dessen Realistik wir nun schon kennengelernt haben, er liebt es, die Menschenähnlichkeit seiner Götter, die sonst sich vornehm genug gebärden, gelegentlich schalkhaft bis zum Burlesken durchzuführen. Die Frömmigkeit litt nicht darunter. Als Zeus sich entschlossen hat, dem Schicksal, das dem Hektor droht, freien Lauf zu lassen — der tragische Ausgang steht unmittelbar bevor —, da lassen sich seine Söhne und Töchter nicht mehr halten und stürzen sich alle gleichzeitig rauflustig mitten in die Menschenschlacht. Dem Zeus, der von oben zusieht, lacht dabei das Herz voll Freude; denn sie sind ja gottlob unsterblich und können nicht ernstlich Schaden nehmen. Ares, der rohe Kriegsteufel, der da so laut brüllt wie zehntausend Männer, rennt wirklich

sogleich mit dem Spieß gegen Athene: „Warum so dreist, du schamlose Fliege?“ so schimpft er sie. Sie aber schmeißt ihm einen großen Feldstein an den Hals (eine zweite Brunhilde), so daß er glatt hinstürzt, sieben Hufen Landes mit seinem Leib bedeckend, und Athene jubiliert und jauchzt auf in Freude. Da kommt Aphrodite, denn sie ist heimlich in Ares verliebt, und sucht ihn aus dem Getümmel zu führen. Athene aber schlägt sie gegen die Brust, und nun liegen beide Liebenden kläglich zusammen am Boden. Nur Apoll ist vornehm und will an der göttlichen Balgerei nicht teilnehmen; da bekommt er Schelte von seiner Zwillingsschwester Artemis. Das aber hört Mutter Hera und fährt die Artemis an: „Schamlose Hündin! Wollen wir uns einmal messen? Wozu hast du deine Pfeile?“ Dabei reißt sie ihr die Pfeile weg und schlägt ihr damit um die Ohren, Streich auf Streich, so daß Artemis weinend auf den Berg zum Vater Zeus rennt, und Zeus muß sie umarmen und trösten wie ein rechter Hauspapa, dessen Kinder unartig sind: das Ganze ein flottes Zwischenspiel des Humors, eingelegt, um der Ermüdung, die die endlose Männerschlacht der Ilias im Hörer zu erzeugen droht, vorzubeugen.

Der Dichter der Odyssee aber geht noch weiter, bis zum Frivolen. Das Volk der Phäaken ist unentwegt lebenslustig, und es will von dem Sänger, der bei ihnen auftritt, auch etwas Lustiges hören. Und der Sänger erzählt ihnen da von der Buhlschaft des Ares mit Aphrodite, die erste griechische Liebesnovelle mit dem unvermeidlichen Motiv vom betrogenen Ehemann. Das Schlimmste wird diskret genug abgemacht. Der hinkende Hephäst, das Ungeheuer, wie er genannt wird, ist der Aphrodite rechtmäßiger Eheherr. Aber sie ist jung und schön, und er steht rußig und schweißtriefend in seiner Schmiede. Da ist es begreiflich, daß Ares zu ihr schleicht und sie ihn erhört. Gott Helios, der Sonnengott aber, der in alle Ecken blinzelt, hat ihr Treiben gesehen und meldet es dem betrogenen Gatten. Da fertigt Hephäst ein unsichtbares Netz aus feinsten metallenen Maschen, die unzerreißbar sind; das hängt er über das Bett-

gestell. Ares kommt wieder und meldet: „Hephäst ist fern!“ Aphrodite nimmt ihn sanft zu sich aufs Lager, da hängen sie beide zusammen im Netz verstrickt, und der Dichter gefällt sich nun darin, ihre Not auszumalen. Helios ist es wieder, der die Sache kundtut, und alle anderen Götter kommen ans Bett, und ihr Lachen will nicht enden. Nur die Göttinnen kamen nicht; denn sie schämten sich. „Ich bin in meiner Ehre gekränkt und betrogen“, so rast Hephäst und will seine Brautgeschenke wiederhaben. Die Götter aber spotten: „Hephäst fing den Ares, der Langsame fing den Schnellen!“ Zeus selbst fragt den Hermes: „Möchtest du wohl auch so in Fesseln liegen?“ „O gewiß,“ sagt Hermes, „wenn es mit der goldenen Aphrodite ist.“ Erst auf Poseidons Bitten werden die Fesseln endlich gelöst, und Ares macht, daß er fortkommt; er geht wie ins Exil ins ferne Thrazien ab. Aphrodite aber läßt sich von den Charitinnen baden und salben und ist anmutiger als je zuvor.

Man hat die Religion Homers Kunstreligion genannt; sagen wir besser Dichterreligion. Dichtertrieb ist Spieltrieb, und vollkommene Freiheit der Seele ist die Voraussetzung. Der Dichter nimmt seinen Gegenstand, er sei, welcher er sei, und spielt übermütig mit ihm in ungehemmter Laune, auch da, wo es sich um Gott handelt, den er nach seinem Bilde, nach menschlichem Bilde schafft. Auch die Götter voll Begierden und Leidenschaften! Die Leidenschaften der Menschen, ob heroisch, ob sinnlich genußsüchtig, wären nicht begreiflich, wenn sie nicht auch in Gott wären, der der Urgrund von allem, der uns wesensverwandt, der unser Vater ist. Eine zutrauliche Frömmigkeit ergab sich daraus, wie sie uns kaum irgendwo sonst so entgegentritt. Den Gott muß ich lieben wie einen Vertrauten, der überirdisch ist und doch so lieben und zürnen, so trauern und lachen kann wie ich; so dachte der Grieche jenes naiven Zeitalters.

Soweit die Charaktere. Die äußere Erscheinung bleibt noch übrig. Denn man wird fragen: wie sahen denn aber die

homerischen Götter aus? Die Antwort ist: der Dichter weiß es nicht; er weiß auf solche Frage fast nichts zu sagen. Er hat für sie immer nur das eine Wort schön. „Die Jugend ist auch im Sterben noch schön, nicht aber das Alter": das gilt zunächst von den Sterblichen, und wir wollen glauben, daß die griechische Rasse damals schon Mustergestalten genug erzeugt hat, die das Auge betörten und wie ein Wunder wirkten. Aber der Palast in Knossos, von dessen Gemälden ich sprach, und ebenso die griechische Vasenmalerei des 8. und 7. Jahrh. v. Chr. zeigt uns, daß man in jenen Zeiten den schönen Menschen zeichnerisch noch gar nicht aufzufassen vermochte; darum auch keine Götter[16]. Ungefähr alle Menschen (außer Thersites und Dolon) heißen bei Homer schön; denn Schönheit adelt; erst recht heißen so die Götter. Achill rühmt sich selbst, wie groß und schön er ist. Aber das sind doch nur Worte. Achill hat noch kein griechisches Profil, und Porträts zu zeichnen vermag der Dichter noch nicht. Auch den Gesichtsausdruck kann er noch nicht schildern; er redet nur höchstens vom Lächeln (ein äginetisches Lächeln) und von den finster blickenden Augen. Soll ein Erdenweib gepriesen werden, so heißt es, sie sei schön wie Aphrodite, schön wie Artemis[17]; aber die Schönheit dieser Göttinnen ließ sich nicht vorzeigen; kein Auge hatte sie je im Bilde gesehen. Sie lebten nur im Traum des Dichters, der noch nicht zu detaillieren vermag. Er weiß nur, daß Zeus dunkle, schwarzblaue Augenbrauen hat. Ebenso schwarzblau ist die Haarmähne Poseidons. Helena erkennt die Göttin Aphrodite, die sich ihr naht, an ihrem schönen Nacken, reizenden Brüsten und flimmernden Augen. Thetis hat silberne Füße und Hera weiße Ellenbogen: dies ein Zeichen dafür, daß, obschon Hera ärmelloses Gewand trägt, doch ihre Arme von der südlichen Sonne nicht gebräunt sind. Und das ist alles. Im übrigen muß die Kleidung helfen. Schön gegürtet, tief gegürtet gehen die Frauen; die Trojanerinnen gehen im Schleppkleid einher. Die Göttin Artemis trägt den Kranz im Haar. Will Hera ihren Zeus zum Liebesrausch betören, so hat

sie nötig, sorglich vorher Toilette zu machen, und der Dichter belauscht sie dabei. Erst legt sie ihr Haar in Flechten (ein Spiegel fehlt, und die Zofen werden geholfen haben); dann heftet sie mit goldenen Spangen das Gewand unter der Brust zusammen, tut den Gürtel um, der hundert Quasten hat, fügt Ohrgehänge in die Ohrläppchen, darin je drei Edelsteine schimmern. Dann erst kommt der Schleier ums Haupt, an die Füße die Sandalen. Dürften wir den Gürtel auf enge Schnürung deuten, so käme fast eine Modefigur zustande der Art, wie wir sie an den Wänden des Labyrinths von Knossos fanden[18].

Schönheit der Griechengötter! Homer fordert sie nur. Erst nach drei Jahrhunderten haben die großen Bildmeister, ein Phidias, Polyklet und die weiteren, sie für das Auge verwirklicht. Erst da erblühte die Plastik. Und die Religion der Poesie wurde zu einer Religion der Kunst, jener Kunst, die da im Heiligtum die stummen Rundbilder auf die Postamente stellte. Erst da hat der Grieche wirklich in gegossener Bronze, in Marmelstein und Farbenglanz wunderbar leibhaftig die Götter der Ilias geschaut: eine zweite Offenbarung des griechischen Genius.

Derselbe Trieb aber brachte es auch mit sich, daß Homer die Schreckensgeister der alten Volksreligion planvoll von sich wegschiebt. Den Gott Hades zu schildern, vermeidet er ängstlich. Auch die Hexe Hekate fehlt; auch die Erinyen läßt er vor uns nicht auftreten, und die Parzen singen bei ihm noch kein Parzenlied. Ganz aber kann er das Spukhafte, das seinen Göttern ursprünglich anhaftete, nicht abstreifen, und er verwendet es wenigstens nebenher, wo es Wirkung tut. Schon das berührt unheimlich und seltsam, daß seine Athene ständig die eulenäugige, Mutter Hera gar die kuhäugige heißt. Diese sog. Schmuckwörter schmücken ja nicht; sie dienen nicht der Schönheit. Das Eulenauge ist das schärfste; es durchdringt auch das Dunkel der Nacht, und die Kuh ist das Symbol weiblicher Fruchtbarkeit. Die Ausdrücke sind also ein Nachklang aus jener primitiven Urzeit, als man die Kuh und die Eule

selbst noch statt weiblicher Gottheiten als Tierfetische verehrte. Die starren Fetischaugen sind es, die der Hera und Athene Homers noch im Kopfe stecken. So ist denn die Eule der Athene auch hernach immer treu geblieben, und die Athener schlugen das Vogelbild auf ihre Münzen, so daß der eine Torheit beging, wer fortan noch Eulen nach der Stadt der Athene trug.

Aber mit den Tieraugen nicht genug; der Glaube braucht auch sonst das Wunder, und so fährt Ares in Wolken zum Himmel, im Nebeldampf rettet Aphrodite den Paris aus dem Gefechte. Mit glühender Lohe umgibt Athene die Gestalt des Diomed, ebenso das Haupt des zürnenden Achill. Dann aber die Verwandlung. Wie die Götter der Inder, verwandeln sich auch die Götter Homers, so oft sie wollen[19]. Wir sahen schon, wie der junge Schlafgott als Vogel sich in die hohe Tanne setzt. Als Aasgeier setzen sich Apoll und Athene nebeneinander auf die Buche, wenn sie einem Zweikampf zusehen, und es ist, als lauerten sie auf den Leichenfraß. Was Proteus kann, das können sie schließlich alle. Boreas, der wilde Windgott, vermählt sich als Roß mit einer Stute. Als Mensch dagegen in der Gestalt des bekannten Sehers Kalchas, mischt sich Gott Poseidon mitten unter die kämpfenden Griechen, schlägt die beiden Helden Ajax mit seinem Stab, um ihren Kampfmut zu wecken, und fliegt als Habicht davon. Wer ihn von hinten sah, konnte an seiner Gangart erkennen, daß es ein Gott war. Als altes Weib tritt Aphrodite zu Helena in den Saal; als Mann und treuer Mentor geleitet Athene den jungen Telemach.

Ein mächtiges Gespenst ist auch Apoll. Wehe, wenn er zürnt und seine Pfeile ins Heer schießt! Ein furchtbares Massensterben entsteht; es ist die Pest. Apoll sieht, wie Held Patroklos siegreich kämpft und selbst den Hektor zu überwinden droht. Da schlägt er von hinten den Ahnungslosen mit der flachen Hand, daß ihn Schwindel packt; alle Waffen fallen dem Patroklos glatt vom Leibe, und er steht wehrlos, entblößt vor Hektor, der ihm frohlockend die Lanze in die Weichen treibt. „Dumpf hinkracht er im Fall und erfüllt mit Gram die Genossen.“

Nicht anders aber auch Hektors tragisches Ende. Hektor sieht seinen Bruder Deïphobus neben sich, der ihm helfen will; darum wagt er den Entscheidungskampf mit dem rasenden Achill, dessen Speerspitze schon von fernher funkelt wie der Abendstern, wenn es Nacht wird. Plötzlich jedoch ist Deïphobus verschwunden, wie in Luft zergangen: es war ein Gespenst, es war Pallas Athene, die ihn täuschen wollte, damit das Geschick endlich sich vollende, und Hektor sinkt in den Staub; seine Seele fliegt aus den Gliedern zu den Tiefen des Hades. Die Wirkung ist magisch; der Mensch erschauert in Ohnmacht vor dem Übernatürlichen, wie Moses vor Jahwe, der in dem von Erdfeuer umgebenen Dornbusch haust. So auch im Kleinen. Sperlinge haben im Baum ihr Nest; eine Natter kommt, die Jungen aus dem Nest zu rauben. Zeus aber sieht es und macht, daß die Schlange plötzlich zu Stein wird; mit Andacht sehen die frommen Menschen unter dem Baum das liebe Wunder.

Alles das zeigt uns: das Nahegefühl ist groß; das Leben ist von Gottheit durchsetzt und tausendfach durchsponnen. Die Vielheit der Götter hilft zur Allgegenwart des Göttlichen.

Das sind die Götter Homers. Die klassische Religion der Griechen war damit geschaffen, die durch ein Jahrtausend lebendig blieb und sich auch Rom eroberte. Sie zeigt die naive, herzhafte Frömmigkeit eines Naturvolks, das, von keinen Zweifeln zerrüttet, dem Schicksal schlechthin ergeben ist. Dazu half die Menschenähnlichkeit jener Götter. Alle edlen Familien leiteten sich gläubig von ihnen her; um so näher standen sie den Herzen.

Und die Phantasie dichtete fröhlich weiter. Zeus verwandelt sich in den Schwan, in den Stier, um erlesenen jungen Frauen beizuwohnen und neue Geschlechter zu gründen. Auch Apoll und Ares tun es ihm nach. So wurde Hellas „die Heimat der Götter und der Göttergleichen" (Lord Byron). Aus dem Waldesschatten tauchen die Nymphen und Oreaden in Anmut auf, die Satyrn und Panisken in drolliger Derbheit. Aber auch melancholische Märchen entstehen. Ein junger Hirt wird von

einer Seenymphe geliebt und schläft mit ihr am Ufer. Als er Kraft und Schönheit verloren, verließ sie ihn; er stirbt in Verzweiflung. Aphrodite aber verwandelt den Jüngling in den Fluß Selemnos, und das Volk glaubt, wer seitdem aus dem Flusse trinkt, wird von aller Liebessehnsucht für immer geheilt[20]. So geht es tausendfach, ein Wuchern von Legenden.

Beneidenswert dies Bewußtsein ewiger Gottesnähe! Unzählige Götterarme strecken sich nach uns aus. Ein Gott genügt nicht. Der einsame Gott in der großen, großen Welt, heiße er nun Zeus oder Indra oder Gottvater, er versinkt und ist eingewoben in die Millionen Dinge, in Sterne und Blumen und Meer, und er müßte ja tausend Hände haben, um damit in unser Leben zu greifen, und wenn er seine Finger streckte, so würden alle Finger gleich zu Göttern oder Engeln und Heiligen. So hat auch das Christentum des Südländers die Gestalt Christi früh mit abertausend Engeln und Heiligen umgeben. Wie dem kahlen Felsen das Moos aus allen Poren wächst, so erwuchs in Hellas die Saat der göttlichen Genien: ein fruchtbarer Boden für Gott.

Die Hauptfrage aber bleibt noch übrig: wie stand nun der homerische Mensch zu seinem Gott? Wie wertete er das arme Menschenleben? Wie stand er zum Schicksal, zu Gut und Böse? Als Vollmensch zeigt er sich auch hier; es ist erquickend zu sehen. Nicht in den Kinderschuhen steckt hier die Menschheit; sie steht schon bei Homer in ihrer ersten schönen Mannesreife. Alles Spukhafte, von dem ich sprach, ist bei ihm durchaus nur Beiwerk und Intermezzo. Die Lebensauffassung zeigt sich vielmehr realistisch bis zur Freigeisterei, und alles Mystische, das die gemeine Volksseele liebt, ist in Wirklichkeit völlig beiseite geworfen. Auch jede Rauschstimmung fehlt, und nichts ist da von Ekstasen, nichts Orgiastisches. Dionys, der Gott des süßen Wahnsinns, hat hier noch nichts zu bedeuten; Pythia sitzt noch nicht auf ihrem Dreifuß. Es ist alles heller Verstand, das Leben durchsichtig wie Kristall. Fern aber liegt es dem Dichter auch, an die Sündigkeit der Menschennatur zu glauben.

Ja, mit Entschlossenheit wird von ihm obendarein jeder schöne Glaube an ein Glück jenseits der Gräber abgelehnt. Mit dem Tod endet alles Wollen, alles Hoffen. Das Leben ist kurz, aber es ist schön, wenn wir es recht gestalten: so denkt Homer in einer Zeit, wo Semiten, Babylonier, Perser und Ägypter sich ergehen in Ausmalung des jenseitigen Lebens.

Es gehört Mut zu solcher Auffassung. Wer da denkt, wie der Sänger der Ilias, wer den Mut hat, den Jenseitsträumen völlig zu entsagen, nur darauf erpicht, sich im Diesseits strebend zu vervollkommnen, dem kann Homer immer noch ein Seelentrost, immer noch ein Führer sein. Die Reden seiner Helden sind unzweideutig, und sie wirken wie Stahlbad.

Gewiß, einzelne Bevorzugte werden im Tode nach einem seligen Elysium entrückt; das hören wir einmal vom König Menelaus, weil er der Eidam des Zeus ist. Für alle anderen aber, ob Achill oder Thersites, gilt nur das eine: sterben sie, so fährt ihr „Lebenshauch", ihre Psyche, wie ein Schatten aus dem Leibe; wie ein Nachtvogel schwingt er sich mit klagendem Pfeifen davon, der Schatten, der vom Gestorbenen nur noch den äußeren Umriß der Gestalt bewahrte. Solange der Tote nicht verbrannt ist, behält der Schatten freilich auch noch Bewußtsein und hört nicht auf, die Menschenhäuser beängstigend zu umflattern. Daher ist in der Welt Homers die Beerdigung der Leichen, die doch früher gegolten hatte, völlig abgeschafft. Die Leichen werden vielmehr durchgängig verbrannt, damit der Tote zur Ruhe kommt. Denn erst wenn die Leiche in Asche fällt, verliert der Schatten sein Bewußtsein, erst das gibt ihm Ruhe, und er huscht willenlos, kraftlos hinab in das Haus des dunklen Hades, in die lichtlose Unsichtbarkeit. Ewige Bewußtlosigkeit ist somit der Zustand der Toten. Im Märchen der Odyssee bekommt der Schatten Achills einmal Blut zu lecken, das er gierig schlürft. Für einen Augenblick kommt ihm dadurch das Bewußtsein wieder. Da tut er den berühmten Ausspruch: „Rede mir kein Trostwort; lieber Tagelöhner auf dem ärmsten Bauerngut, als König der Toten!"

Klingt das nicht trostlos? ist es nicht grauer Pessimismus? Es könnte so scheinen. „Nichts, was lebt und atmet, ist jammervoller als der Mensch", so spricht Zeus[21]. Die Götter dagegen, heißt es, haben ein leichtes Leben. Aber der Dichter selbst weiß es besser. Auch die Götter haben ihren Kummer, wenn sie um das zertrümmerte Glück der Sterblichen trauern oder gar heftig sich unter sich selbst entzweien. Und der Mensch? Er steht in Wirklichkeit zuversichtlich im Leben und freut sich unbeirrt an Weib und Besitz, an jedem Schmuck des Daseins, vor allem an der eigenen Kraft und Tüchtigkeit. Eine strahlende Lebensbejahung.

Woher aber kommt das Unglück in die Welt, das keinen verschont? der rasche Tod? woher der Haß und Neid in uns selber und alle falschen Triebe? Homer zweifelt nicht; von den Göttern kommt alles. So toll leidenschaftlich und hochfahrend stolz der homerische Held im Kampf ist (das gilt auch von Hektor), so zartsinnig fein, gutartig und liebreich gibt er sich oft, wenn die Waffen ruhen. Diese Menschen lieben das Gutsein, weil Gott es liebt[22]. Kein Moses kam vom Sinai zu den Hellenen, um ihnen das Gesetz zu verkünden; auf keinen Erztafeln stand es geschrieben. Aus der eigenen gesünden Seele heraus erblühte die homerische Sittlichkeit.

Das Weltall ist da; wie es entstand, danach fragt Homer nicht. Genug, daß Zeus diese Welt regiert, und er ist der bessere Gott. Zeus herrschte nämlich nicht von Ewigkeit; er verdrängte Kronos, seinen rohen Vater. Des Zeus' Regiment aber ist die Vollziehung des Schicksals. Alle anderen Götter sind nur seine Gehilfen und Beauftragten. Der Mensch denkt, und Gott lenkt, sagt unser Sprichwort; aber das ist schon ein Wort Homers[23].

Sei edel; dann bist du der Götter Freude. Wer aber Schlechtes tut, den ereilt die Strafe von oben schon hinieden, da es ja im Jenseits kein Fortleben gibt. Fürsten, die das Recht brachen, denen sendet Zeus Regensturz und Überflutung zur Strafe. Und so ist jedes Unglück, das uns trifft, Vergeltung; es setzt irgendein Vergehen voraus.

Woher aber kommt es, daß wir so tausendfach sündigen? Denn das Gutsein ist einfach, das Schlechtsein tausendfach[24]. Darauf hat Homer die natürlichste Antwort. Er braucht zur Erklärung keinen Teufel, keine Schlange im Paradies. Der lichte Himmel der Griechen kennt keinen Satan und Beelzebub[25]. Die große, bange Frage, die Perser und Ägypter, Christen und Juden bewegte: was ist der Ursprung des Bösen? sie ist von selbst beantwortet. „Gutes kommt und Böses von Zeus." Gutes und Böses, Zeus bewirkt alles; das gilt auch vom Sittlichen. Auf alle Fälle ist dies folgerichtig gedacht; denn Zeus ist uns ja artgleich; er heißt ja unser Vater. So sind uns denn alle inneren Antriebe von Gott gegeben[26]; zunächst die guten Triebe. Deiner Stärke, heißt es, sollst du dich nicht rühmen; denn sie ist Gottes Gabe. Wer vor der Mordtat zurückschaudert, der dankt es den Göttern, die ihn bezähmten. Wer Gutes nicht mit Bösem vergilt, dem hat Zeus geholfen[27]. Held Glaukos gibt seine goldenen Waffen voll Edelmut im Austausch für die ehernen Waffen des Diomedes hin: aber Zeus hat ihm das eingegeben. Die Freiheit des Willens ist also ausgeschaltet. Es ist das Bekannte, das jeder Selbstbeobachter auch heute an sich erfährt: nicht ich denke, sondern es denkt in mir; nicht ich will, sondern es will in mir[28]. So auch Achill; er hat an Hektor, der ihm den Freund Patroklos tötete, maßlose Rache genommen; der alte Priamus kommt zu ihm, um ihn um Hektors Leiche zu bitten. Da zerschmilzt Achills Zorn in edler Rührung; es ist die große ethische Wendung, der Gipfel der ganzen Ilias. Aber die Wendung kommt nicht aus Achills Seele selber; Zeus gebietet es so, und Thetis, Achills Mutter, überbringt ihm die Weisung.

Ganz ebenso nun aber auch unsere moralische Schwäche und unsere Missetat. Auch sie stammt nicht von uns. Held Ajax, der tapfere, weicht im Kampf sonst nie zurück; tut er es doch, so hat Zeus ihm die Furcht ins Herz getrieben[29]. Wer Törichtes redet, dem raubten allemal die Götter den Verstand[30]; der Erdenmensch kann es nicht ändern. Paris ist verführerisch schön;

er ist Herzbrecher, ja, Ehebrecher, und sein edler Bruder Hektor höhnt ihn darum mit verächtlichen Worten; aber wir hören darauf ausdrücklich: auch ein Paris zu sein ist Göttergeschenk und daseinsberechtigt[31]. Helena ist durch Paris zur Ehebrecherin geworden, aber unverhohlen sagt sie zu Aphrodite, die ihr naht: „Ich bin ohne Sünde, ihr Götter seid schuld.“ Und woher der Haß in uns? Eris ist die Göttin des Streits; wo der Hader leidenschaftlich Freunde in Feinde verkehrt, hat sie ihren Erisapfel geworfen.

Damit ist alles klargestellt: unser Gutsein ist kein Verdienst, unser Schlechtsein keine Eigensünde; es ist alles von Gott; es ist alles Natur. Denn der Mensch ist ein Teil des Alls. Wie in Licht und Wolken, im Meeresschwall, im Pflanzenwuchs, so wirkt das Göttliche auch in uns Menschen mit Gedeihen und Ungedeihen.

Gleichwohl muß Strafe sein, und dieselbe Gottheit, die macht, daß wir töricht und schlecht handeln, bringt auch unerbittlich die Vergeltung. Jeder weiß von Orest, der seine Mutter Klytämnestra tötet, da sie ihm den Vater mit der Axt erschlug. Nicht aus sich selbst, sondern nur auf des Apoll Geheiß begeht Orest diesen Muttermord, den Akt der Blutrache, aber die Erinyen heften sich hetzend an seine Sohlen und fordern, fackelschwingend, dem Apoll zum Trotz, die Sühne.

Ist das nicht ungerecht? Ist es nicht Widersinn? O nein. Man muß auf das Ganze sehen. Denn die Welt ist „Wohlordnung“, sie ist Kosmos. Das Übel, woher immer es komme, darf um der Wohlordnung willen nicht ungesühnt bleiben. Das Ungewitter wirkt zerstörend, aber es reinigt die Atmosphäre; so zerstörend wirkt auch die Leidenschaft, die das Unglück im Gefolge hat; aber auch das Unglück reinigt uns schließlich zur Sittlichkeit. Ungewitter und Leidenschaft, beides kommt von dem, der Himmel und Erde verwaltet.

Und der Erdenmensch nimmt das Unerbittliche geduldig und gläubig hin. Ihm ist das Schwerste erträglich, wenn nur auch die Tugend ihren Lohn erhält. Was also endlich, fragen wir, ist der Lohn der Tüchtigen? Was ist das Ziel des Ehr-

geizes all dieser frohgemut hochstrebenden adligen Menschen? Ist es ein phäakisches Genußleben für diese kurze Spanne Erdenzeit? Nein, es ist mehr; es ist der Ruhm, der gute Name. Um ihn geht alles. Im Jenseits ist dem Tugendhaften kein Tisch gedeckt. Aber es bleibt dies: mit Ehren genannt zu werden, das sättigt das Gemüt[32]. „Auch ein Klagelied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich." Unvergessen zu sein und als Muster und Vorbild in späteren Geschlechtern weiterzuleben, das ist die rechte Verewigung. Achill hat zu wählen: früher Heldentod oder ein langes Leben in Unberühmtheit. Sobald er den Hektor besiegt hat, ist auch ihm, dem Jugendlichen, schon der Tod bestimmt. Er schirrt seine Rosse an, um Hektor im Feld zu finden. Da senkt das eine seiner Rosse den Kopf erdwärts, daß die Mähne tief zum Boden wallt, und spricht (denn es ist göttlicher Art): „Deines Verderbens Tag ist nah, und wir sollen dich in die Schlacht tragen?" „Ich weiß es selber," versetzt Achill unmutsvoll; „aber ich raste nicht," und mit Geschrei hetzt er die Tiere ins Schlachtgetümmel. Willkommen ist der Tod, den die Glorie umschimmert. Unter all den jungen Helden ist Nestor allein der Alte, der Weise; aber auch er weiß in aller seiner Weisheit nichts anderes. Schlichte Ergebenheit geht durch alles hindurch[33]; kein Grübeln und kein Murren: es komme, was kommt. Der Mensch ist mit seinem Gott versöhnt, ein intimes Frommsein. Und so blüht denn auch das Gebet. Der Kämpfer bei Homer holt zu keinem Schlag, zu keinem Fehlschlag aus, ohne zu Gott zu rufen[34]; er betet ebenso, wenn er einen schweren Botengang tut[35]. Aber man betet leise, damit der Feind die Bitte nicht hört[36]. Ein ständiger Aufblick nach oben. Nicht nur in den Städten, auch im Feldlager stehen die Altäre. Bestimmte Feiertage gibt es nicht; ein Festkalender fehlt noch; aber Opfer und wieder Opfer werden gebracht. Die Menschen verzehren das Opfertier in festlicher Fröhlichkeit; den Göttern selbst aber gebührt ein Teil an Fett und Fleisch, das man in die Flamme wirft, und sie laben sich gern am süßen Dufte.

Blicken wir hinüber zu den deutschen Nibelungen. Wer spürt da nicht den Gegensatz? Die Recken im germanischen Heldenlied wissen erstaunlich wenig von Gott. Die alten deutschen Heidengötter sind da verschwunden, und der Christusglaube ist ihnen noch nicht ins Herz gedrungen. Nur Kriemhild ruft einmal wild zu Gott um Rache; überall aber folgen die Menschen da hartnäckig alle nur ihren stolzen Eigentrieben mit verhaltener Leidenschaft, ob Hagen, ob Dietrich, ob Kriemhild, ob Brunhilde, und aller Einfluß von oben her ist ausgeschaltet. Wer spürt aber auch nicht den Gegensatz zu Dante? Dante öffnet das Paradiso und Inferno; Homer kommt ohne Paradies und Fegefeuer mit dem Weltgeschick zum Frieden, und keine Teufelsfratze mit dem Pferdefuß tritt bei ihm zwischen Gott und Mensch. Nur Ares, der wilde Kriegsgott, hat freilich etwas Teuflisches; dem Vater Zeus selbst ist er „der verhaßteste" seiner Söhne. Aber Ares ist doch nur der Berserker und Raufer, und mit ethischen Problemen hat er nichts zu tun.

Homer dichtete für den Adel Griechenlands, für die Kleinfürsten, die auf die Könige der Sagenzeit mit Stolz zurückschauten. Daher trägt die homerische Moral und Weltanschauung durchaus den Charakter des Aristokratischen, und daher ist sie so frei. Ganz anders sah es im niederen Volke aus. Der gemeine Bauer, der Tagelöhner und Hirte wußte vom ewigen Ruhme nichts. Er brauchte also andere Tröstung, und so gedieh in der Volksmasse der Seelenkult, derselbe Kultus der Seelen der Verstorbenen, den Homer ablehnt. Es waltete im Volk der unausrottbare Trieb, das Nachleben nach dem Tode zu sichern, ein Allerseelenkultus, den man den Heroendienst nannte. Die abgeschiedenen Seelen verloren also ihr Bewußtsein nicht, sie bewahrten ihr menschliches Erinnern, und sie immerwährend mit Grabesspenden zu laben, blieb Pflicht der Überlebenden. Bald genug wurzelte dann auch der Glaube fest, daß die Menschenseele geradezu unsterblich wie die Götter, ja, daß sie selbst göttlich sei. Gott Dionys drang vor. Von den barbarischen Thraziern im Norden stammte

seine Religion, die Bacchusreligion. Sie war Rausch, Schwärmerei, Ekstase, und die Mystik, die das Jenseits aufschließt, kam in ihrem Gefolge und begann bald weite Kreise zu erfassen. Das Religionsleben bereicherte sich damit, ein Ringen, von unten, nach einer ganz anderen Weltanschauung, die die homerische umwarf. Jetzt braucht man Dantes Inferno und Paradiso; die griechischen Orphiker haben es damals ersonnen und ausgebaut. Die Dichtkunst selbst war nun kein Plaudern mehr; sie wurde zur Enthüllung göttlicher Geheimnisse.

Und die Götter der Ilias? Die große griechische Kunst stellte nun endlich auch ihre Abbilder in den Tempeln auf, in Elfenbein, Erz und Marmor. So lebten die Götter endlich als Tempelbilder fort, und so leben sie noch jetzt im Auge der Gegenwart, die knidische Venus, der Hermes des Praxiteles usf., und man hält das nun für die Götter Homers; aber man irrt sich.

Schön wollte zwar auch Homer seine Götter haben, und jene Bildmeister haben das wahrgemacht und mit wachsender Kunst schließlich eine unsäglich harmonisch sanftbewegte Schönheit über ihre Gestalt und ihr Antlitz ergossen: eine Verklärung von Menschentypen, wie sie kein Zeitalter wieder gebracht hat. Aber gleichwohl: Homers Götter waren an keinen Ort gebunden, sie waren universale Geister gewesen, die über alle Länder weit ausschreitend den Kosmos und das ganze Menschentum regieren. Jetzt sind sie zu Lokalgöttern, zu Staatsgöttern geworden, festgenagelt auf ihren Postamenten, und die Athena, die in Sparta steht, ist jetzt eine andere als die auf der Akropolis Athens. Und dazu das Ethos. Die Götter Homers waren voll irdisch frischer Triebe; die neuen Marmorgötter dagegen sind reglos still. Die Dämpfung aller Affekte ist es, was da die Künstler geben. Wo ist das stürmisch frische Götterleben geblieben? Die Venus von Knidos, wundervoll frauenhaft, jung, die Haut seidenweich in blendender Nacktheit; aber sie ist doch zugleich von unnahbar-göttlicher Hoheit. Wer kann sich denken, daß sie im Schoß ihrer Mutter Dione weinend

hockt oder gar, daß sie unwürdig zeternd im Netz des Hephästus hängt? Der Kolossal-Zeus des Phidias in Olympia, eingefangen sitzend in der engen Götterstube (stünde er auf, er würde das Dach zerschlagen), in feierlich starrer Ruhe und reglos steifer Majestät, von Attributen die Hände beschwert; wer kann sich denken, daß dieser steinerne Gast, sorglos der Siesta hingegeben, sich an Göttertischen des Gelages freut, mit seiner Hera sich täglich zankt und gar herzlich auflacht, wenn seine Töchter unartig sich balgen und Athene die Artemis beschimpft?

Die Welt war eine andere geworden. Allen niedrigen menschlichen Leidenschaften entrückt, stehen die Olympier jetzt als andachtheischende Idole feierlich in den Tempeln; „die seligen Augen blicken in stiller, ewiger Klarheit", so singt Hölderlin. Wandelloser Friede ist in ihnen, und so wagt jetzt auch kein griechischer Dichter mehr zu dichten, daß sie sich wie bei Homer persönlich in unser Menschenleben mischen. Athene kämpft nicht mit bei Marathon; Poseidon hat in der Schlacht bei Salamis die Perserflotte nicht zertrümmert. Die Götterwelt ist jetzt höher gerückt, in den hohen Abgrund des Äthers. Der Mensch ist nicht mehr so intim mit ihnen.

Nur im Apoll von Belvedere sehen wir noch einmal den Versuch gemacht, den streitbaren homerischen Gott großartig im Affekt zu zeigen. Aber dieser Apoll ist ein Blender. Das Wonnevolle seiner Erscheinung schlägt alle Schrecken, die er erregen will, nieder. Eine Erotik stellt sich ein; der Betrachter verliebt sich in das Bild, statt zu ihm zu beten[37]. Was hätte Homer zu diesem Apoll gesagt? Schön genug bist du; aber, bitte, etwas mehr Muskulatur verlang' ich, und löse dir den künstlichen Haarknoten auf, den du dir vor dem Spiegel allzu gefallsüchtig zurecht gemacht hast. Frei muß die Mähne hängen, damit du wild und furchtbar bist.

So kam es in der Tat dahin, daß es in allen diesen Tempelfiguren nicht mehr der Gott war, der Andacht weckte, sondern die berückende Leibesschönheit des verklärten Menschen. Die

Ästhetik verdrängte unmerklich die Frömmigkeit, der Kunstwert die Heiligkeit der Gebilde[38]. Und so darf man sagen: die statuarische Versinnlichung der Götter ist einer der wesentlichsten Anlässe ihrer langsamen Entwertung gewesen, die in der Zeit des alternden Griechentums tatsächlich eintrat. Nur etwa zwei Jahrhunderte währte die klassisch großartige Götterbildnerei (von 500—300 v. Chr.). In ihr und durch sie hat sich die Religion Homers langsam versteinert. In denselben Jahrhunderten aber erstarkte auch die griechische Philosophie, und andere religiöse Kräfte wurden wach, die das Weltall wie ein Buch weit auseinanderschlugen, um in ihm nach einem neuen Gott, nach einem neuen Weltplan zu suchen.

Homer sank herab zum Fabelbuch, dessen Göttermythen man künstlich umdeutete und retuschierte, um sie zu retten, und nur Homers Ethik blieb unangetastet erziehend für Jahrhunderte, ja, für das ganze Jahrtausend, in dem die Antike geblüht hat. Die Ethik; denn nicht nur die Götter, auch der Mensch lebt sich in Ilias und Odyssee voll und reich vor uns aus. Die Frömmigkeit, von der ich gehandelt, ist da nur der Tiefton und Grundton in seinem Wesen; im Menschen sind der Klänge noch mehr, und Homer läßt sie alle ertönen und spielt seine Orgel mit vollem Register. Es dürfte lohnend sein, ihm auch noch weiter zuzuhören.

*

# Homer und seine Griechen

Homer läßt uns noch nicht los. Die Odyssee tut sich vor uns auf; das Mittelmeer nimmt uns auf seine Wogen. Odysseus, der sturmgeschlagene, der verstürmte Mann! Er war es, der die List mit dem hölzernen Pferd ersann, durch die Troja schließlich unterging. Jetzt jagt ihn der Zorn Poseidons, und er kann die Heimat nicht finden.

Aber die gräßlichen Meeresstürme läßt uns der Dichter zumeist nur aus zweiter Hand erleben, er spart ihre Schilderung für die Icherzählung des Odysseus auf, die er einzulegen gedenkt. Ebenso behelligt er selbst uns auch nicht mit all den Zauber- und Fabelwesen des Märchens, mit denen er sein Publikum unterhalten will. Sie stehen an Interesse zurück; ihre Charaktere bleiben uns menschlich fremd, ob Circe, ob der Zyklop, und nur Odysseus selbst ist es wiederum, der in einer Einlage von ihnen berichtet. Durch dies Kunstmittel werden sie uns ferner gerückt und in den Hintergrund geschoben: Scylla und Charybdis und die Sirenen! Odysseus ist der erfindungsreiche; mag er fabeln, soviel er will; der Dichter will dafür keine Garantie übernehmen. Er ist klug und jedenfalls klüger als seine modernen Kritiker, die den Plan der Odyssee verkennen und umbauen möchten. Auch das Charakterbild der Nymphe und Göttin Kalypso, die den Helden neun Jahre lang in ihrer Liebe auf ihrer Insel zurückhält, bleibt deshalb unausgeführt; sie ist völlig Nebenperson. Den Dichter interessiert nur das wirkliche Menschentum; das will er geben. Der griechische Mensch soll sich zum erstenmal vor uns ausleben, nicht der Mensch in Waffen, sondern der Mensch in Zivil, der Mensch der Geselligkeit.

Wer weiß wie viele Jahrtausende hatte die Spezies „Mensch" schon auf diesem Erdenball existiert; sie war stumm wie die Fische im Meer geblieben. Auch die Ägypter, die Babylonier, die für uns schon eine Sprache finden, stehen als Menschen doch noch wie verkapselt vor uns. Der Grieche entschleiert zuerst die innersten Falten der Seele. Zum erstenmal lebt sich der Mensch in seinem Familienleben, in der Beziehung von

Herz zu Herz in voller Natürlichkeit vor uns aus: Odysseus mit den Biedermännern, dem göttlichen Sauhirten und Rinderhirten, die ihm wie gute Freunde sind; sein alter Vater Laërtes, der mit Gartenarbeit die öden Tage melancholisch verbringt; Penelope, die vornehme Frau mit den heimlichen Tränen, die nicht versiegen; endlich Telemach, ihr einziger Sohn, der, eben vom lieblichen Knaben zum Jüngling herangereist, mit seiner eigenen Schüchternheit kämpft und sich endlich zum Mann reckt, um seines Vaters würdig den Kampf des Lebens aufzunehmen.

Eine fremde Insel liegt im Meer. Sie heißt Scheria, aber kein Seefahrer kennt sie. Es ist Morgen. Der Strand ist so einsam still! Da erschallt Geräusch. Ein Maultiergespann trabt daher. Dort, wo das Flüßchen durch den Wiesengrund strudelnd ins Meer fällt, halten die Tiere an, und die junge Königstochter Nausikaa springt vom Wagen. Sie hat stehend die Zügel geführt. Die Mägde holen die Wäsche aus dem Wagenstuhl, und das Tagewerk beginnt. In den Waschgruben ist süßes Flußwasser: da hinein werfen sie voll Geschäftigkeit die Wäsche und stampfen sie vergnügt wetteifernd mit den Füßen, um alle Flecken auszutreiben. Es ist die Wäsche des Königs Alkinoos und seiner Söhne. Auf den Strandkies wird sie jetzt ausgebreitet; da mag sie trocknen. Es ist Zeit, das erste Frühstück zu nehmen; kaltes Fleisch, auch ein Schlauch voll Wein liegt im Wagen. Man lagert im Grase, und die Stimmung wird immer munterer. Die schöne Prinzessin ordnet alles an: schon greift man zu den Bällen, und alle Mädchen singen und springen im Schatten der Bäume. Da fällt der Ball ins Wasser, das Wasser spritzt hoch, und alles kreischt laut auf.

Über dem Lärmen aber erwacht jemand, der verborgen im Gebüsch geschlafen. Die Zweige biegen sich, und aus dem Dickicht bei den Ölbäumen tritt plötzlich ein fremdes Mannsbild hervor, wie ein Raubtier mit brennenden Augen, ein Mensch, entstellt und fast garstig anzusehen; denn er ist unbekleidet. Mit einem Laubzweig deckt er seine Blöße, und alle Mädchen stieben in Angst auseinander. Sie sind belauscht; ihr

Idyll ist zerstört. Nur die Königstochter steht unerschrocken und wahrt die Fassung. Der Fremdling aber beginnt zu reden. Scheu und ehrerbietig bleibt er in der Entfernung stehen, und seine Sprache ist gewinnend: „Habet Mitleid! Ich bin ein Schiffbrüchiger und rettete nur mein nacktes Leben. Drei Tage schwamm ich hilflos im wilden Meer. Wollt Ihr mich kleiden? Das dürftigste Stück soll mir genügen. Du aber scheinst mir eine Göttin, Holdselige. Oder bist du sterblichen Geblütes? Dann dreimal selig deine Eltern, deine Brüder, denen du angehörst! ja, dreimal selig der Mann, der dich einst heimführen wird als Gatte. Wenn Mann und Weib einträchtig in Liebe ihr Haus führen, das ist das Höchste allen Erdenglücks, das ich dir wünsche.“

Bei Nausikaa verfängt der Schmeichelton und das „dreimal selig“. Kein Wunder: es ist Odysseus, der listenreiche, der zu ihr gesprochen. Da ist nichts von dummer Schämigkeit; frei und ruhig schaut sie ihm ins Auge. „Du scheinst mir nicht unverständig,“ gibt sie zurück, und sie gibt ihm Auskunft, daß sie des Königs Tochter, fragt ihn aber nicht selbst nach Namen und Herkunft; denn jeden Fremdling sendet Gott, und er ist unserem Schutz befohlen.

Ölkrug und Kleider läßt sie ihm reichen, und indes die Mädchen sich abwenden, steigt der Mann in den strudelnden Fluß und wäscht sich das Meersalz aus Angesicht und Haaren, salbt dann die Körperhaut mit dem Öl und tritt plötzlich, schön gekleidet, mit Anmut übergossen und herrlich anzuschauen vor sie hin; das langlockige Haar fließt ihm wie Blütentrauben der Hyazinthen vom Scheitel hernieder. So setzt er sich und läßt sich speisen. Nausikaa aber tut den Genossinnen ihr Herz auf: „Seht, wie er verwandelt ist! Wäre mir solch ein Mann vom Schicksal einst zum Gemahl beschieden!“ Es ist der erste Gedanke in der schlichten Seele der Sechzehn-, Siebzehnjährigen. Aber sie spannt die Maultiere schon wieder vor den Wagen; denn sie ist umsichtig und rasch von Entschluß. „Komm jetzt,“ sagt sie, „und folge uns zum König, meinem Vater. Solange wir der

Stadt noch fern sind, magst du hinter dem Wagen mit meinen Mägden gehen. Danach aber folge uns in größerem Abstand; du wirst den Weg nicht verfehlen. Sonst gäb' es gleich unter den Stadtleuten ein Gerede, ich hätte mir aus der Fremde einen Mann gewählt und keiner der Inselleute wäre mir gut genug zur Ehe."

Bald genug ist sie seinen Augen entschwunden. Es war ein kurzes, blitzartiges Sehen und Bewundern: wie modern, nein, wie ewig menschlich, diese kurze Begegnung! Jeder Wanderer oder Globetrotter kann heut das nämliche erleben: zwei Herzen, die bei flüchtiger Schau sich sanft entzünden, aber nicht füreinander bestimmt sind; im Mädchen das erste Aufknospen der Sehnsucht, Odysseus der welterfahrene, den selbst Göttinnen schon ihres Lagers gewürdigt haben. Das Herz ist verfangen, aber es löst sich rasch. Es ist genug, daß einer den anderen selig preist: werde glücklich, wie du es verdienst.

Odysseus strebt heim zu seiner Penelope; sie ist seine Sehnsucht, von der kein anderes Erdenweib, keine Göttin ihn heilen konnte. Bei der Kalypso hat er neun Jahre lang „sein süßes Leben verweint" [1]. Das Floß, das er sich baute, zerbrach, und die Brandung hat ihn hier an diesen Strand geworfen. Diese Insel aber ist nicht Ithaka. Wird er jemals die Heimat finden? Er ist auf dem Insellande der Phäaken.

Scheu und versonnen steht er jetzt vor der glänzenden Front des Palastes des Königs Alkinoos; staunende Blicke wirft er in die üppigen königlichen Fruchtgärten, er selbst, der Held, hilflos wie ein Bettler. Die Phäaken sind das Volk des ewigen Friedens, voll Glück und Reichtum, Virtuosen im Tanz, aber auch Virtuosen der Seefahrt: ihre Schiffe fliegen wie die Möwe, wie der Gedanke über die Fluten ungefährdet in die Ferne.

Er zaudert, bis es dunkelt. Da betritt er endlich den Saal, die große Hausdiele, die zugleich Herdraum und Küche ist. Er sieht den König, die Königin mit ihren Gästen. Die Fackeln brennen; man will schon zur Ruhe gehen. Der Herd aber hat noch Feuer (über dem Herd ist die Saaldecke durchbrochen,

um den Rauch hinauszulassen, und Pfeiler stützen das offene Dach). Die edle Königin Arete sitzt am Herd und spinnt; hinter ihr ihre spinnenden Mägde. Bis zu der hohen Frau dringt der Fremdling vor, am König und allen Gästen vorüber, und umfaßt ihre Knie; denn sie ist, wie der Dichter uns einprägt, mehr als ihr Gatte; vom ganzen Volke ist sie geliebt und verehrt, und alle pflegen sie freudig zu grüßen, wenn sie persönlich durch die Stadtgassen wandelt, die Königin.

Da haben wir den Kult der Frau bei Homer. Aber sie spricht nicht; sie schweigt unter den Männern. Als Odysseus die Bitte getan hat: „Glück und Heil euch allen! Ich irre im Elend; helft mir, daß ich endlich meine Heimat finde!", da ist es der Stadtälteste, der ihn tröstet. Dann spricht auch der König Alkinoos huldvolle Worte.

Und nun beginnt die echt südländisch großdenkende Gastlichkeit jener schlichten Zeiten. Denn jeder schutzflehende Gast gilt dem Bruder gleich[2]. Wer ist der Fremde? Auch jetzt fragt niemand danach. Neben den König selbst muß er sich setzen. Er ist hungersschwach und das erste, daß er dies bekennt; denn er hat lange gedarbt: „Ist doch nichts dreister als der Magen, der entsetzliche!" [3].

Die Hände werden gespült, und man bringt Brot und Fleisch und Wein. Indes aber entdeckt Arete voll Staunen: „Die Kleider, die der Fremde trägt, sind aus meinen eigenen Truhen", und sie löst endlich die Lippe und bittet um Auskunft. Odysseus erzählt in feinem Ton von seiner Begegnung mit Nausikaa. Da ruft der König: „Solch einen Mann wie dich, den begehrte ich mir für meine Tochter!" Es ist, als hätte er Nausikaas Herz belauscht. Die Zungen sind gelöst, die Reden fließen, alles ist bei Wort und jedes Wort bedeutsam.

So vergehen dort dem Odysseus zwei rege Tage, aber nur unter Männern. Der König denkt nicht daran, ihm seine Tochter vorzuführen. Geopfert wird und geschmaust und immer wieder geschmaust; denn das lecker bereitete Mahl scheint unendlich wichtig. Ein solides Essen: es gibt immer nur Massen

Fleisch und Brot, niemals Gemüsekost und Früchte. Dann aber folgen die Wettspiele; die ganze Jugend strömt auf dem weiten Platz zusammen, dem unbekannten Gast zu Ehren; der Gipfel des Ganzen ein Ballet: zwei tanzende schöne Jünglinge schnellen ihre purpurnen Bälle wunderbar bis in die Wolken; die Korona klatscht dazu den Takt mit den Händen.

Dabei wäre es nebenher fast zum Zerwürfnis gekommen. Denn ein junger Mensch tritt mit der Forderung vor den Gast, daß er sich am Ringen und Wettlauf beteilige, und höhnt ihn, als er sich dessen weigert. Odysseus muß erst sein Heldentum etwas lüften; da zuckt der Unbescheidene demütig zurück. Der Dichter kann einen Konflikt hier noch nicht brauchen, denn die große Handlung im Drama steht noch bevor.

Aber auch die häusliche Königin zeigt endlich ihr Wohlmeinen. Odysseus ist von den Männern reich beschenkt worden; Arete verstaut nun für ihn eigenhändig in einer Kiste alle Gastgeschenke, Waffenstücke und Gefäße, und vermahnt den Gast, daß er sich nicht auf der Reise bestehlen lasse: „Schau nur selbst nach dem Deckel und sorge für den Verschluß und einen festen Knoten. Wenn du nachts im Schlaf dahinfährst auf dem schwarzen Schiff, könntest du des Diebes nicht gewahr werden.“ Odysseus aber hat die Kunst des Knotenmachens bei der Zauberin Circe wirklich gelernt (damals offenbar eine seltene Kunst), und er vollendet das Werk zu Aretens Zufriedenheit.

Das alles aber deutet auf Abschied. Schon haben die Mägde im Palast ihm in der Wanne ein warmes Bad bereitet. Weibliche Bedienung ist es, die den Mann badet, frottiert und salbt. Da, wie er zum letztenmal in den Männersaal tritt, steht Nausikaa am Pfosten; ihre Augen suchen ihn noch einmal, und sie spricht kurz und schlicht: „Gedenke mein, fremder Mann, wenn du daheim bist, da du mir ja den Lohn schuldest, den Lohn für deine Lebensrettung.“

Odysseus verspricht, was sie fordert, in gleich kurzen Worten. Das ist alles. Es ist schon vorüber.

Das Abschiedsmahl beginnt. Wird der Fremde sich nicht endlich offenbaren? Der Sänger mit der Harfe kommt. „Reicht dem Mann von meinem Fleischanteil," spricht da Odysseus zum Diener; „denn es ziemt uns, vor allem den Sänger zu ehren," und der Sänger nimmt das dampfende Stück freudig in seine Hände (man weiß ja, daß das naive Altertum mit den Händen aß, und Messer und Gabel fehlten bei Tisch). Erst nachdem er sich gesättigt, hebt der Künstler sein Lied an, und siehe da: er singt von des Odysseus Taten. Da schmilzt des Unerkannten Seele in Gram, von Erinnerung überwältigt, und die Tränen rollen ihm über die Wangen[4]. Er ist selbst der Held des Liedes, aber er ist heimatlos, und niemand kennt ihn.

„Das Lied macht dich traurig. Wer bist du?" fragt da der König. Das erlösende Wort ist gefallen. Da tut sich des Dulders Herz weit auf, und er hebt nun den berühmten großen Bericht an von seiner Irrfahrt, seinen tausend Abenteuern und Nöten zur See: von der Scylla und Charybdis bis zum Liebesaufenthalt bei der Kalypso; nichts schöner als die lustige Blendung des Zyklopen. Auf der Märcheninsel der Phäaken darf man Märchen erzählen[5], und der Geist des klugen Mannes ist erfinderisch. Niemand zweifelt an seinen Worten. Des Odysseus Irrfahrten trugen ihn nach des Dichters Meinung augenscheinlich zu den Küsten Siziliens und Sorrents und Capris; aber alles das war für Homer Traumland und fernste Ferne, die kein Mensch wirklich kennt.

„Wir wollen dir sichere Heimfahrt gewähren, und das Irren, Odysseus, ist zu Ende," sagt endlich der König, und die letzten Heilswünsche fallen. Sein Weib Penelope hat Odysseus bisher nicht mit Namen genannt, keinen Laut zu ihrem Preise gefunden[6]. Auch jetzt sagt er nur: „Möcht' ich mein Weib untadlig finden." Untadlig? Die tiefste Sorge seines Herzens liegt in dem kurzen Wort. Sie stand in ihrer ersten Jugend, da er sie verließ, aber zwanzig Jahre sind in Krieg und Seefahrt seitdem vergangen; muß sie ihn nicht für tot halten?

Schlafend kommt er nach Ithaka, in sein kleines Inselreich.

Schlafend wird er ans Ufer gehoben. Er erwacht und erkennt das Land nicht wieder: „Wo bin ich?" Da tritt ein unbekannter junger Hirt zu ihm und klärt ihn auf. Odysseus aber ist vorsichtig; ein großer Plan ist schon in ihm reif: niemand in Ithaka darf erfahren, daß er da ist. „Ich bin ein Flüchtling und stamme aus Kreta," beginnt er, da der Hirt ihn fragt, zu lügen. Die Kreter galten als das Volk der Lügner, und wer lügt, muß also Kreter sein. Der Hirt aber ist kein anderer als die Göttin Athene. Sie streichelt ihn gütig und spricht: „Hörst du nicht einmal hier auf mit Trug und Täuschung, du an bunter List Unersättlicher? Kein Gauner kann es dir gleichtun."

Odysseus aber hat recht. Das Drama soll beginnen. Wie steht es in seinem Palast? Unerkannt muß er ihm nahen, um die Sachlage zu erproben. Er gilt hier in der Tat als verschollen und tot. Fünfzig Freier liegen ihm im Hause. Sie fordern, daß Penelope sich den neuen Gatten wähle, und verschlemmen dabei im Übermut des Odysseus Hausgut, ein Zwangsverfahren. Telemach, des Hauses Erbe, muß wünschen, daß die Mutter sich bald entscheide, um nicht völlig zu verarmen. Penelope zaudert zwar und verzehrt sich in Tränen. Drei Jahre lang ist es ihr gelungen, die Freier durch die berühmte List hinzuhalten; denn auch sie ist klug und listig, wie es der Griechin zukommt. Nunmehr aber muß die Entscheidung fallen, und sie ist, um das Hausgut des Sohnes zu retten, endlich nachzugeben bereit [7].

Der Totgeglaubte aber steht immer noch einsam am Strand. Soll er mit einem: „hier bin ich!" sogleich vor sein Weib hintreten? Er denkt nicht daran. Denn es gilt vor allem, die frechen Freier zu strafen. Athene, die Göttin, selbst fordert das [8]. Die Freier aber werden zu den Waffen greifen; was ist einer gegen so viele?

Und die Vermummung beginnt. In einen schäbigen Bettler verwandelt ihn Athene, glatzköpfig und alt, und so geht er unkenntlich und unerkannt zunächst vorsichtig in das Gehöft des Eumäus, des göttlichen Sauhirten, um den Mann aus-

zuhorchen. Eumäus waltet idyllisch als Herr unter den Säuen. Die Kofen bergen von den fetten Tieren immer noch an tausend Stück, dazu über dreihundert Eber, die Ferkelchen nicht gerechnet. Und so hören wir nun wirklich das Grunzen der Tiere; nur den Stallgeruch verschweigt uns der freundliche Dichter. Vier reißende Hunde fallen den Bettler an. Odysseus aber stellt fest, daß der brave Viehhüter ihm treu gesinnt, und da soll er auch gleich seinen Sohn Telemach finden. Telemach, der schöne, kommt eben jetzt zu Schiff von der Reise; den bösen Freiern, die ihm nachstellten, ist er glücklich entronnen. Er kommt.

Wie oft haben uns die Griechen das Wiedersehen geschildert! Hier tut es Homer zum erstenmal. Telemach naht der Pforte. Die bissigen Hunde umschmeicheln ihn. „Wer naht da?" fragt Odysseus. Aber erst ist es Eumäus allein, der den Ankömmling begrüßt, draußen vor der Hütte: „Kommst du wieder, mein süßes Licht?" Erst als sich Eumäus entfernt hat, kann der Bettler sich endlich dem Jüngling eröffnen; Athene verklärt für einen kurzen Augenblick überraschend des Bettlers Gestalt. Telemach erstarrt vor Staunen: „Du bist verwandelt, also ein Gott?" „Nein, kein Gott, ich bin dein Vater, um den du all die Kränkungen erduldest." So küßt er den Sohn, und von den Wangen herab rinnen ihm die Tränen zur Erde, die er mit Gewalt gehemmt. Telemach steht noch ungläubig. „Ja, ich bin's; nach zwanzig Jahren bin ich zurück!" Da umschlingt ihn der Sohn voll Kummer, und beide, beieinander sitzend, weinen laut. Die maßlose Sehnsucht löst sich in Schluchzen, wie die Vögel klagen, denen man die Brut geraubt. Vater und Sohn, sie sind die Verbannten; sie sind nicht Herren im eigenen Palast, wo die Freier prassen. Es wird schon Abend. Da endlich sammelt sich Odysseus, und er entwirft den Plan, wie vorzugehen ist. Er ist jetzt wieder der Bettler in Lumpen, und die Handlung beginnt.

Alles weitere spielt sich in zwei Tagen ab. Eumäus ist es, der den Bettler zum Palast führt. Am Brunnen begegnet

ihnen der böse Ziegenhirt, der den Odysseus beschimpft mit Worten und Fußtritt. Odysseus duldet, aber er grollt. Im Palasthof liegt der alte Haushund verwahrlost auf dem Dunghaufen. Das Tier wittert noch im Sterben den Mann, der es einst freundlich pflegte, wedelt freudig, legt sich und verendet. Keiner sonst, nur die stumme Kreatur ist es, die sogleich ihren Herrn erkennt; der Bettler sieht es mit Rührung. Schon sitzt er auf der Schwelle der Saaltür, und die Mißhandlungen beginnen: unter demselben Dach mit Penelope; aber er darf sie nicht suchen, nicht kennen, nicht fragen, nicht prüfen.

Bettelnd geht er von Tisch zu Tisch. Er versteht sich auf seine Rolle. Die Freier haben kein Arg und füllen ihm den Ranzen mit Speisen. Nur Antinous, der frechste der Frechen, schmäht ihn; er wirft nach ihm schließlich gar mit dem harten Schemel. Da reckt der Bettler sich auf: „Bevor du ein Weib nimmst, Mensch, soll dich der Tod treffen!“ Er kann die Drohung nicht zurückhalten. Niemand aber beachtet es. Er grollt und duldet.

Da aber kommt ein zweiter Bettler, Irus ist sein Name, der gewohnt ist, hier täglich herumzulungern. Den Odysseus will er gleich frech von der Schwelle stoßen und schimpft: „Ich schlage dir die Zähne ein, du Schmutzfink.“ Odysseus sucht umsonst, ihn zur Vernunft zu bringen. Die Herren an den Tischen aber ergötzt das Gezänk: „Hetzt sie aufeinander! Das gibt einen herrlichen Zweikampf der Lumpen.“ Irus erbleicht, wie da wirklich der Gegner die muskulösen Arme entblößt und zum Kampfe schwenkt, und er wird im Zweikampf kläglich zusammengehauen. Was nun? Der Held hat seine unheimliche Kraft verraten; die Korona der Freier aber macht nur Possen mit Bravoschreien: „Du Armseliger! Mögen die Götter dir hinfort alles gewähren, worum du sie anrufst.“ Alles gewähren? Sie ahnen nicht, was sie sagen.

Da stockt dem Bettler das Blut in den Adern. Penelope betritt den Männersaal, von zwei dienenden Mädchen begleitet. Im Rahmen der Türe zeigt sie sich, in ihrer göttlich reifen Schöne; dort bleibt sie stehen, und alle Jünglinge faßt gleich

die Sehnsucht, ihr Lager zu teilen. Und Odysseus hört sie reden. Sie bekennt, der Tag sei nahe, an dem sie einen neuen Gatten wählen müsse, die schreckliche Nacht der Neuvermählung. Ihr graut davor. Morgen soll der Tag der Entscheidung sein.

Sie verschwindet. Odysseus aber weiß: jetzt gilt es, zu handeln.

Wie soll er sich zurückhalten? Eine der Mägde im Saal erdreistet sich eben, ihn zu verhöhnen; da übermannt ihn die Wut: „Der Tag soll kommen, wo man dich gliedweise zerstückelt," und alle Mägde hasten mit bebenden Knien davon. Die Sonne sinkt schon. Warum weicht er nicht von der Schwelle? Will er hier nächtigen? Wieder fährt einer der stolzen Herren ihn verächtlich an: „Was willst du, Lästiger? Als Tagelöhner magst du bei mir dein Brot verdienen; ich schleppe dich morgen aufs Land hinaus." Da erwidert er: „Hüte dich! Wenn Odysseus kommt, dann wird euch der Saal hier zu eng sein!" Was erdreistet er sich? Es kommt zum hellen Aufruhr: dieser schäbige Mensch stört nur unsere Freuden. Wozu kam er her? Telemach ist es, der da zum erstenmal mutig eingreift und einen Gewaltakt glücklich verhindert.

Die Nacht setzt ein. Es sind wohl drei Stunden vor Mitternacht. Die Freier sind fort. Da läßt Odysseus aus dem Saal alle Waffen entfernen, die Stiege hinauf, so daß die Freier morgen nicht kämpfen können. Es sind des Odysseus eigene Waffen, die hier seit zwanzig Jahren seiner harrten; denn der Raum ist nicht nur Speisesaal, sondern auch Waffensaal des Königs. In derselben Nacht aber setzt sich Penelope vor dem Bettler nieder, auf dem Prunkstuhl thronend, und beginnt das erste forschende Gespräch; aber die Fremdheit bleibt, das Nichterkennen. „Wer bist du?" fragt sie. Er verweigert die Auskunft; er scheut sich, die, die er liebt, zu belügen. Da klagt sie ihm ihre Notlage und erneut dringender ihre Frage. So muß Odysseus auch jetzt den Lügenbericht vortragen: er ist der Mann aus Kreta. Aber er erzählt mehr: „Odysseus lebt; vor kurzem sah ich selbst ihn noch mit Augen. Er lebt; nicht

fern von dieser Insel hält er sich auf. So schädige deine Schönheit nicht mit Weinen. Zeus höre meinen Schwur: sein Kommen ist nah!"

Sie glaubt ihm nicht; solche Verheißungen hat sie schon allzu oft gehört. Nach der alten Schaffnerin Eurykleia ruft sie; das Mütterchen soll dem werten Gast zur Pflege ein Fußbad bereiten, ein Akt der Freundlichkeit, der unerläßlich scheint in einem Land, wo alles mit bloßen Füßen auf Sandalen geht.

Da erfolgt die erste Erkennung; sie erfolgt zu früh. Odysseus hat eine Narbe am Bein. Er weiß: „Die alte Eurykleia kennt dies Merkmal; sie hat mich dereinst, da ich die Wunde erhielt, selbst gepflegt." So sucht er sich rasch ins Dunkel wegzurücken. Aber durch das Betasten schon erkennt sie die Narbe. Das Bein läßt sie vor Schreck aus der Hand fallen, und die Wanne fällt um. „Du bist Odysseus," stammelt sie unter Tränen. Da preßt ihr Odysseus die Kehle. Penelope soll es nicht hören. „Kein Mensch hier darf wissen, wer ich bin, oder du bist des Todes."

Penelope indes überlegt voll Gram: welchen der Freier soll sie morgen wählen? Der soll es sein, dem der beste Bogenschuß gelingt. Es ist der schwer zu spannende Bogen, der dem Odysseus gehört und unbenutzt im Hause liegt.

Man geht zur Ruhe. Odysseus sieht noch, wie etliche der Hausmägde sich aus dem Hause schleichen, um den Freiern in ihren Schlafgemächern zur Wollust zu dienen. Da bellt in ihm vor Zorn das Herz im Busen: „Dulde nun aus, mein Herz. Schon Härteres hast du erduldet."

Der Tag der Entscheidung beginnt, der Tag der Gattenwahl. Die Freier sind heut ausgelassener als je. Das Fleisch brät wie immer an den Spießen. Aber es ist wie Gewitterstimmung: eine unheimliche Lachlust befällt die Männer. Mit verzerrten Gesichtern wiehern sie durcheinander wie wahnsinnig, bis zu Tränen, das blutige Fleisch in den Händen, das sie verzehren.

Da wird schon der Bogen gebracht, das Ziel aufgestellt; es sind zwölf Äxte mit eisernen Öhren, durch die der Pfeil dringen soll. Aber sogleich ist die Verlegenheit groß; denn keiner der

verweichlichten Schlemmer vermag den Bogen, der da zwanzig Jahre lang unbenutzt gelegen, zu spannen. Sie legen ihn weg. Einerlei! das Weib muß sich doch ergeben! Da greift der Bettler nach der Waffe. Der Alberne! was will er? seine Kraft erproben? Unter dem Hohn und Widerspruch der Bande hockt der Alte am Boden und prüft die Sehne mit Kennerblick. Sie gibt schon nach; er hat sie schon gespannt, so leicht, wie der Musikant die Saiten seiner Laute spannt. „Der Unverschämte, will er uns beschämen?" Ja, er will's; er sendet den Pfeil, seinen ersten Pfeil, wirklich gerad' durch das gewiesene Ziel. Und jetzt? Der ungeheure Augenblick ist da. Die List gelang. Der Bettler ist bewaffnet. „Hunde ihr!" schreit er, „die ihr wähntet, daß ich nie wiederkehre! Jetzt weiß ich mir ein anderes Ziel," und mit dem zweiten Pfeil durchschießt er dem Antinous die Gurgel. Es ist geschehen. In jäher Angst stürzt gleich alles taumelnd durcheinander wie das Vieh, über das die Bremse kommt, und schreit nach Waffen. Wohin? Die Tische stürzen um. Es gibt kein Entrinnen.

Zu Odysseus ist Telemach, ist auch Eumäus, auch noch ein anderer treuer Gefolgsmann getreten, und von der Saaltüre aus töten die vier nun ohne Schonung alle Freier, langsam, aber sicher; ein ermüdendes Werk der endlichen Vergeltung. Der Dichter erspart uns nichts, kein Wehgeschrei, Bittflehen und Todesröcheln, keine zerhauenen Köpfe. Der Estrich schwimmt in Blut. Wie der Leu, dem Brust und Backen triefen von blutigem Mord, so steht Odysseus, der König im Bettlerkleid, und wie nach dem Fischfang die Fische auf dem trockenen Lande zu Tode verlechzen und reglos liegen, so reglos liegen die Jünglingsleichen im weiten Saal.

Nur zwei Männer finden freundlich Schonung: der Herold, der der Tischbedienung vorstand, und der Sänger; denn beide haben den Freiern nur aus Zwang gedient. Die Haut eines frischgeschlachteten Rindes lag am Herd; in die Haut hatte der Herold aus Angst sich eingewickelt und taucht nun froh aus ihr hervor. Die frechen Mägde aber, die sich versündigt, werden

von Telemach in den Hof geschafft und wie die Drosseln in der Schlinge aufgehängt.

Indes saß Athene, die Göttin, als Schwalbe hoch oben auf dem Gebälk des Saales; sie hat alles mit angesehen und ist mit ihrem Helden zufrieden.

Und Penelope? Stürzt sie dem Gatten nicht selig entgegen? Sie hat durch göttliche Fügung abgrundtief geschlafen und von all dem wilden Lärmen nichts gehört. Man meldet ihr, was geschehen, aber sie glaubt nicht: „Der das vollbrachte, kann nur ein Gott gewesen sein, nicht er! nein, nein!“ So begibt sie sich in den Saal, der inzwischen vom Blut gereinigt ist, in großer Seelennot, zweifelnd und ratlos. Es ist der Gipfel der Handlung. Soll sie ihrem Triebe folgen? den Helden im Bettlerkleid umarmen und küssen? Soll sie ihn weiter zu prüfen versuchen? Sie ist des Glückes zu sehr entwöhnt, um an das Unerhörte zu glauben. So sitzen beide Gatten abwartend und fremd am Herd sich gegenüber, wie in Stein gehauen. Er senkt das Auge und schweigt, die Ungeduld bemeisternd, und auch sie bleibt völlig stumm. „Böse Mutter,“ ruft Telemach, „warum bist du so starr und lieblos zu meinem Vater?“

Odysseus aber lächelt klug; er versteht sie. Ein Bad läßt er sich geben; die Lumpen fallen von ihm, und er steht in königlichen Kleidern als der Herrliche vor ihr: „Seltsame Frau, erkennst du mich nun?“ Aber auch da regt sie sich noch nicht. Sie will eine letzte Probe machen und befiehlt so, daß Odysseus es hört, der Dienerin, sein Bett aufzuschlagen, und zwar es außerhalb des Ehegemachs aufzustellen.

Da fällt ihr der Gatte unwillig ins Wort: „Das kann nicht geschehen; denn ich selbst baute ja einst mein Bett. Meinst du, daß ich es nicht weiß? An dem Stumpf eines Ölbaumes wie an einer Säule hab ich es befestigt, und du weißt selbst, daß es nicht tragbar ist.“

Da endlich, endlich lösen sich ihr Herz und Knie. Nun ist sie seiner sicher. Dies Zeichen tilgt den letzten Unglauben der geliebten Frau, und sie stürzt aufweinend über ihn: „Zürne

mir nicht. Ich habe zu sehr gelitten; ich habe zu oft umsonst gehofft." Ein seligster Augenblick. Mit ihren weißen Armen hält sie ihn umschlungen. Es war wie ein Auftauchen der Ertrinkenden aus ödem Meere. Die Nacht gehört der süßen Liebe, und bis zum Morgengrauen erzählen sie sich, Seite an Seite, ohne Ende die Geschichte ihres Lebens.

Ob Odysseus auch der Nausikaa gedachte, wie er es versprochen? Wir erfahren es nicht.

*

Dies die alte Mär vom heimkehrenden Helden. Man sieht, wie tadellos in der Erzählung alles zusammenhängt, wie planvoll sie aufgebaut ist. Freilich haben wir das Wunderbuch nur rasch durchblättert, wie wenn ein Autler voll Hast durch Städte und Dörfer fliegt. Wie anders wirkt sie auf den, der die Odyssee selber liest! Da ist nichts von Eile. Die Ruhe ist das Prinzip, und sie ist groß; sie ist wie Öl auf den Wogen. Es ist, wie wenn der Dichter eine Rundkulisse mit tausend Bildern langsam und still, als ängstete er sich, ein Ende zu finden, an uns vorüberschiebt. Nicht nur groß, großartig ist diese epische Ruhe. Sie wirkt monumental. Aus der flüchtig erregsamen Novelle, wie ich sie gegeben, ist eben ein grandioses Epos, aus dem Sturzbach ein weiter See geworden. Das Volk, für das Homer dichtete, brauchte es so, liebte es so.

Mag alles noch so sehr zum Ausgang drängen, der Dichter hält zurück; die Missetaten der Freier sollen sich erst häufen, die Schwierigkeiten sich steigern und mit ihnen die Spannung des Hörers. Aber wir sollen auch alles deutlich sehen, und bei jeder Einzelheit nötigt der Dichter uns, still zu stehen, wenn er uns an der Bettstelle den Elfenbein- und Metallschmuck oder den Ranzen, der geflickt ist, mit seinem geflochtenen Tragband beschreibt. Vor dem Haus fließt ein Brunnen; der Brunnen ist in Stein gefaßt. Wir erfahren, wer die Fassung herstellen ließ und daß da auch Pappeln stehen und daß die Pappeln das Wasser lieben und daß die Bürger oft aus der Stadt kommen, um da zu schöpfen. Telemach geht schlafen; er setzt sich aufs

Bett, zieht dann sein Taghemd, den Chiton aus, wirft ihn der alten Dienerin in ihre Hände; die legt das Kleid in Falten, hängt es an den Nagel, schließt dann die Kammer des jungen Herrn, indem sie den silbernen Ring faßt und mit Hilfe des Riemens von außen den inneren Querriegel vorschiebt. Nun mag Telemach ruhig schlafen. Ehe Penelope den verhängnisvollen Bogen des Odysseus an sich nimmt, hören wir, wie sie mit dem Schlüssel die Kammer öffnet, wie wohlgefügt die Kammertüre ist, wie beim Aufgehen die Türflügel krachen, so laut wie der Stier brüllt, wie sie dann erst den Kasten sucht, der hoch steht und in dem der Kleidervorrat verwahrt liegt. Beim Kasten aber ist ein Nagel, und an dem Nagel hängt der Bogen. Den holt sie herunter. Sie setzt sich, legt ihn auf ihre Kniee und weint.— Und so geht es tausendfach. Es ist die Liebe zum Schauen.

Eben daher aber auch die tausend Reden, in denen sich die Personen ergehen. Es sind „geflügelte Worte", aber sie fliegen in Schwärmen, immer verstandesklar, oft umständlich, immer in wohldurchdachter Satzbildung! Wir sehen darin die erste Darstellung der menschlichen Redekunst. Im gesprochenen Wort erschließen sich, nähern sich allemal die Herzen. Die Aussprache selbst ist Handlung. Die Menschen leben in ihren Worten.

Dabei sind typische Wendungen häufig, und sie sind, wo nicht Gegner sich befehden, stets artig und fein. Wer da zustimmt, sagt: „Ja, ich bemerk', ich versteh'; was ich selbst schon denke, befiehlst du." Wer widersprechen will: „Lieber, es steht auch mir wohl zu, ein Wort zu erwidern." Wer ermahnt: „Eins verkünd' ich dir noch; du leg es dir fest in die Seele" usw. usw. Und wie frisch und lebhaft ist dabei der Ton! „Hurtig, ihr Mägde, heran und den Saal mir gekehrt mit dem Besen!" ... „Warum liegst du so wach, Unglücklichster aller Gebornen? Endlich finde den Schlaf," und so hundertfach. Aber es ist zugleich eine gepflegte Rede. Nicht nur da, wo Homer erzählt, liebt er die neu- und selbstgeformten Schmuckwörter, sondern auch die redenden Personen sprechen bei ihm vom „breitstirnigen Rind", vom „Wein, dem Herzerfreuer", und wer den

Morgen abwarten will, sagt: „Abwarten woll'n wir die herrlich thronende Eos."

So wirken die Reden der Personen oft geradezu wie eingelegte kleine Gedichte. Sie sind es, aus denen sich bald nach Homer die Elegie, die Ode, die Ichpoesie der Griechen entwickelt hat: nicht Volkspoesie, sondern Kunstdichtung, darin sich das bedrängte Herz in freier Anrede dem Gott oder dem Nebenmenschen öffnet.

Alles das ist Menschentum, und wir irren nicht, wenn wir sagen: Homer war der erste, der es wirklich zu erfassen, zu geben, darzustellen vermocht hat. Odysseus und Penelope aber sind die Idealcharaktere für den Griechen.

Odysseus das Genie! Der geniale Mensch lacht uns aus ihm entgegen: von Grund aus gutherzig und zu den Untergebenen freundlich wie ein Vater [9], aber dabei doch stets mit Erfolg auf das Vorteilhafte bedacht: „kein Lebender tut es ihm gleich darin" [10]. Seine Tatkraft und die südländisch heiße Empfindung, wenn er grollt und liebt, ist das geringste; das Bemerkenswertere ist vielmehr die Lebenskunst, das heißt: die Bemeisterung der Triebe, die sichere Herrschaft des Intellekts über alle Leidenschaft. Das ist's, was die Odyssee verherrlicht, was sie predigt, was sie als Musterbild ihrem Volke vorhält. Und nicht anders geartet ist Penelope; auch sie zeigt in erstaunlicher Durchführung dieselbe eiserne Selbstbeherrschung. Sie ist das Ideal der griechischen Frau.

*

Doch genug. Denn die Ilias mahnt uns, die Ilias zürnt uns, daß wir nicht auch von ihr reden; denn sie ist geneigt zum Zorn. Wie zwei Schwestern, Hand in Hand, stehen die beiden Epen vor uns, beide gleich rassig und hochgewachsen. Die Ilias aber ist die ältere Schwester, sie ist der Erstling des Griechentums, und ihre Züge sind minder weich. Eine archaische Strenge beherrscht ihre Miene, und ihr Auge funkelt, als läge eine Gewitterwolke um ihre Stirn.

Die Odyssee gab uns das intimere Menschenleben; sie tat

Eros führt Paris zur Helena, der Aphrodite zuspricht

uns die geschlossenen Räume auf, und wir sahen in jeden Winkel des Wohnhauses hinein: den warmen Herd, die Stiegen, die bauchigen Truhen, den Vorratsraum, den Webstuhl, den Dachbalken, auf dem die Schwalbe sitzt. Es ist der Mensch außerhalb des Schlachtfeldes. Die ganze Ilias spielt sich auf dem Schlachtfeld ab, und es waltet „der langhinstreckende Tod". Man lebt und stirbt unter offenem Himmel, und während in der Odyssee die Selbstbeherrschung zum Siege führt, ist nun die Ilias vielmehr das Lied der völlig haltlosen Leidenschaft, das Lied vom rasenden Jüngling Achill. Der Kontrast ist bewußt. Echtes Menschentum ist auch das freie Spiel der Leidenschaften, und ohne Scheu wird uns — nicht anders wie in den Reckengeschichten der Germanen — hier auch das Gräßliche nicht erspart. Das Ich tobt sich aus. Während die Odyssee oft so wohlig dahingleitet wie ein Adagiosatz in freundlich gestimmten Harmonien, flutet die Ilias dröhnend im Fortissimo, das nur bisweilen im Decrescendo sich beschwichtigt: heroischer Stil. Wo immer es not tut, greift der Maler erbarmungslos auch zu den grellsten Farben.

Troja soll fallen. Auf das Leichenfeld stürzen sich Aasgeier und wilde Hunde. Die Staubwolken fliegen auf. Die Schlachtwagen rasseln einher. Klirrend in Waffen springt der Held vom Wagen. Hektor hat Gorgonenaugen beim Angriff; der Schaum steht ihm vor dem Munde. Das dunkle Blut fließt ihm die Lanze herab; die Wagenaxe trieft davon. Gräßliches Schreien! Der Verwundete stürzt aus dem Wagenkorb und steht auf dem Kopf. Der Kopf wird abgehauen und fliegt wie eine Kugel ins Getümmel. Die Augen fallen aus dem Kopf. Der Sterbende hält sein Gedärm in seinen Händen. Der Sieger im Zweikampf zieht den Toten an der Lanze hoch wie der Fischer den großen Fisch an der Angel.

Von diesem düsteren Hintergrund aber heben die Charakterbilder klar sich ab, und es sind viele. Die Handlung der Odyssee kreist nur um zwei Figuren, die Ilias hat einen Wald gleich hoch gewachsener Helden, die alle der Zorn Achills in Tätigkeit

setzt. Und in ihnen allen herrscht nun das freie Sichgehenlassen, der Trieb der angeborenen Natur; denn außer Nestor sind alle jung. Diomedes das Ideal des Kämpfers; er ist bescheiden und kühn zugleich; ebenso Ajax mit den unnahbaren Händen, der wie ein Festungsturm in der Schlacht steht; Menelaus dagegen oft unschlüssig, weichherzig, dazu wortkarg. Als katzenhaft heimtückisch sind die asiatischen Bogenschützen geschildert, Pandarus sowohl wie Paris. Es ist der schöne Paris im Pardelfell mit dem unzuverlässigen Wesen. Vor Menelaus, dem er die Helena entführte, reißt er aus, als wenn er eine Natter sieht, und seine Knie schlottern. Er ist nicht nur schön, sondern auch musikalisch, aber auch eitel; zum Zweikampf mit Menelaus findet er sich schließlich bereit, aber es soll eine Solovorstellung sein, und alle anderen sollen zuschauen [11]. Um Achill und Agamemnon aber dreht sich der große dramatische Konflikt, der die Haupthandlung ausmacht, und dies vor allem sind die Männer, die ihr Herz nicht im Zügel haben. Agamemnon habgierig und, solange alles gut geht, dumm-stolz auf sein Oberkönigtum (denn er ist der Führer des ganzen Kriegszuges). Sein Inneres ist ringsum schwarz vor Zorn. Achill der Jüngling von übermenschlicher Natur, die aber ganz noch im Werden ist. Maßlos ist gleich seine Wut, als er sich gekränkt fühlt; sein Herz schwillt von Galle; er weint, als Agamemnon ihm die geliebte Briseïs wegnimmt, aber im Grunde nicht aus Liebe, sondern nur ob der Schmach. „Du hundsäugiger, schamloser Profitmacher!“ so schimpft er den König und versagt dann jede weitere Hilfe im Kampf. Unnachgiebig bleibt er im Groll vereinsamt, und das Herz geht ihm zugrunde.

Nur Patroklos ist bei ihm im Blockhaus, Achills Freund, sein Trost und Jugendgespiele, der für ihn kocht und brät und den Tisch deckt, Achills Rosse in die Schwemme führt und ihre Mähnen mit Öl besprengt. Patroklos ist der immer freundliche Mensch, den alle lieben, aber er fällt im Kampf. Hektor, der Trojaner, hat ihn niedergestochen. Maßlos ist da gleich Achills Rachedurst. Der Hader mit Agamemnon versinkt sofort; Achills

Zorn hat jetzt ein anderes Ziel. Die Hände legt er in Zärtlichkeit um die Brust des toten Freundes, und wir hören Tag und Nacht sein Wehgeschrei; dann jagt er in die Schlacht: ein Massenmorden. Zwölf feindliche Jünglinge greift er sich lebend und schlachtet sie als Totenopfer zu des Patroklos Ehren. Siebenmal schleift er Hektors Leichnam um Trojas Mauern. Aber immer noch tönt durch die Nacht des Schlaflosen sehnsuchtsvolle Klage, und er greift wieder in blinder Wut nach dem Leichnam des Verhaßten, befestigt ihn an seinem Streitwagen und schleift ihn hinter sich her durch den Staub: Raserei der Freundesliebe, Fanatismus der Leidenschaft, der die edle Natur bis zum tiefsten Grund zerrüttet. Erschütternd ist es gegeben. Es ist wie ein Wunder, daß es dem Dichter trotzdem gelingt, uns mit solchem Helden auszusöhnen.

Auf alle Fälle will Homer erziehen. Es handelt sich auch hier um Selbstzucht, um Selbstbeherrschung: die Odyssee erzog den Griechen durch Vorbild, die Ilias erzog ihn durch Abschreckung zu dieser Tugend, zur „Sophrosyne". Denn wohlgemerkt: sogar auch Patroklos stirbt, weil er nicht maßhalten konnte in seiner Kampfbegier und die Vorschrift, aufzuhören, mißachtete. Die Sophrosyne wurde hernach das Lieblingswort der Griechen; Homer kennt das Wort noch nicht, aber er kennt die Sache.

So geht ein großer, wilder Atem durch alles. Denn auch die verängstigten Frauen in der Ilias erfaßt dieser Geist. Andromache eilt wie rasend auf den Turm, um nach Hektor, ihrem gefährdeten Gatten, auszuspähen; ihr Herz wird in der Angst hochgestoßen bis in den Mund; und Hekuba, Hektors Mutter, stellt sich auf dieselbe Mauer, entblößt in leidenschaftlicher Trauer ihren Busen und hebt die Brust in der einen Hand hoch, zum Zeichen: dies ist die Brust, an der du, mein Sohn, gesogen. Sie will Hektor rühren, daß er der Mutterliebe nachgibt und sich nicht in den Todeskampf mit Achill begibt[12].

Ist also die Ilias nichts als ein Mord- und Spektakelstück oder gar „eine Leichenfabrik", um den scheußlichen Ausdruck zu brauchen, der im Hinblick auf den letzten Weltkrieg üblich

geworden? Weit gefehlt. Nichts ist wohltuender als die Kunst, mit der der Epiker seine Hörer hoch über alle äußeren Schrecknisse hinaushebt. Dies Schreckliche ist doch überall nur Nebenwerk, es ist nur die Auswirkung des Innenlebens der Männer, die in den Krieg gestellt sind, und auf dieses Innenleben allein kommt es an. Vom Bewußtsein ihres Adels sind die Helden der Iliade erfüllt und von dem Gefühl, daß Adel verpflichtet; ihre Konturen so edel, ihr Leib wie beseelter Marmor. Wie Bühnenfiguren schreiten sie auf tragischem Kothurn, und Homer, der erste aller Tragiker, durchleuchtet nun ihre Seelen und wendet sie um, wie man einen Handschuh wendet, damit wir ihre Innenseite schauen. In ihren Reden stellen sie sich dar, denn sie alle haben das Herz auf der Zunge.

Aber es gibt in der aufgeregten Handlung auch noch stillere Winkel, wo das Gemüt elegisch oder auch heiter sich auslebt. Nichts so unvergeßlich wie Hektors Abschied von seinem Weibe Andromache, der noch nachhallt bis zu uns: „Will sich Hektor ewig von mir wenden?“ Dazu Achill, der in seinem Zelt vereinsamt zur Leier greift und Lieder singt, um das eigene Herz zu erlaben, derselbe Achill, der, nachdem er seine Wut an Hektor gestillt, die griechischen Fürsten zum Wettspiel auffordert und aus dem Eigenen dafür kostbare Preise setzt. Da ist er gleich der ritterlich liebenswürdigste Mensch in voller Vornehmheit, und auch die Wettkämpfer zeigen sich liebenswürdig bis zur Anmut; die Wettfahrer ereifern sich zwar, schelten und beneiden sich, aber sie versöhnen sich rasch, und „Wonne durchdringt das Herz“, wenn der eine zugunsten des anderen auf den Siegespreis großherzig verzichtet.

Und so vollendet sich erst das Bild Achills. Denn der greise Priamus, Hektors Vater, betritt nun gar mit Bittflehen überraschend sein Lagerzelt. Da siegt die Menschlichkeit, der edelste der Triebe, und sein leidenschaftgetrübtes Herz wird endlich klar und rein. Er mischt seine Tränen mit denen des Alten, öffnet ihm die eigene Seelennot, denn auch Achill sehnt sich nach seinem Vater und wird ihn doch nie wiedersehen; dann

läßt er Hektors Leichnam mit Sorgfalt reinigen und salben, hebt ihn selbst auf des Priamus Wagen, bewirtet den Alten freundlich zur Abendrast und gewährt ihm Waffenstillstand und die nötige Frist, daß die Trojaner ihren besten Helden bestatten, betrauern und sich in Tränen sättigen können.

Damit schließt das Werk, darin gipfelt es. Der Zorn ist endlich erloschen, die harte Disharmonie aufgelöst, die Flamme ausgetreten; die Wunde schließt sich; das Mitleid war der Erlöser, und schlichte Rührung bleibt zurück. Nicht „unecht" ist diese Schlußhandlung der Ilias, aber sie ist am spätesten gedichtet, weil sie eben die letzte aller Szenen ist. Im Grundplan des Werkes aber hat sie von vornherein gelegen, oder der Urheber des Planes verdiente nicht, daß wir ihn Dichter nennen[13].

Die ganze Entwicklung aber wird vom Dichter auf das einfachste chronologisch und so gegeben, daß immer ein Tag den anderen ablöst. Die Nächte dienen als Ruhepunkte. Wie anders die Odyssee! In der Odyssee ist die Handlung schlicht, in der Ilias ist es der Aufbau; in der Odyssee ist der Aufbau kompliziert, in der Ilias ist es die Handlung. Hier wie dort waltet eine künstlerische Notwendigkeit; denn das Drama der Ilias hat, wie wir sahen, zwei Konflikte auszutragen, den Trojas mit den Achäern, den Agamemnons mit Achill, und Götter und Menschen werden in den doppelten Zwiespalt gerissen. Die Übersichtlichkeit wäre unmöglich, wenn der Erzähler hier nicht einfach der Zeitfolge gehorchte.

Zur Sänftigung der Stimmung aber dient dem Iliasdichter noch ein weiteres Kunstmittel; das sind die Gleichnisse. Sie sind über die Erzählung tausendfach ausgestreut; sie sind wie Fermaten im Musiksatz, in denen der Künstler Atem schöpft, und Tiere und Pflanzen, die ganze Natur wird lebendig. Die Volksversammlung, so hören wir, wogt wie ein Kornfeld im Wind. Kann man anschaulicher reden? Der König wandelt durch sein Kriegsvolk wie der Bock durch die Schafe, und wie die Kraniche und Schwäne Kleinasiens kreischend durch die Luft fliegen, so schreiend zieht die Mannschaft ins Gefecht. Wer

weint, ist wie der Felsen, aus dem die Quelle springt. Wer stirbt, neigt das Haupt wie der Mohn, der regenschwer im Garten steht. Auf der Mauer stehen die Greise und plaudern müßig wie die Zikaden im Baum. Hektors Mut ist wie die Axt, die in den Holzbalken fährt. Der Speer prallt vom Schild ab wie die Bohnen von der Schaufel. Ein schön gelockter Jüngling wird erschlagen; er gleicht dem Ölbaum, der stolz am Quell emporwuchs; die Winde liebkosten ihn, Blüten bedeckten ihn; da kommt der Sturm, „reißt aus der Grube den Stamm und streckt ihn lang auf den Grund hin".

Der Dichter liebt es, solche Bilder auch breiter auszumalen, und da sehen wir aus der Ferne den Waldbrand auf den Berghöhen — die Seele versenkt sich in den Anblick —, sehen die Schakale, die hetzend über den verwundeten Hirsch kommen! Der Steinbock springt von Fels zu Fels, hinter ihm her der Jäger, um aus seinem Gehörn den Bogen zu bilden. Der Holzhauer schwingt die Axt, daß der Forst hallt, dann setzt er sich müde und nimmt still sein Essen. Der Hirt freut sich bei Nacht, wenn es windstill ist, an Mond und Sternen; da kommt, schwarz wie Pech, die Wolke übers Meer, die den Sturm bringt, und er birgt seine Herde in der Felskluft. Die anbrandende Woge krümmt sich, wenn sie ans Ufer prallt und speit Salzschaum. Die Winde schütteln das Meer, daß es wallt und das Meergras ans Ufer schleudert. Signalfeuer leuchten durch die Nacht und tragen von Insel zu Insel über die See ihr Licht. Herrlich vor allem das Roß: es ist stolz auf seine Jugend, reißt sich vom Halfter los, hinaus ins Freie, um sich im Fluß zu baden, kraftstrotzend, mit fliegender Mähne. Der Adler stößt hoch in der Luft auf Kraniche und Wildgänse. Selbst die lästigen Fliegen fehlen nicht und die Wespen, die, vom bösen Buben gereizt, im Schwarm den Wanderer auf der Straße überfallen.

So unterbrechen tausend winzig bunte Miniaturen den großen Bilderfries der Heldengeschichte. Und dazu nun endlich der Schild des Achill, der mit Bildern bedeckt ist: inkrustierte Arbeit

in enger Folge. Wie menschlich, auf dieser Königswaffe gerade nur das Leben des gemeinen Volkes abzubilden! Wir wollen die Könige, die wie die Raubritter des deutschen Mittelalters auf ihren Burgen hausten, loben, wenn sie an solchen Schildereien sich wirklich freuten. Homer beschreibt sie uns mit Liebe. Da ist die Kleinstadt; in ihr hausen die Bürger; die Stadt trägt ihre Festungsmauer so wie die Jungfrau den Schmuck des Kranzes. Ein Hochzeitszug aber zieht durch die engen Gassen, und die Weiber stehen in den Türen und schauen nach. Es ist fast so wie heute. Auf dem kreisrunden Marktplatz [14] gibt es Rechtsprechung der Obmänner des Ortes, während das Volk hinzuströmt, und der Ausrufer muß Schweigen gebieten, damit man den Spruch auch hören kann. Da sind die Pflüger auf dem Acker; Ernte im Saatfeld mit Ährenlesern und Garbenbindern; unter der Eiche bereiten die Weiber für die Arbeiter das Mittagsmahl. Im Weingarten sind die quellenden schwarzen Trauben schon reif, und man pflückt sie schon in die weiten Körbe; das sind Winzerfreuden. Am großen Festtag aber gibt es gar Rundtänze, just so, wie man sie noch heut in Griechenland sieht; alle fassen sich an den Händen und schieben sich im Kreis herum; die Mädel tragen Blumen im Haar, die Knaben haben Messer oder Dolche, die an Riemen hängen; fröhlich aber schauen die Alten zu. Aber auch das Erregende fehlt nicht. In die Viehherde, die am Röhricht weidet, bricht der entsetzliche Löwe ein; der Schreck ist groß, die Hunde heulen, aber wagen die Bestie nicht zu fassen. Tatsächlich gab es damals noch Löwen in Kleinasien wie auch auf der Balkanhalbinsel [15]. Daher gleichen auch Homers beste Helden immer dem Leu. Ist er verwundet, rast er um so wilder. Nur mit Feuerbränden gelingt es, den König der Tiere zu verscheuchen, und er zieht bekümmert ohne Beute davon.

So weiß uns die Ilias einen vollständigen Kulturhintergrund zu geben. Wie eine Glaskugel spiegelt sie das Leben ringsum, Land und Leute. Ich wüßte nicht, daß ein anderes Epos Ähnliches leistete, nicht die Nibelungen, selbst nicht der Parzival.

Freilich hat der feine Mistral, der Provençale und Dichter der Mirèjo, zu unserer Zeit es dem Homer gleichzutun versucht; aber er hatte es um vieles bequemer; denn seine Helden sind ja nur schlichte Kinder des Landes, die am Busen der Natur leben, keine Ritter und Könige, die auf dem öden Schlachtfeld die weithin schattende Lanze schwingen.

In all dem, was wir überschaut, muß auffallen, daß Homer uns nie einen trunkenen Menschen zeigt (mit Ausnahme des dummen Zyklopen Polyphem); Gott Bacchus ist bei ihm noch machtlos; selbst die Freier im Palast des Odysseus sehen wir nie im Rausche. Wie das Liebeslied, so ist auch das Trinklied jünger als Homer. So vermeidet der Dichter aber auch die Darstellung aller unheimlichen Familienlaster, aller Blutschuld, aller Seelenqualen des Schuldbewußten; solche Gegenstände blieben der späteren Tragödie überlassen, die das Problematische sucht. Der Sänger der Königshalle griff aus der Menschennatur vielmehr die reineren Motive, Mut, Ehre, Männerstolz, Freundestreue und Züchtigkeit des Weibes, und veredelte durch kluge Wahl sein Werk und seine Hörer. So wurde er der Erzieher seines Volkes. Kein Geringerer als Plato, der Mann, in dem später das Griechentum gipfelte, sagt uns dies: „Diesem Dichter dankt Hellas seine Erziehung."

*

Mutmaßlich war es das achte Jahrhundert vor Christo, das die Schöpfung der beiden Epen erlebte[16]. Das größte war geschehen, die große Kunst war in die Menschheit getreten und mit ihr der Kunstgenuß, die Veredelung des Volkes durch das Schöne.

Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.
Es fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.

Wo Kunst ist, erwacht auch die Schönheit. Was aber ist Griechenschönheit? Sie ist Wohlgeformtheit, und Beschwichtigung der Erregung ist ihre Wirkung. Auch der griechische Handwerker war von der Sucht nach ihr durchdrungen, wenn er damals aus schlichtem Ton seine vielgerühmten Vasen zu formen begann. Triebhaft wie die Blume, wie die Menschengestalt und jedes Lebewesen erblüht auch das Kunstwerk, aber nach inneren Gesetzen, die die Form sichern. Die Linien streben auseinander: die Künstlerhand sammelt sie; ein Wirrsal von Schicksalen ist das Gesellschaftsleben: der Dichter ordnet sie ausgleichend zum sinnvollen Geschehen. Das ist das Beglückende. Im sittlichen Tun bleibt der Mensch ein Stümper; ewig unfertig bleibt er auch in der Wissenschaft: die Kunst allein beseligt, denn nur sie kann Vollkommenes geben, und was vollkommen ist, muß göttlich sein. Daher heißt Homer der göttliche; so nannten ihn seine dankbaren Griechen.

Wer war er? die Person Homers? Die Antwort lautet närrisch genug. Der ganze Homer ist Fabel; er war „Niemand“, so wie sich Odysseus beim Zyklopen den Niemand nennt. Wenn ich im Voraufgehenden Homers Namen brauchte, so geschah es nur unter dem Zwang der lieben Gewohnheit. Die späteren Griechen haben seine Gestalt ersonnen, da Gedichte ohne Dichter nicht möglich schienen. Eine ziemlich triviale Biographie erzählt: seine Mutter war eine arme Wittfrau und spann Wolle um Lohn. Als junger Bursche trieb er sich auf Reisen um und sah dabei alle Plätze Griechenlands. Da erblindet er und fängt an zu dichten. Seine ersten Verse macht er vor einer Schusterwerkstätte, und der Schuster belohnt ihn. Seitdem lebt er von seinen Poesien, die er in den Volkshallen aufsagt. Auf der Insel Samos ging er mit den Kindern des Ortes bettelnd von Haustür zu Haustür: „Macht eure Türe auf und backt uns Gerstenkuchen; dann soll der Reichtum mit euch sein und eure Gefäße allezeit voll Mehl.“ Als er am Strand liegt, geben ihm Fischerbuben das bekannte Rätsel auf: „Was wir nicht fingen, ist bei uns; nicht bei uns ist, was wir fingen.“

Die Laus ist gemeint. Der große Dichter aber kann es nicht raten und stirbt daran aus Verzweiflung. Man sieht: dieser Homer ist ein Mensch, der nur mit dem niederen Volk verkehrt. Auf Chios aber dichtet er angeblich Ilias und Odyssee [17]. Chios hat ihm das nie vergessen; daher ist diese Insel auch heute noch voll Homererinnerungen, und man zeigt dort dem Reisenden mit Stolz Rebengärten Homers, eine Quelle Homers, eine „Schule" Homers. Das Wasser aus seiner Quelle wird in Tonnen verschickt und ist ebenso berühmt wie der Wein seiner Reben.

Alles das ist Schaum und Traum, ja schlecht ersonnen. Homer war gar kein Volksdichter. Er war überhaupt kein Einzelmensch [18]. Sein Name ist vielmehr ein Sammelname und für die Dichtkunst genau dasselbe wie der des Dädalus für die Bildnerkunst. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Mehrheit von Berufserzählern, die eine Genossenschaft bildeten, an den Höfen, bei den Festgelagen der adligen Herren vortrugen und dabei hoch in Ehren standen. Auch das Griechisch der beiden Epen ist gar keine Volkssprache, im Gegenteil, ein Kunstgriechisch ist es, das niemand im Lande jemals so gesprochen hat und das durch raffinierte Mischung aus zweierlei Dialekten [19] mit der Zutat vieler dichterischer Neubildungen hergestellt ist, so wie man aus Kupfer und Zinn die Bronze bildet. Der Mann aus dem Volk staunte über dies ihm völlig neue Sprachgebilde, das sich dem klingenden Silbenfall des daktylischen Verses so geschmeidig anbequemt und mit dem Vers in stolzem Wohllaut auf- und abwogt. Keine deutsche Übersetzung kann das wiedergeben, am wenigsten die modernen, die statt einer Kunstsprache [20] ein glattes Deutsch zu geben sich bemühen.

In der Ilias ist es sogar deutlich ausgesprochen, daß mehrere Dichter an dem Werk dichten, und damit zugleich angedeutet, daß sie eine geschlossene Gemeinschaft bilden. Es ist seltsam, daß die Gelehrten diese Äußerung nicht heranziehen [21]. Homer aber heißt der „Blinde" auf deutsch [22]. Die wundervollen Homerbüsten, die uns aus der Antike erhalten sind, bringen diese Blindheit durchweg und oft ergreifend zum Ausdruck: ein

inneres Schauen beseelt den Kopf. Wer nicht sieht, wird zum Seher. Blind aber ist auch der Sänger, der in der Odyssee bei den Phäaken singt, und man weiß, daß bei vielen Naturvölkern, wie bei den Serben, die Blinden, das heißt die Erblindeten, geradezu einen Berufsstand bildeten, derer, die da dichten und vorsingen. Auch bei den alten Deutschen heißt es: „So singent uns die blinden." Ja, noch neuerdings ist eine solche Dichter-Innung auf Sizilien nachgewiesen, und dies Beispiel ist um so wichtiger, je unbekannter es zu sein scheint. Lionardo Vigo hat darüber folgendes berichtet[23]. Im Jahre 1661 vereinigten sich die Blinden in Palermo und erhielten die Erlaubnis, sich als Kongregation zu ordnen. Mitbürger zahlten ihnen Renten; eine Halle für ihre Zusammenkünfte wurde ihnen angewiesen. Noch im neunzehnten Jahrhundert, in Vigos Zeit, hat die Zunft unverändert bestanden, und mutmaßlich besteht sie noch jetzt. Sie hat sich jedenfalls mehr als zweihundert Jahre aufrechterhalten. Sie ist wohlorganisiert und legt Wert auf ihr Archiv, in dem sie wichtige Dokumente aufbewahrt. Es sind dreißig Mitglieder, von denen einige die „Finder" neuer Lieder (trovatori), andere die Vortragenden sind. An der Hand eines Knaben kommen sie durch die Straßen und singen Lobgesänge auf Heilige, aber auch Banditengeschichten von Testalonga, Fradiavolo und anderen. Man hört sie gern; aber nur auf ausdrückliche Bestellung finden sie sich bereit, vorzutragen.

Kein Beispiel ist zum Verständnis nützlicher als dies[24]. Die Sizilianer sind so echte Südländer wie die alten Griechen, und die gleiche Natur erzeugt die gleichen Lebensformen. Die homerische Sängerzunft brachte nicht Lobgesänge auf Heilige, sondern auf Götter, sie erzählte nicht von Testalonga und Fradiavolo, sondern von Achill und Odysseus. Sonst ist alles dasselbe. Der Name Homer ist nichts als eine Berufsbezeichnung.

Das Buch fehlte noch[25]. In die Tafel ihres Gedächtnisses graben diese Dichter ihre Verse, das nirgends schärfer ist als

bei ihnen (unsere Kriegsblinden können es heut bezeugen)[26]. Auch der mühsame Vers selbst: wozu plagte man sich mit ihm? Er war von Haus aus Gedächtnishilfe; sobald das Buch aufkommt, beginnt man in Prosa zu erzählen. Der Stoff vom trojanischen Krieg war im homerischen Zeitalter aktuell; denn irgend etwas Tatsächliches muß dieser Sage auf alle Fälle zugrunde liegen. Das Thema für die Epen war also gegeben; es wurde als solches konzipiert und das gemeinsame Programm der wohlorganisierten Dichterzunft. Und bei der Ausführung knüpfte nun ein Mitglied an das andere an, der eine Erzähler der Fortsetzer des anderen[27]. Zunächst ergab sich daraus eine engere Fassung der Ilias; dann kam der Trieb, den Stoff zu bereichern, und neue Abenteuer — wie die Taten des Diomed — wurden eingedichtet. Das Werk wurde so immer reicher, aber der Reifen barst nicht, der das Ganze zusammenhielt.

Wichtig für das Verständnis aber ist noch eins, daß nämlich zur Zeit jener Sänger (oder Aöden) die beiden Epen fast nie einheitlich und als Ganzes zum Vortrag kamen. Das Publikum war immer nur für eine kurze Zeit hörlustig, und man konnte nur jedesmal einen Abschnitt wie etwa den Zweikampf des Hektor und Ajax zum Besten geben, oder wie Achill im Fluß Skamander zu ertrinken droht[28]. Daher die so auffallende epische Umständlichkeit, das heißt die zahlreichen Wiederholungen im Text; sie erklären sich nur daraus; es galt dem Gedächtnis der Hörer immer wieder zu Hilfe zu kommen[29]. Ein Dichter nahm vom anderen ganze Verse und Versgruppen herüber. Man verargte es ihm nicht; denn man hörte eben immer nur einen Teil des Ganzen.

Und daher überhaupt das Stereotype im Ausdruck; es erleichterte das Memorieren erheblich. Was die Not eingab, wurde zum Stilgesetz. Jeder heutige Homerleser aber sollte sich hiernach richten. Man bringt sich um den Genuß und verfehlt den richtigen Eindruck, wenn man die Epen ohne abzusetzen in einem Zuge liest.

Es handelt sich um Romandichtung. Auch der moderne Schriftsteller schiebt oft und gern noch nachträglich Episoden in seine Erzählung ein. Er hält sie oft für besonders wirksam. Denn solcher Roman ist wie ein Fluß im dürren Lande; er will gestaut, er will in weiter Biegung geführt sein, damit er nicht zu schnell abläuft, und oft ist die nachträgliche Einfügung für die Dichtung ein Gewinn[30]. Das zeigt auch die Odyssee; denn sie fängt gar nicht mit der Nausikaaszene an, wie ich es oben berichtet. Ein großer Anfangsteil ist vielmehr nachträglich vorgebaut worden, wo Telemach die Hauptperson ist. Erstes Bild: man sieht Penelope mit dem Sohn auf Ithaka wehrlos, in völlig aussichtsloser Lage, von den Freiern bedrängt. Vortrefflich! Das war die beste Exposition; nun harren wir voll Angst mit Telemach auf den Erlöser. Dann aber begibt sich Telemach auch noch auf Reisen, und der Leser folgt ihm zunächst mit Ungeduld; denn für die Handlung kommt im Grunde dabei nichts heraus. Und doch! Ein bestimmter Zweck wird damit erzielt; denn Telemach findet in Sparta den König Menelaus, der — anders als Odysseus — längst glücklich und heil von Troja zurück ist und neu vereint mit seiner Helena thront, also das Bild des hellsten Eheglückes. Hier Friede, dort Unfriede! Bild und Gegenbild! Auf den Kontrast kam es an; damit wollte der Dichter unser Herz um so tiefer fassen. Aber mehr noch. Telemach hört dort den Bericht über Agamemnons gräßliches Ende, und von der Agamemnontragödie wird so der Vorhang flüchtig weggezogen: auch dieser König kehrte wie Odysseus zu seinem Weibe heim, aber sie ist ihm ungetreu, seine Heimkehr ist blutig; des Weibes Buhle Ägisth greift zur Axt und erschlägt ihn. Wer merkt nicht auch hier des Dichters Absicht? Agamemnons Heimkehr! Die Spannung soll in uns wachsen, die Sorge um Odysseus in uns sich steigern; denn auch Penelopes Freier sind mordsüchtig: wird es ihm anders als dem Atriden ergehen? und welcher Empfang ist ihm bereitet[31]?

Natürlich kommen bei solchen nachträglichen Einschüben

eicht kleine Unstimmigkeiten vor, z. B. stimmt dann die Zeitfolge nicht ganz, als hätte der große Homer geschlafen. Der moderne Philologe wühlt nach solchen Anstößen mit Gier wie das Schwarzwild nach Trüffeln; es ist ihm Wollust, die Naht zu finden, die den Einsatz verrät[32]. Die guten Sänger selbst aber ließen sich darum keine grauen Haare wachsen, und wer die Heldengedichte, wie er soll, mit der Seele liest, dem vergeht der Sinn für alles Kleinliche.

Mit Verehrung blicken wir auf jene Sänger, die, genossenschaftlich verbunden, neidlos gemeinsam so Großes schufen, aber nie ihren Namen genannt haben. Was Äschylus, was Euripides und Plato für die Blütezeit Athens, das sind sie, die Namenlosen, für jene dunkelen Zeiten gewesen, die der eigentlichen Geschichte voraufliegen: auf alle Fälle hochbedeutende Männer und die Träger des Zeitgeistes, die ersten Finder und Offenbarer griechischer Schönheit und Weisheit. Nicht nur auf Menschenkenntnis, auf Menschenliebe beruht ihr Werk.

Lang' eh' die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf.

Das haben unsere deutschen klassischen Dichter tief empfunden. Die Neu-Entdeckung Homers im 18. Jahrhundert war darum ein Weltereignis. Was wären ohne ihn die Dichter des Werther und der Räuber? Rückkehr zur Natur, d. h. zur Natürlichkeit in der Kunst: das bedeutete eine Gesundung unserer deutschen Dichtkunst an Haupt und Gliedern.

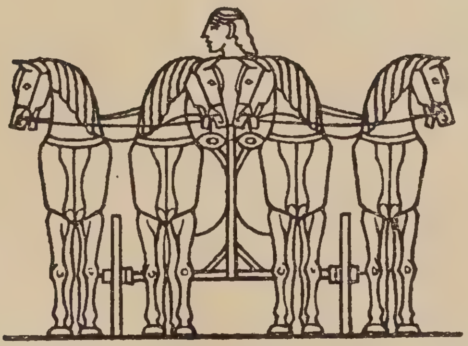
Noch eins aber endlich ist, was wir an Homer mit Staunen wahrnehmen. Im Kampf der Griechen gegen die Trojaner müßte des griechischen Dichters Standort bei den Griechen sein; aber er umfaßt auch die Trojaner mit gleicher Liebe. Der Hochsinn dieser Dichter steht *über* den Parteien. Damit hebt die Weltdichtung an. Die Sache mag sich aus besonderen Umständen erklären[33]; aber ihre Wirkung ist großartig und

vorbildlich herzbefreiend. Andromaches Herzeleid, Priamus und Hekuba in ihrem Jammer: mit vollem Triebe lebt der Dichter sich ein in ihr Geschick. Achill ist der bewunderte, aber auf Hektor, Achills Gegner, wird alle Sympathie gelenkt. Denn das Mitleid ist allmächtig, und das Herz schlägt für den überwundenen Mann. Und so predigt die Ilias noch eins, für alle Zeiten: süß und schön ist's, für die Heimat zu sterben. Denn derselbe Hektor ist Träger und Wortführer der Vaterlandsliebe. So wie in Odysseus das Heimweh nach Ithaka lebt, so lebt und stirbt Hektor für sein Vaterland. Mögen die Götter durch üble Vorzeichen verkünden, daß Troja unwiederbringlich fallen muß; Hektor ruft:

„Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten", ein Wort frommen Trotzes, das durch alle Jahrtausende laut bis zu uns hertönt. Ewig menschlich ist dieser Trotz, solange es Völker, die auf ihre Ehre halten, geben wird.

*

# Staatenbildung



Ein paar Generationen sind vergangen. Wir sahen bisher alles nur durch das bunte Transparent der homerischen Dichtkunst. Jetzt beginnen die nackten Tatsachen; ein Stück der sogenannten Weltgeschichte hebt an. Auch dies ist ein Epos, darin die Staatsmänner und Philosophen den Helden spielen, und auch sie sind wie Nestor und Odysseus bei Worte.

Das Weltbild aber sieht auf einmal so anders aus. Die vielen Könige sind verschwunden; ihr Zepter ist außer Dienst; das alltägliche Bürgertum herrscht. Aber auch die einheitliche Führung der Stämme fehlt; der Zerfall ist da. Der Name Hellas kam zwar in Gebrauch, aber er hatte nichts Zwingendes. Kein Dichter hat für Hellas je eine Ode übrig gehabt. Wo man von Vaterlandsliebe schwärmt, gilt das immer nur der einzelnen Stadt, in der man geboren [1]. Unter tausend Stellen finde ich nur eine, wo in der Dichtung Herkules, gefragt, aus welcher Stadt er stamme, wirklich einmal antwortet: „Ganz Hellas ist mein Vaterland" [2]. Wir Deutschen haben unsere Germania am Rhein errichtet; man sieht sie sogar auf unseren Briefmarken. Der Römer stellte seine „Roma" als Statue in den Tempel. Mit Hellas ist nie das Gleiche geschehen [3].

Jede kleine Festung ist nun also ein Staat für sich. Jedes Griechennest hält sich für das Zentrum der Dinge, bläht sich in dummem Stolz und späht voll Scheelsucht, Raubsucht auf das schmale Gebiet des Nachbarn. Wer auf einen Berg stieg, sah gleich auf so und so viele sogenannte souveräne Staaten herab. Die Konkurrenz herrscht, der Wettbewerb der kleinen Gruppen.

Dazu aber die Ergänzung: man ist jetzt Seefahrer, man ist Kaufmann geworden; Unternehmung über See, Handel und Industrie ist alles. Ja, der Grieche kolonisiert. Aus der sträflichen Enge in die Weite. Nahezu alle Küsten des Mittelmeers sind mit seinen Faktoreien umrahmt und wie illuminiert. Nicht nur in Kleinasien, auch in der Krimm, in Italien, Sizilien, am Nil, in Naukratis, spricht man jetzt griechisch. Alle Buchten der zerrissenen Küsten sind jetzt Handelshäfen. In den ab-

schüssigen Waldbergen tönt die Axt; die Fichte stürzt; Flotten werden gebaut, und das breite, runde Lastschiff legt sich schwer in die Wellen; das schlanke Kriegsschiff, die Galeere, fliegt dahin; sie ist bestimmt, den Handel zu schützen oder Seeraub zu treiben; denn wer kann, ob Grieche, ob Phönizier, ist Pirat.

Woher das alles? dies neue Leben? Der Grieche hatte von den Nachbarvölkern, Phöniziern, Ägyptern, Persern, Babyloniern, gelernt. Der kluge Odysseus konnte noch nicht schreiben, noch nicht Geld zählen; er war froh, wenn er eine Kiste fest mit dem Knoten schließen konnte, wie die Phäakenkönigin es ihm vorschrieb. Jetzt hat der Grieche die Schrift gelernt, das Münzwesen, das Geldprägen, Maß und Gewicht, das im Welthandel mit Persien gültig war; mehr noch, er hat auch die Gliederung der Zeit gelernt; er wußte jetzt, daß es nicht nur Tage und Nächte gibt, sondern daß es nützlich ist, Tag und Nacht in je 12 Stunden zu teilen. Das Wichtigste aber war die Schrift. Sie ist der Umgestalter der Menschheit. Wo die Masse des Volkes lesen und schreiben kann, ist ein patriarchalisches Königtum so gut wie unmöglich. Unmöglich sind nun jene „Hirten der Völker“ wie Agamemnon, die doch, genau besehen, nur wie die Raubritter ihre Privatfehden ausfochten und das Volk wie die Hämmel vor sich hertrieben. „Es verzanken sich die Könige, das Volk besieht die Hiebe.“ Erst, wo die Schrift ist, kann der Kaufmann rechnen, sein Buch führen, kann das Volk Gesetze, sein Bürgerrecht aufschreiben, das nun statt des Königs gilt. „Das Gesetz ist König“, wie Pindar sagt [4]. So entstand der griechische Kaufmann, so entstanden die griechischen Republiken. Das Individuum regt sich in der Masse; es wird selbständig und beansprucht nunmehr gleiches Recht. Und damit entsteht auch der Staatsbegriff. Stadt und Staat ist für dies Volk dasselbe; beides heißt Polis. Von Polis kommt Politik. Politik ist fortan die Kunst, die Interessen der Stadtschaft zu wahren.

Es ist also nicht wahr, daß die Griechen das wundersame Originalvolk waren, das alles aus sich selbst erschuf, wie die

Spinne ihr Netz sich selbst aus dem Leibe zieht. Vielmehr: so wie die Germanen später von den Römern das Alphabet, die Zeitmessung, das Geldwesen, so haben die Hellenen einst dasselbe von den Orientalen erhalten. Nur dadurch entstand die germanische, so auch die griechische Kultur. Es gilt auch in der Weltgeschichte wie in der Natur das Gesetz von der Ersparung der Kraft; was die eine Nation erfand, braucht die andre nicht erst zu erfinden.

So gab es nun also jetzt ein Großgriechentum. Denn nicht nur am Rand Kleinasiens blühten Städte wie Milet, Ephesus und Smyrna, sondern auch Trapezunt und Byzanz am Schwarzen Meer und an der Propontis, Olbia in der Krimm, Kyrene in der Cyrenaika, Syrakus in Sizilien, Tarent und Sybaris in Italien usf. Das Griechenvolk war ein Wasservolk geworden und gedieh wie Schilf nur am Ufer. Das Mittelmeer, für uns heute eine enge Binnensee, wurde damals zum griechischen Weltmeer. Im 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr. sind alle jene reichen Kolonialstädte entstanden, in Konkurrenz mit den semitischen Phöniziern oder Puniern, die ihrerseits Karthago gründeten und auf Südspanien die Hand legten. Die Folgen für die Politik aber blieben nicht aus. Das tätigste Handelsvolk wird zum Mittelpunkt der Weltgeschichte; so ist es immer; so war es auch damals. Jetzt wurden es die Griechen.

In Ägypten, in Lydien, in Persien herrschte immer noch das sultanische Königtum, der steifgebackene Absolutismus, d. h. die Bevölkerungen waren als echte Orientalen viel zu phlegmatisch und unbetriebsam, um zu lernen, sich selbst zu regieren. Aber auch die Phönizier überholte der Grieche jetzt. Ja, er machte sich auch schon bei den auswärtigen Großmächten unentbehrlich, geschmeidig, klug, voll Anstand und körperlich schön anzusehen, wie er war; dabei oft charakterlos bis zur Treulosigkeit. Es galt auf alle Fälle, wo immer er war, sich durchzusetzen. Mit jonischen Söldnern führen die ägyptischen Könige Rampsinit und Amasis jetzt ihre inneren Kriege. Am Perserhof werden Griechen, ob Ärzte, ob Staatsmänner, die

intimen Berater, die selbst in den Harem zur Königin dringen. Im Kriegsrat des Darius haben kluge Griechen die entscheidende Stimme. Dem Gott Apoll huldigt der König Krösus, der große fremde Pascha von Lydien, aus der Ferne mit den kostbarsten Weihgeschenken. So ist jetzt auch schon die griechische Kunstware begehrt und wird gekauft, aber auch die griechische Menschenware, und Knaben, die zu Eunuchen verschnitten werden sollten, und schöne Weiber gingen im Handel nach Persien ab.

Glück und Gedeihen, wohin man blickt! Aber Athen, Sparta, Korinth bedeuteten damals noch wenig. Das eigentliche griechische Leben blühte in dieser Zeit vielmehr in der Peripherie und nicht im bescheidenen griechischen Mutterland, in den Kolonialstädten wie Trapezunt, Syrakus oder Sybaris, die ja viel mehr üppiges Hinterland hatten, als es das karge Altgriechenland gewährte. Der Name der Sybariten hat einen wollüstigen Klang bis heute; sie waren die Protzen ersten Grades und ihre Genußsucht verrufen. Das heutige Neapel ist dagegen eine Stadt der Bettler. Aber sie verstanden sich zugleich großzügig auf das Geschäft; 300 000 Mann stellte Sybaris angeblich ins Feld, wenn es Krieg gab. Und wie manche dieser griechischen Gründungen haben sich bis heute glänzend bewährt! Die alten Städte Ägyptens, Phöniziens, Persiens bedeuten heute nichts oder wenig; Byzanz dagegen ist noch heute der Wirbel des Handels der Levante, Marseille noch heute das Hauptemporium Frankreichs, das es schon im griechischen Altertum war.

Hören wir einmal den Bericht von der Gründung Marseilles. Ein munteres Fabulieren beginnt sofort, wenn die Alten von ihren Ursprüngen reden. Griechische Kolonisten fuhren abenteuernd aus Kleinasien; es war um das Jahr 600 v. Chr. Solche Ausfahrt war damals ebenso kühn wie die des Christoph Kolumbus, der Amerika fand, ohne es zu suchen. Das Altertum segelte ohne Kompaß, daher wurde das offene Meer angstvoll gemieden; an allen Biegungen aller Küsten steuerte

man tastend entlang nach unbekanntem Ziel, bis man die schönste Küste fand: die Riviera. Die Provence wurde entdeckt, ein herrlicher Hafen; reiche Vegetation. Aber Barbaren, Ligurer, wohnten da. Und die Romantik setzt sofort ein. Der Häuptling oder König der Ligurer hat eine junge Tochter; die Tochter hält eben Gattenwahl; einer der Griechenführer tritt vor sie hin; er ist natürlich ein Adonis; Sehen und Verlieben ist eins. Die Ehe wird beschlossen; als Mitgift und Eigentum erhält der Grieche den schönen Landungsplatz selbst, und die Barbarin wird Griechin[5]. Sehen und lieben: ist das aus einer Meyerbeerschen Oper? Dies abgebrauchte moderne Opernmotiv ist uralt. Die Stadt Massilia wird nun also wundervoll fächerförmig am steilen Felsenufer gebaut, wie wir sie noch heute sehen, nicht nur Stadt, auch Festung. Als das geschehen, regt sich der Haß und Neid des Barbaren, jedoch zu spät. Er kann gegen Mauern und Türme nicht kämpfen. Gleichwohl beginnt der Angriff. Denn es bleibt noch die List; durch List will der Barbarenhäuptling, der Nachfolger des vorigen, die Stadt nehmen, um alles, was griechisch, zu töten. Ein Götterfest wird in Massilia gefeiert; das gibt den Anlaß. Der Häuptling heuchelt Freundschaft, und ihm wird gestattet, Festteilnehmer in die Stadt zu schicken. Die aber bringen Karren und Wagen mit, die mit Früchten und Heu hoch beladen sind; unter dem Heu liegen Leute versteckt, die, sobald das nächtliche Fest beginnt, von innen die Stadttore öffnen sollen. Die Gefahr ist groß, aber zum zweiten Male hilft die Liebe; denn auch dieses Häuptlings Tochter ist in einen schönen Massalioten verliebt; er stahl sich oft zu ihr aufs Land, und ihre Herzen haben sich gefunden. Ihm verrät sie den Anschlag; denn sie zittert für sein Leben. So wird rechtzeitig die Stadt gewarnt, die Eindringlinge ergriffen, und der Liebesroman blieb ewig unvergessen. Noch ein zweiter Anschlag drohte, aber auch er wurde wunderbar vereitelt. Ungehindert und rasch wuchs dann Massilia an Reichtum und Macht; es legte weitere herrliche feste Städte, wie Nizza (Nikaea), an

der Riviera an, erstreckte bis zur Ebromündung seinen Einfluß, und das Landvolk der Provence selbst lernte allmählich griechisch denken. Wer heute dort reist und die Frauen von Arles sieht, die da schwebend wie auf Wolken gehen, glaubt heute noch im alten Hellenenland, im Land der schönen Griechinnen, im Land der Aphrodite zu weilen.

Aber alles das, was nützte es? Die Griechen sollten sich vorsehen. Es war doch nur Krähwinkelpolitik, die sie trieben: Zersplitterung, Zerfaserung. Sie wurden reich, aber nicht stark. Im Osten drohten zwei Großmächte, die hintereinander lagerten: Lydien und Persien. Lydien war stark, Persien noch stärker; es hatte intelligente Herrscher. Was später das römische Reich war, war damals das Perserreich: mit dem Trieb, die Welt zu umfassen.

Ich erinnere an bekannte Dinge. In Kleinasien herrscht zunächst jener König Krösus; sein Reichtum ist sprichwörtlich; er ist die Großfinanz Asiens, Lydien sein Reich, Sardes seine Hauptstadt. Er greift um sich und unterjocht sich die ganze Küste mit allen Griechenstädten; die Knechtung der Griechen beginnt; die Städte zahlen Tribut, aber sie gedeihen trotzdem; denn Krösus ist ein milder Herrscher. Da besteigt Krösus den Scheiterhaufen, denn Cyrus, der Perser, hat ihn besiegt, gefangen, und jetzt hat Persien dieselben Küsten, dieselben Griechenstädte in festen Händen. Der persische Koloß kauert jetzt drohend, mit breiten Ellenbogen aufgestützt, am Rand des Inselmeeres und glotzt nach Alt-Hellas hinüber. Er möchte jetzt wohl auch noch die Balkanhalbinsel haben. Ließ Griechenland sich nicht warnen? Wann wird es sich einigen?

In den Griechenstädten herrschten damals vielfach Aristokratien, ein Ring von Großkaufleuten, die aus alten Geschlechtern stammten, und das sonstige Bürgervolk gewann noch wenig Einfluß. Konstituierende Volksversammlungen gab es nicht; sollte ein Staatskontrakt, eine endgültige Verfassung zustande kommen, so mußten sich erstlich Vertrauensmänner finden, die die nötigen Gesetze gaben, und sodann eine fügsame

Bürgerschaft, die sich dadurch dauernd gebunden fühlte. Die Sache ging aber vielfach dramatischer. Es taten sich statt dessen Tyrannen auf, geniale Abenteurer, die ihre Heimatstadt überrumpelten, die Aristokratie stürzten und den König spielten, ein illegitimes Königtum, das der Leibwache zur Sicherung bedurfte. So tat es Pisistratus in Athen. Der große Perserkönig begünstigte das, und fast in allen Griechenplätzen Kleinasiens saßen darum solche Tyrannen. Ließ sich etwas von ihnen erhoffen? In der Tat: auf Polykrates gab alles acht. Polykrates, der Tyrann von Samos: in ihm lebte der Machtgedanke. Wie ein munterer Glücksritter steht er vor unserer Phantasie; er schaute mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Samos hin. Wir müssen etwas bei ihm verweilen.

All die Inseln und Inselchen des Archipelagus waren damals selbständige Staaten. So auch Samos. Die Insel liegt und lag hart an Kleinasiens Küste, also hart an Persien; wer da herrschte, stand wie auf Vorpostenstellung.

Polykrates hat zwei Brüder. Alle drei verließen als junge Leute die Heimat; mit Söldnern kehren sie zurück und erobern die Burg: ein Handstreich. Nun tötet Polykrates den einen Bruder, verbannt den anderen; er hat just das Quantum Ruchlosigkeit, das zum Principe im Sinne Machiavells gehört, und lebt nun nicht etwa wie die Inseltürken der Neuzeit ein genußsüchtiges Leben dahin, sondern ist in Kultur und Politik ein Förderer der Interessen seiner Zeit. Eine Flotte schafft er sich von 100 Fünfzigruderern (das war damals der größte Schiffstyp) und beherrscht die See, die er von Piraten säubert. Die Erfolge häufen sich; sein Ansehen wächst. Sämtliche umliegenden Inseln, auch Lesbos, werden ihm botmäßig; er faßt angeblich auch auf dem Festland Fuß. Und das Ausland gibt schon acht. Polykrates ist schon bündnisfähig; Amasis, der König Ägyptens, verbündet sich mit ihm. Amasis wollte im Notfall seine Hilfe; denn Ägypten fürchtet sich mit Grund vor Persiens Eroberungsgelüsten.

Daran knüpft sich die Anekdote an, die das Volk auf Samos

hernach sich erzählte und die Herodot uns glücklich aufbewahrt hat. Dem Polykrates geht es zu glücklich, und Ägyptens König schreibt ihm den Warnungsbrief: „Der Neid der Götter lauert auf dich; trenne dich von dem Teuersten, was du hast, um den Neid zu stillen.“ Es folgt die Geschichte von dem Siegelring, dessen Gemme der jonische Künstler Theoros geschnitzt hat. Polykrates wirft ihn ins Meer; im Fischmagen findet sein Leibkoch den Ring wieder: es gelingt dem Tyrannen nicht, unglücklich zu sein. Da kündigt ihm der Ägypter abergläubisch die Freundschaft. In Wirklichkeit aber, dürfen wir berichtigend sagen, vollzog vielmehr Polykrates die Trennung. Denn Kambyses, der Perserkönig, stieß jetzt eben gegen Ägypten vor; die Unterjochung Ägyptens durch Persien begann. Polykrates' Politik schwenkte rechtzeitig um. Er sandte dem Kambyses Schiffe und ging mit dem Stärkeren; denn er war klug.

Das Glück war mit ihm, aber auch die Glücksfähigkeit. Frisch und fröhlich war er auch bei der Friedensarbeit, war Kunstfreund und Ästhet, wie es zum Principe gehört. Den Viehstand hebt er durch Einfuhr der besten Rassen, züchtet molossische Doggen [6]. Einen Molo rammt er ins Meer, um den Hafen zu sichern, ja, eine Wasserleitung, die durch das ganze Inselgebirge geht, läßt er bohren, für jene Zeiten unerhörte Leistungen. So ging er aber auch im Bau von Göttertempeln voran. Ein Samier baut auf Samos den großen Heratempel, ein Samier im nahen Ephesus den noch berühmteren Tempel der Artemis. Mehr noch: auf Samos wurde damals der Bronzeguß erfunden, für die Plastik ein epochemachendes Ereignis, und die Namen der Künstler, ob sie nun Ringe schneiden oder Tempel bauen, werden jetzt in der Kunstgeschichte aufbewahrt. So ist es hernach dann auch ein samischer Techniker gewesen, der im Dienste Persiens für des Darius Millionenheer die erste berühmte Brücke über die Dardanellen schlug. Aber auch Anakreon, der muntere Sänger des Weins und der Liebe, lebte mit Polykrates. Sie tranken beide zusammen den herzhaften Samoswein, der noch heute

jedem Europäer mundet. Als Liebling des Tyrannen mußte der Dichter versuchen, ewig jung zu scheinen [7], lehnte aber die Kriegserfolge seines Gönners zu besingen ausdrücklich ab [8]. Dabei sei noch Folgendes erwähnt. Spanien war damals noch ein unentdecktes Land; ein Kauffahrer aber war in jenen Zeiten von Samos durch Oststurm bis dahin verschlagen worden; es trieb ihn sogar durch die Meerenge von Gibraltar (die Säulen des Herkules) hindurch, und er hatte dort die spanische Goldküste von Tartessos entdeckt. Die ganze Welt phantasierte danach von dem Goldland von Tartessos. Anakreon aber singt: „Ich wünsche mir nicht, König von Tartessos zu sein, und dürfte ich 150 Jahre alt werden." Polykrates dachte sicher anders als sein Sänger; aber er hörte solche Worte gern; denn dem Realisten, der sich mit tausend ehrgeizigen Plänen trägt, ist es Erholung, in der Muße dem weltfremden Geschwätz harmloser Idealisten zu lauschen.

Seine Erfolge mehrten sich immer noch. Ich erzähle nicht, wie er einen bedrohlichen Aufstand mit sicherem Erfolg niederwarf und auch im Konflikt mit Sparta Sieger blieb. Die Staatsmänner in Persien gewannen schließlich den Eindruck, als wolle Polykrates sich zum Herrn von ganz Hellas machen, und der Verdacht war nicht unberechtigt; hätte er die Schätze von Tartessos gehabt, er hätte in der Tat weiter ausgegriffen. Zum ersten Male schien die Möglichkeit da, ganz Griechenland politisch zusammenzufassen, unter des Polykrates Führung. Polykrates selbst glaubte daran; seine Gedanken flogen höher. Aber er wurde schnöde betrogen, und der Neid der Götter setzte ein.

In Sardes residierte der persische Satrap Oroites. Der sah mit Haß auf ihn. Warum sollte Samos nicht persisch werden? Gleißnerisch sendet der Satrap an Polykrates freundschaftliche Botschaft: „Du willst Herr von ganz Hellas werden? Ich bin mit meinem König überworfen und will dir helfen. Rüstungen kosten Geld. Ich gebe dir dazu die Hälfte meiner Schätze." Das Angebot ist verlockend; Polykrates will es

wagen; denn nichts war ihm bisher mißlungen. Er hat keinen Sohn, aber eine junge Tochter. Die Tochter beschwört den geliebten Vater: „Dir naht das Unglück; reise nicht zu Oroites.“ Auch als er schon auf dem Schiffe steht, dringt ihr Warnungsruf zu ihm. „Was soll's?“ ruft er voll Ärger zurück. „Zur Strafe für dein unerträgliches Warnen bleibst du Jungfrau; keinen Gatten geb' ich dir, wenn ich zurück bin.“ „Lieber ehelos,“ ruft sie, „als daß ich meinen Vater verliere.“ Ihr hatte geträumt, der Vater schwebe hoch in der Luft, und Zeus selbst kam und wusch ihn, und Helios, der Sonnengott, selbst kam und salbte ihn. Was sollte der Traum bedeuten? Mit großem Gefolge trifft Polykrates voll stolzer Hoffnung bei Oroites ein; der aber läßt ihn greifen und kurzer Hand ans Kreuz schlagen. Der gemeinste Tod: die Knechte und Verbrecher strafte man so, und er hing nun wirklich in der Luft, und des Zeus Regen wusch ihn und Helios salbte ihn, da er sterbend noch Schweiß trieb in der offenen Sonnenglut. „Eine große Hoffnung war damit erloschen; er war der glänzendste aller unserer Selbstherrscher,“ urteilt Herodot, „und hatte diesen Ausgang nicht verdient.“

Herodot, der „Vater der Geschichte“, ist uns der Hauptberichterstatter für jene älteren Zeiten. Wir haben ihn einmal zu Wort kommen lassen. Wo er von jenen Zeiten handelt, verwandelt sich ihm alles gleich ins anmutig Anekdotenhafte, wie eben hier. Es ist, wie wenn ein weiser Großvater seinen Enkel aufs Knie nimmt und ihm erziehlich hübsche Geschichten erzählt, und der Junge macht große Augen und findet es wunderschön. Aber zur Sache.

Nicht auf Kultur, auf Macht kam es an: Zentralisierung der Macht. Die Machtpolitik des Samiers war gescheitert. Wer bot Ersatz? Schon fiel das ehrwürdig stolze Ägypten in Persiens Hände, und die Gefahr für Griechenland stand sichtbar vor aller Augen. Die Königin Atossa brauchte nur zu sagen: „Ich wünsche Spartanerinnen als Sklavinnen zur Bedienung,“ und die persische Lawine würde sich in Bewegung setzen. Unter den Griechen aber riß der öde Hader und blutige Streit nicht ab.

Es war so, wie wenn im heutigen tumultuarischen Deutschland Meiningen mit Koburg den Degen kreuzen wollte und die Insel Sylt gegen Föhr zu Felde zöge, und man fragt erstaunt: ist dies Volk mit seinem zänkisch kleinbürgerlichen Kriegsgeschrei das Idealvolk der Künstler und Denker?

Allerdings, auch Künstler, auch Dichter werfen sich mit voller Seele in dies Getümmel. Ich rede jetzt von den beiden Kunstdichtern Archilochus und Alkäus, die der Zeit des Polykrates noch voraufliegen. Sie waren Insulaner, von Paros und von Lesbos, und allerdings anders geartet als jener schmunzelnd fröhliche Anakreon. Gerade durch sie erhalten wir Einblick in das wüste Leben jener Tage. Groß ist ihr Ruhm. Denn Leier und Schwert war ihr Beruf, und sie sind die Schöpfer und Meister des Gelegenheitsgedichtes, das kurz gefaßt, aber lebenswarm vom Ich zum Du redet und alles Unpersönliche völlig abtut. Was sie im Moment erleben, werfen sie in leichte Verse, wuchtig und männlich, aber in der Sprache des Alltags und nicht im feierlichen Vortrag Homers. Sie zeigen, daß auch das schlichte Wort, richtig gefügt, sich sangbar und klangvoll schön im Verse wiegt. Solche Gedichte waren damals noch völlig neu und eine Kostbarkeit wie der Siegelring des Polykrates; man gravierte den Text auf Stein und bewahrte ihn in den Tempeln.

Archilochus ist ein schnöder Realist, gelegentlich ein Kläffer; sein Spott wirkte tödlich wie Gift. Rache jedem, der ihn beleidigt! Und er greift nun auch zum Messer. „Der Kriegsgott herrscht, und ich, der Dichter, bin sein Diener." Im Handgemenge verliert er seinen Schild: „Einerlei! die Hauptsache ist, daß ich noch lebe!" „Auf dem Schiffsbalken lieg' ich und leb' ich, auf dem Schiffsbalken kaue ich mein Brot und trinke meinen Wein." Durchhalten gilt es: „Wirf die Brust den Widerwärtigkeiten entgegen; juble nicht, wenn du siegst, jammere nicht, wenn du erliegst." So redet Archilochus.

Deutlicher noch steht Alkäus vor uns. Ein rechter Seeheld, seine Dichtung maritim; es ist melodische Sturmpoesie. Noch im Prall der Wogen kann er singen:

Aufruhr der Winde! und die Verwirrung wächst.
Denn jetzt von dorther wälzt sich der Wellenberg
Und jetzt von dort, und wir dazwischen
Lassen uns schleudern im schwarzen Meerschiff

Und ringen qualvoll mit dem gewaltgen Sturm.
Denn schon vom Wasser steht uns der Mast umspült,
Das Segel ganz zerstört, und große
Fetzen nur hangen von ihm herunter.

Hoch den Becher! Verachtung dem Element! und Haß dem Feind! Der Aufruhr der Winde genügt nicht. Der Bürgeraufruhr kommt hinzu, und er ist schlimmer.

Auf Lesbos balgten sich nicht nur Aristokraten und Volk, sondern auch ein kleiner Tyrann und Winkelherrscher ist da; er heißt Myrsilos. Der heißblütige Alkäus verschwendet seine wundervoll belebten Verse in diesen Kämpfen. Als es gelingt, Myrsilos zu Fall zu bringen, da jubelt er: „Wein her! Nun wollen wir zechen, bis wir betrunken sind.“ Das Wort Krieg ist zu gut für diese Kämpfe. Es waren Raufereien in den Gassen oder von Dorf zu Dorf; Ständekampf. Schon damals war man so weit, daß in jedem Nest die Parteien sich blutig in die Haare fuhren. Es fehlten nur die Stinkbomben und Handgranaten, und es wären die Zustände, wie unsere gesegnete Gegenwart sie kennt. Wer verbannt ist, sucht mit Gewalt die Rückkehr zu erzwingen. Das Schiff klirrt von Waffen; denn es geht von Insel zu Insel: ein friedloses Leben, aber voll Kraft und Lebensdrang. Jeder Bürger hat Visierhelm, Schild und Spieß im Haus über dem Herd hängen und zieht los, wenn die Partei ruft. Aber nicht für Ideale wurde gefochten; Staatstheorien gab es noch nicht. Freiheit war die Parole; aber man weiß, was das bedeutete. Jede Partei will eben ihren Vorteil, und der Neid auf Macht und Besitz des anderen ist das nur allzu menschliche Motiv.

Das waren die Inselgriechen. Und nun das Festland, miteingerechnet Euböa! Es wäre entsetzlich, wollte ich eine Liste all der Plätze geben, in denen es sich da politisch regte. Es

sind z. T. klangvolle Namen, wie Argos, Megara, Chalkis, Orchomenos usf. Der Historiker könnte mit ihrer Lokalgeschichte ganze Bände füllen, wie mit der Geschichte der deutschen Duodezstaaten des 18. Jahrhunderts. Aber die meisten von ihnen verloren schon damals, im 6. Jahrhundert v. Chr., beträchtlich an Aktionsfähigkeit, und nur fünf oder sechs Namen bleiben bedeutsam: Korinth, Argos [9], Theben, auch die Insel Ägina, vor allem Sparta und Athen; und mit den beiden letzten sind die wichtigsten Namen genannt. Von Sparta und Athen war wenigstens noch etwas zu hoffen. Man schaffe ein größeres Staatswesen, ein Reich der Griechen, einerlei, ob durch Blut und Eisen oder durch Bündnisverträge. Wer von beiden wird es versuchen?

Wer weiß nicht von den Spartanern und ihrer Raubtiernatur? Halb König, halb Strolch war ein jeder dieser Leute, verschmitzt und hochnäsig zugleich, zäh und schleichend wie die Wildkatzen, furchtlos und knurrig wie die Bären. Ihr Typus steht ganz für sich, und sie waren stolz darauf. Dieser Typus aber erklärt sich aus der Abgesondertheit, in der sie lebten. Denn sie saßen abgerückt im letzten Südwinkel des Peloponnes, im Talkessel des Eurotas, zugleich abgeschlossen und eingeschlossen durch die Barriere des Taygetos, der ringsum wild und himmelhoch über dem fruchtbaren Flußtal lagert. Es waren nur ein paar tausend Familien; sie nannten sich Spartiaten. Sie hatten sich da als Herren festgesetzt (etwa wie die Deutschordensritter im Baltikum) und behandelten die übrige freie Bevölkerung, die sog. Periöken, als Bevölkerung zweiten Grades. Sie selbst saßen in der Stadt Sparta, die Periöken bewirtschafteten das Landgebiet. Nur die Spartiaten sind die Handelnden in der Geschichte. Die vornehmste Kaste muß sich die Herrschaft sichern: jeder Spartiate dachte so, und ihr Gemeingeist war erstaunlich. Der Spartiat arbeitet nicht, er ist nur Soldat, im Schnauzbart furchtbar anzusehen [11], und die Männererziehung die planvollste, rein militärisch. Wo die Zucht versagt, folgt die Züchtigung. Die Knaben den

Müttern früh weggenommen. Knaben und Männer, alles, was männlich, speist zusammen, schläft zusammen. Kasernensystem. Der Staat ersetzt die Familie. Wer einmal bei seiner Frau das Essen nimmt, verfällt der Strafe. Turnen, Jagen, Fechtübungen, das ist das Leben. Privateigentum gibt es nicht, auch kein Geld. Der Staat allein ist Eigentümer, der Einzelne nur Besitzer. Ein Staatsschatz aber wird nicht gesammelt, denn er wäre nur eine Versuchung für die, die ihn bewachen sollen[10]. Nachts müssen die Jungen auf die Felder hinaus; sie sollen das Stehlen, den Mundraub im Großen lernen. Das Eurotastal ist noch heute die Heimat der Klephten und Briganten. Man stiehlt Naturalien. Wer es gut macht, ist ein kleiner Held; wer sich ertappen läßt, wird gestraft, verprügelt. Dabei gilt es aber, unter den Geißelschlägen nicht zu zucken; auch das wird anerzogen. Den Schmerz verbeißen, den Tod für gar nichts zu achten, das ist spartanisch: eine brutale Großartigkeit. Und auch für die Frauen trifft das zu; auch sie sind starknervige Naturen. „Ich wußte, daß er sterblich war," weiter sagt die Spartanerin nichts, wenn ihr Sohn im Kampf gefallen. Großartig gewiß auch diese Kurzsprache, die das tiefste Gefühl verhehlt. Man nennt das Lakonismus; denn die Spartaner hießen auch Lakonen, und was sie sagen, ist daher immer lakonisch; sie tun den Mund kaum auf, wie der Waldmensch, den die Einsamkeit in den Bergen das Schweigen lehrt. Aber dies Wortkargen war zugleich schlau; denn wer nicht spricht, verrät auch keine Geheimnisse. Auch das Weintrinken wird darum verpönt; denn der Nüchterne ist es, der allemal über den Trunkenen verfügt, nicht umgekehrt.

Man sammelte im Altertum solche Lakonismen, und sie lauten oft ruhmredig genug. Sparta war ungefähr die einzige Stadt, die nicht Festung war; sie war durch das Gebirge hinlänglich geschützt. Fragte man aber nach dem Grunde, so war die stolze Antwort: „Unsere Körper sind unsere Mauer." Fragt man: „Was hast du gelernt?" so sagt der Jüngling: „Nichts als frei zu sein." Fragt man: „Warum kämpft ihr mit kurzen

Messern?“ so heißt es: „Um näher an den Feind heran zu kommen.“ „Warum tragt ihr Männer so langes Haar?“ „Die Schönen sind dadurch schöner, die Häßlichen dadurch furchtbarer“. „Warum trägt der Greis den Bart so lang?“ „Damit er seine grauen Haare selbst sieht und nichts Unwürdiges tut“ (ein Spiegel fehlte in jenen Männerheimen). Keine Griechin herrschte sonst angeblich über ihren Mann; nur die Spartanerin tut es. Warum? Die Spartanerin versetzt: „Weil nur wir allein Männer gebären.“

Auf den Beobachter machte das Ganze den tiefsten Eindruck; die ganze Spartanerkaste ein stehendes Heer; der Gehorsam die erste Tugend; die Frauen sind nichts als Mütter; der Staat Polizeistaat. Die Staatsgewalt lag in der Hand von 50 „Aufsehern“ oder „Ephoren“; Aufseher war in der Tat der beste Titel; denn die Polizei brauchte hundert Augen, um auf stramme Durchführung zu halten. Gab es Grenzkämpfe, so waren dazu zwei Könige da, um das Heer zu führen. Nur in Sparta hat sich das alte patriarchalische Erbkönigtum dauernd erhalten; diese Könige galten als Abkömmlinge des Herkules.

Und es veränderte sich überhaupt nichts in Sparta; die Demokraten, die in allen anderen Städten herrschten und ewig revolutionierten, sahen es mit Scheu und Staunen. Sparta war in der Tat die wunderbarste Kraftreserve für Griechenland und sollte sich späterhin als solche bewähren, bald zum Nutzen, bald auch zum Schaden des Ganzen. Fragte man: „Warum ändert ihr eure Staatsform nie?“ so war die Antwort: „Weil das Gesetz über die Menschen, nicht der Mensch über die Gesetze herrscht [12].“ Auch wurden die Gesetze nie aufgeschrieben; es war eben altes Gewohnheitsrecht und als solches gesichert. Um es zu vergöttlichen, zu sanktionieren, erfand man den Lykurg, den Lichtgeist, der es begründet haben sollte. Lykurgs Person ist nicht mehr historisch als Homer und Dädalus.

Man kann sagen: die Spartaner sind dem Wesen nach nur Halbgriechen, sie sind noch halbbarbarisch, und in ihnen wiederholt

sich auffallend das Altrömertum. Der Grieche weiß sonst nichts von Disziplin; der Drill ist nur spartanisch und römisch. Auch für Kunst und Wissenschaft war der Spartaner, wie der Altrömer, ganz unergiebig. Brauchte man Musik, ließ man sie sich von auswärts kommen. Und dazu kommt noch die unerbittliche Grausamkeit. Furchtbar war die Existenz der Heloten oder unfreien Ackerknechte im Lakonerland: kein Spartiate rührt die Hand zur Arbeit; dafür sind die Heloten da; aber sie wurden wie das Vieh behandelt, zum Vergnügen Razzia auf sie gemacht, kaltblütig ließ man sie zu Hunderten, zu Tausenden „verschwinden", wenn es ihnen wirtschaftlich zu gut ging und ihre Masse bedrohlich zu werden schien.

Wie anders Athen! Athen ist das stets bewegliche, und es ist bestimmt, die Keimstätte, die Heimstätte der Humanität zu werden. Der Spartaner wie Blei, der Athener wie Quecksilber. Welch Gegensatz auch in der Tracht! Der Spartaner läuft ungepflegt, auch wohl ziemlich ungewaschen, ob Alltag, ob Festtag, im härenen Rock einher (kein Hemd darunter); der Athener liebt wie der Jonier die Eleganz und geht in jenen älteren Zeiten noch in langen, frauenhaft fließenden Gewändern und trägt Zikaden, Schmucknadeln im Haar, die die Locken zusammenhalten.

Vom Spartaner ließ sich damals noch kaum Weltpolitik erwarten. Was kümmerte ihn Persien? Er war froh und stolz, wenn er die nächsten Nachbargriechen, Messenier und Arkadier, unterjochte und so allmählich im engen Peloponnes die Führung erhielt: Landrattenpolitik. Für diese Kleinkriege, wo ein Griechenstamm über den anderen herfiel, wurde ein auswärtiger Sänger, der berühmte Tyrtäus, von Sparta angeworben; er mußte Marschlieder vorsingen, martialische Marschverse dichten: „Schön ist's, in vorderster Reihe zu fallen"; „Brust an Brust gilt es zu kämpfen" usf. Aber man tut diesem Tyrtäus zu viel Ehre an, wenn man ihn mit unserem Körner und E. M. Arndt gleichstellt: denn unsere Dichter dichteten im Dienste der Rettung der vaterländischen Freiheit, Tyrtäus im Dienste der Eroberung.

Anders, wie gesagt, Athen. Wer von ihm spricht, fängt leicht an zu schwärmen, und Hölderlinsche Stimmungen regen sich. Attika ein Ländlein, nicht größer als etwa unser Mecklenburg-Strelitz; aber offen und frei streckt es seine Küsten ins Meer. Der Meeresodem fächelt herein; die Luft so leicht wie Äther; auch den Geist macht das leicht und hell, und die Erinnerungen erwachen: Seeglanz, Himmelsglanz, Lykabettos, Ölwälder, Tempelsäulen, Sagen und Märchen, Politik, Philosophie, Kunst und Wissenschaft, alles fließt da glitzernd durcheinander. Wer heute dahin kommt, auch der gedankenloseste Globetrotter, der von Solon und Perikles nichts weiß, wirft einen Blick ehrfürchtigen Respekts auf die Akropolis, jenen Burgfelsen, der selbst schon wie ein Kunstwerk dasteht, und starrt bewundernd zum Parthenon hinauf, dem zerschossenen Wohnhaus der Stadtgöttin Athene mit seinen Marmorsäulen, die schwermüde sich gegen den Dachbalken stemmen, aber so goldig flimmern im Sonnenlicht, sieht im Meeresblau vor sich das zackige Salamis und Ägina, im Hinterland den Kithäron und den Pentelikon, das gewaltige Massiv aus purem Marmorstein. Es ist der Berg, der unzählige Götter zeugte. Heute zwar kahl wie eine Mönchstonsur; in den Zeiten, von denen wir handeln, war er noch dicht bewaldet, und man jagte auf ihm den Bären und den Steinbock.

Denken wir uns ein begabtes Volk, ein kleines Stück Menschheit, das bisher noch ohne Schrift geschichtslos und wunschlos dahin lebte: auf einmal erwacht es zum Massenbewußtsein und beginnt seine Geschichte. Bisher herrschten auch hier die primitiven homerischen Verhältnisse, wo es nur ein Dutzend prachtvoller Helden gab und alle übrigen Menschen sind Nullen. Nun reckt sich mit einem Male die ganze Volksseele aus der Tiefe, und ein wirklicher Staat, ein beseelter Volkskörper mit Eigenwillen, das moderne Wesen entsteht in seinen ersten köstlichen Anfängen.

In Athen geschah nur, was sich gleichzeitig auch an vielen anderen Plätzen vollzog. Aber nur über Athen haben wir

einige genauere Nachrichten. Nicht Jehova oder irgendein anderer Gott gab hier das Gesetz, sondern ein Volksmann tat es. Es war Solon. In ihm vollzog sich der Akt des ersten Erwachens der Volksseele. Es ist der Versuch, den Rechtsstaat zu schaffen: geschriebenes Gesetz, das er öffentlich aufstellte. Da das Schriftwesen noch unentwickelt, stand der Text auf drehbaren hölzernen Walzen eingetragen; gewiß mühsam zu lesen. Aber Solon tat mehr; er rief auch die Muse zur Hilfe. Prosaabhandlungen und -flugblätter verstand man damals noch nicht zu schreiben; so legte er die Motive zu seiner Gesetzgebung in leichtverständlichen Versen, in Elegien dar, worin sich der maßvoll edle Biedermann zeigte, einer der wenigen ganz Guten unter den Griechen. Es war der erste Versuch, eine bürgerliche Ethik zu formulieren: tue dies und laß jenes, zum Nutzen des Ganzen. Ein Menschengesicht mit klugen, treuen Augen blickt uns aus diesen Versen an.

Die Verfügungen selbst aber zeigen uns den Gegensatz zum spartanischen Wesen. Kein Stand, keine Kaste sollte vorherrschen. Im Gebirge lebten die armen Hirten und Köhler, in der fruchtbaren Kephissosebene die adligen Landwirte, am Strand das Schiffervolk schwankender Vermögenslage. Die drei Gruppen werden rechtlich gleichgestellt und zu einem Organismus vereinigt. Sodann galt es der Auswucherung zu steuern, denn der Gegensatz von Reich und Arm war schon stark, und alle Kontrakte, durch die der Verschuldete in Unfreiheit geriet, werden vernichtet. Die unterste Steuerklasse erhält Steuererlaß; übrigens betrug die Vermögenssteuer 5 vom Hundert. Und das ganze Bürgertum versammelt sich nun zum Wahlakt und zum Parlament, um über die Anträge des Senats abzustimmen. Wer in politischen Fragen nicht Partei nimmt, sich der Stimme enthält, verliert gleich sein Bürgerrecht (ein vorbildlicher Machtspruch!); die staatsmüden Herren wurden dadurch aufgepeitscht und gleichzeitig die unteren Stände gestärkt und zur Selbstachtung erzogen. In der Tat, etwas Widerstandsfähiges, Siegreiches ging späterhin

durch alle Schichten des kleinen Staates. Und nun die Arbeit (wie anders als in Sparta!) in Handel, Industrie und Geldwesen: der ganze Staat ein Arbeiterstaat. Es ging nach dem Satz Hesiods: den Schweiß hat Gott vor den Gewinn gesetzt. Die Faulheit ist verpönt. Wer keinen Beruf hat, soll unter Strafe stehen. Wenn ein Vater seinen Sohn nichts Ordentliches lernen läßt, so braucht hernach der Sohn den Vater nicht zu ernähren. Dazu kam endlich das Staatswirtschaftliche: Beschränkung der Ausfuhr der Landesprodukte, usf. Es war noch nicht Demokratie, noch nicht Massenherrschaft; die Behörden waren noch die Regierenden, und ihre Macht unantastbar. Aber ein unternehmender Geist, ein Trieb nach Zukunft war wachgerufen, und die Wirkung zeigte sich bald in der Bevölkerungszuwanderung, die von außen heranfloß; die Ankömmlinge erhielten zwar kein Bürgerrecht, sie waren nur Aufenthaltsberechtigte (Metöken); gleichwohl aber freuten sich alle, die da kamen, in diesem jungen regen Betrieb mitzuarbeiten.

Zunächst zeigte das Volk sich freilich für das Gebotene noch nicht reif, und es war ihm ziemlich einerlei, wer an der Spitze stand und die neue Staatsmaschine in Gang hielt. Solon war in das Ausland gegangen; er hatte sich selbst verbannt in bewunderungswürdiger Sachlichkeit; denn das Gesetz allein sollte König sein, und alles Persönliche war auszuschalten. Da macht sich Pisistratus, der Fuchs, durch Staatsstreich zum Tyrannen, Pisistratus mit seinen Söhnen und Nachfolgern Hipparch und Hippias; es ist das berühmte Tyrannentum Athens, das 50 Jahre währte, berühmt vor allem durch die Art, wie es gestürzt wurde.

Harmodius und Aristogiton sind die Täter; heroisch ist ihre Freundschaft. Hipparch, der Tyrannensohn, wagt ihre Freundschaft zu stören, da er sich aufdringlich um die Liebe des jungen Harmodius bewirbt. Da ermorden sie ihn mit dem Dolch; es geschah am Panathenäenfest. Sie selbst aber werden ergriffen, und Hippias, des Ermordeten Bruder, läßt sie hinrichten. So wurden sie die Befreier Athens; denn bald danach

muß auch dieser Hippias aus der Stadt entweichen, und Harmodius und Aristogiton ist das Jubelwort aller Freiheitsschwärmer bis heute geblieben. Sie starben vereint den Märtyrertod, aber ihr Tod bedeutete den Tod der Despotie.

In Wirklichkeit war des Pisistratus Herrschaft durchaus nützlich gewesen; augenscheinlich hat er auch die solonische Gesetzgebung nach Möglichkeit bestehen lassen. Aber Solon hatte nur nach innen geschaut und nur die Bürgerverhältnisse geordnet [13]. Pisistratus machte auswärtige Politik. Athen war bisher wie Sparta ein Ackerbaustaat; jetzt sollte es Seemacht werden. Fleiß und Arbeit genügen nicht; der Staat braucht Macht, um zu gedeihen. So eroberte Pisistratus für Athen endlich ein überseeisches kleines Kolonialgebiet, und zwar in Kleinasien, bei Tenedos, da, wo im letzten Weltkrieg von Kum=Kale aus die türkischen Batterien die englischen Panzerkreuzer zerschossen haben. Es war nur ein dürftiger Anfang; aber Athen beherrschte jetzt doch einen Küstenstrich an den Dardanellen und wurde Handelsstaat mit ausgreifenden Tendenzen; mehr als das: der Bürger lernte jetzt den Reiz zur Gebietseroberung und den sozialen Wert der Waffen. Nicht nur der Einzelmensch, auch der Staat soll einen Beruf haben. Das Ausdehnungsbedürfnis war erwacht; man durfte sich vor Konflikten nicht scheuen, und es galt ihnen zu begegnen. Gegen Persien freilich war man wehrlos.

Allerdings, alle diese Machtbestrebungen der Griechen waren zwergig; sie waren aussichtslos, wenn Persien mit seiner Riesenhand in ihre Welt hineingriff. Die Bürger in den Städten ahnten noch kaum, auch wohl die wenigsten ihrer Führer begriffen, worum es sich handelte. Patriotismus ist gut, und wir hören es gern, wenn schon jene Zeit uns zuruft: „schön ist's zu sterben fürs Vaterland“ [11]. Aber dies Sterben hat keinen Wert, wenn das Vaterland nicht Güter, geistige Werte besitzt, auf die es stolz ist und um die es sich zu kämpfen lohnt. Es galt erst, diese Werte schaffen. Erst angesichts der eigenen Leistung wächst das Selbstbewußtsein, das sich auch gegen die feindliche Übermacht behauptet.

*

# Geistiges Regen

Es handelt sich um den Aufstieg der Kultur, der die Griechen damals sogleich über Perser, Lydier und Ägypter, über die Bevölkerungen der umliegenden Großmächte ohne Frage hoch hinaushob.

Der Grieche war freilich nach Homer ein völlig anderer geworden, und er lief Gefahr, den mannigfaltigen Einflüssen, die von außen kamen, zu unterliegen. Nichts scheint uns heute griechischer als der Bacchusdienst, als Dionys, der Gott der Wonnen. Satyrn und Silene und im Wirbel tanzende Mänaden sehen wir auf hundert und aber hundert Reliefs und Vasenbildern in allen Museen: wie entzückend, aber wie fremdartig! Die ganzen Bacchanalien waren ungriechisch;[1] sie waren aus Thrazien eingeschleppt. Seit die Koloniegründungen die Griechen nach Norden führten und mit den Thrakern in Berührung brachten, drang dieser wilde Bacchuskultus von dort, Proselyten werbend, nach Böotien vor, und auf dem Kithäron, auf Helikon und Parnaß, über die Kuppen des Hochgebirges treiben sich jetzt die Weiber, jung und alt, zur Festnacht thyrsusschwingend im Rausch und in Verzückung um, Schlangen an den Armen. Sie waren des Gottes voll. Die Tiere, die sie opfern, auch Waldtiere, schneiden sie nicht; sie zerreißen sie mit den Händen und kauen das rohe Fleisch. So wird es uns zuverlässig geschildert. Jahrhundertelang sind in den genannten Gegenden diese Orgien alljährlich zu sehen gewesen. Dionys der Gott der Wunder, Dionys zugleich Totengott, Auferstehungsgott. Raserei schafft Erlösung. Dieser Gott ist schön und wild, und das Tote macht er lebendig. Die Legende sagt: betritt er ein Schiff, um über Meer zu fahren, so treibt der dürre Mast gleich wundervoll Blätter und Trauben. Ein jauchzender Glaube.

Die meisten griechischen Kantone aber lehnten denn doch jene barbarisch viehischen Orgien ab, und der Bacchus Athens ist durchaus nicht mehr das stierwütige thrakische Gespenst. Der Grieche veredelt, was er entlehnt. Er schüttete den Wein in Wasser. In der Tat: kein anständiger Grieche nahm den heißen Südwein ohne gehörigen Wasserzusatz; der Mischkrug

fehlt nie; nur der Thraker trinkt ungemischt. Aber man hatte doch nun etwas großes Neues gelernt, ein geistiges Wunder, dem sich auch die Besten gern hingaben: den Seelenrausch, den Enthusiasmus, die Ekstase, das Außersichsein, das die Erfindungsgabe stachelt, die Gedanken hochschwingt. Das werden jetzt treibende Kräfte, und das ganze Orakelwesen gründet sich darauf. Delphi gehört jetzt nicht nur dem Apoll, sondern auch dem Dionys, und die Pythia findet ihren Spruch durch Einatmung oder Inspiration. So ist denn jetzt auch der muntere Zecher Anakreon möglich, und die Dichter preisen ausgelassen die Weinseligkeit, die das Herz frei und kühn macht. Ihre Gedanken selbst funkeln wie Wein im goldenen Becher. Wo Wein ist, ist Wahrheit, verkündet Alkäus[2]. Das ganze Griechentum ist fortan wie von Reben durchrankt; vor allem aber schafft so Athen sein Theater. Wie entstand es? Die jungen Bürger maskierten sich als Satyrn dem Dionys zu Ehren und führten den Reigen und sangen. Ein Sprecher trat hinzu. Daraus ging das größte, das griechische Drama hervor, Geburt der Tragödie nicht aus der Musik, sondern aus dem schwermütig heiteren Kultus des unheimlich starken Erlösergottes.

Begreiflich, daß auch sonst die Mystik eindrang; auch sie blieb hernach ein bleibender Besitz, aber auch sie kam augenscheinlich aus der Fremde. Sie knüpfte sich vor allem an den Namen des Orpheus, des zauberischen thrakischen Sängers. Konventikel der Extrafrommen bildeten sich jetzt, die da orphische Mysterien begehen, auf kultische Reinheit halten und den Bekehrten das Jenseits öffnen. Die Hoffnung wird jetzt auf dem Grabe aufgepflanzt: das Elysium für die Guten! Nimm die Weihen, und du wirst selig. Schon für das Athen des Pisistratus ist uns dies bezeugt; aber auch der fromme Orden der Pythagoräer war Verkünder derselben Verheißungen. Das Heilserum des Jenseitsglaubens wird eingespritzt; man lebt dann optimistisch flotter, aber, wie die Erfahrung der Folgezeiten uns lehrt, leider schwerlich moralisch besser. Es genügt,

daß man sich für etwas Besonderes hält. Homers Götter kamen damit noch nicht zu Fall; man wußte sie dem neuen Glauben anzupassen.

Ja, die Griechen erfanden selbst einen neuen Gott: Eros, den Gott der Liebe. Er ist griechische Originalschöpfung, und, wie jeder aufrichtige Liebhaber sagen wird, eine der klügsten und dankenswertesten Erfindungen. Denn dieser Gott Amor hat sich als der unsterblichste dauernd bewährt, und in keinem Hochzeitsgedichte fehlt er so leicht, noch heute. Aber Homer wußte wiederum von ihm noch nichts. Erst seit dem Dionysoskult war dieser Gott möglich, der Gott der ersten Jugend, aber der flügelstarke, schwärmerisch verwegene. Denn Wein und Liebe gehören zusammen; der Wein löst die Sinnlichkeit, er heißt „die Milch Aphroditens“ [3], und es erwachen brünstigere Töne. Des Trunkenen Seele stürzt aus ihrem Körper in ein anderes Ich; im Kuß springt sie hinüber [4]. „Der Lenz ist da; in der Wiesenflur rieseln die Bäche, die Bäume blühen, und überall ist Friede; nur nicht in mir; denn der Eros läßt mir nicht Ruh'. Mit Blitzen wie Ungewitter kommt er über mich, springt aus dem Schoß Aphroditens mich an mit dem flammenden Rasen der Sturmnacht, schüttert mit Macht mir der Seele Tiefen bis in das innerste Mark.“ So singt Ibykus, der Dichter [5]. Das sind ganz neue, vibrierende Töne. Selbst die Bauern Böotiens wissen jetzt, daß durch Eros diese Welt erstand, da die Liebe Ordnung in das Ur-Chaos brachte.

Die Liebe der Liebesdichter aber ist jetzt vielfach Knabenliebe: auch das etwas Neues und dem Homer noch unbekannt, aber auch das gehört fortan mit zum Wesen des Griechentums. Aus Asien muß es eingeschleppt sein; es ist die Liebe des Hafis zum schönen jugendlichen Schenken. Und gleichzeitig damit verschlechterte sich die Stellung der Frau, der Hausfrau; auch das scheint asiatisch. Dafür rückt die Hetäre ein, und die freie Liebe bietet Ersatz; denn die jungvermählte Frau altert früh, kommt kaum je auf die Straße und wird so zum stummen Hausrat, den keine Poesie verklärt. Fremdartig für uns auch

das, daß es ein Weib, daß es Sappho ist, die jetzt fast allein noch in vollen Tönen von Mädchenliebe singt: Sappho, dies einzigartige Phänomen in der Weltliteratur. Liebkosend, voll Anmut, aber auch mit echter Glut, ja in fiebernder Leidenschaft feiert sie die Mädchen, an die sich ihr Herz hängt. Keine Zeit brachte das wieder; aber auch kein Jahrhundert des Altertums hat aufgehört Sapphos Lieder zu lieben[6]. Sie sind gleichsam den verliebten Jünglingen[7] in das Herz gedichtet:

Die Stunde ist gekommen,
Sterne und Mond verglommen.
Mitternacht hüllt mich ein,
Ich aber schlummre allein.

Welche Fülle der Stimmung ist eingeschlossen in diesen schlichten vier Zeilen[8]!

Alkäus dagegen ist bald in den lieblichen Lykos verzaubert, bald ruft er: „Hole mir den reizenden Menon zum Gelage," und Anakreon scherzt:

O Knabe, du blickst so mädchenhaft.
Ich suche dich, doch du hörst mich nicht
Und weißt nicht, daß du am Zügel lenkst
Wie ein Zugtier meine Seele.

So hat jetzt auch Zeus seinen Schenken Ganymedes. Von den Hausfrauen dagegen sagt eine giftige Stimme[9]: „Sie sind das größte Unheil, das Zeus erschaffen", und es folgt die Begründung: „Die eine ist unsauber und stammt vom Schwein, die andere hinterlistig wie das Meer u. s. f. Glücklich, wer das Weib, das von der Biene stammt, findet; nur mit ihr wäre es schön, alt zu werden. Aber solche Perle ist selten." Man sieht: nur die Gans und der Drache fehlt. Auch der brave Hesiod kennt solch misogyne Stimmungen.

Aber wir brauchen uns nicht allzu sehr zu besorgen; denn es gab noch Aphroditen in Menschengestalt genug, und die Augen der Jugend waren für sie offen. Die asiatische Knabenliebe aber, die aus perversen Trieben stammt, wußte der Grieche

sofort zu versittlichen und in das Ethische hochzuheben. Ja, sie wurde geradezu die Grundlage der Männererziehung. Der Eros der Leitstern der Pädagogik: er war es damals und sollte es in gleichem Sinne auch noch heute sein. Es gab noch keine Massenerziehung, Schulklassenerziehung, sondern der einzelne zog immer den einzelnen hoch, eine Paarung des Reifen mit dem Unreifen. Der Eine lebt sich in den andern ein und wird der Erbe seiner Fähigkeiten. Gleich Harmodius und Aristogiton sind uns dafür ein Beispiel[10]. So wird aber auch des Theognis Lehrdichtung verständlich; so hielt es vor allem auch Sappho mit ihren Schülerinnen, denen ihr Herz gehörte; denn sie lehrte die Mädchen die Gesangskunst im Dienste der Götter. Weiter aber beruht auch das ganze Heerwesen der Spartaner auf dieser persönlich erziehenden Fürsorge, und auch für Theben ist uns dasselbe bezeugt: das Vorbild wirkt hinreißend; man stürzt sich in die Schlacht, und der Geliebte wetteifert in Selbstaufopferung mit dem Liebenden.

So erklärt sich, daß der junge Liebesgott geradezu der Patron wird für die Sport und Gymnastik treibende griechische Männerwelt, ja, er wird schließlich zum Gott des Heldentums der Freiheitskämpfer. Ihm feiert man die Freiheitsfeste (Eleutherien), wenn irgendwo Fremdherrschaft oder Tyrannei gebrochen war[11].

Nichts Weibisches, Hermaphroditenhaftes tritt uns dabei entgegen. Die griechischen Jünglingsgestalten wahren durchaus das energisch Männliche; das wird betont, und schon der Sport gibt uns dafür die Erklärung. Denn der Sport stand eben im Mittelpunkt der Erziehung. Der Perser, heißt es, ist weichlich aufgeschwemmt und von frauenhaft weißer Haut; der Grieche tief gebräunt, hager und sehnig. Sein Körper ist träniert und turnerisch durchgebildet, und er blickt mit Verachtung herab auf den Barbaren.

Nun aber genug von Wein und Liebe. Sie bedeuten nur die Pausen im Arbeitsleben des Volkes. Freie Bahn jedem Tüchtigen: das ist fortan das Richtwort für das Griechentum.

Wo das Land so eng, der Bodenreichtum so gering, muß die Arbeit einsetzen, just so wie bei uns im zertrümmerten deutschen Vaterland. Die Armut ist die Milchschwester von Hellas, sagt uns Herodot [12]. Die Griechen waren ein Arbeitervolk wie wir (und zwar ohne Prämien für die Arbeitslosen), und sie haben stolz auf ihren Beruf und aus Freude am Werke stets nur gute Ware geliefert. Aber nicht nur fleißig war der Grieche, er war zugleich erfinderisch auf allen Gebieten (denn die Armut lehrt die Künste) und als Schöpfer unerschöpflich; er hatte überdies ein erstaunliches Talent zum Systematisieren und zur Gründlichkeit. Der Satz „das Gesetz ist König" galt auch hier; nicht im politischen Leben, sondern vielmehr in seinen Arbeitsleistungen hat er den Satz glorreich verwirklicht.

Nehmen wir nur gleich den Sport, die Athletik. Sie wurde systematisch, nach Regeln betrieben; kein anderes Volk kannte das damals. Jeder beteiligte sich; die Turnlehrer gaben streng acht; sie regelten auch die Diät, und der Ruhm eines siegreichen griechischen Boxers, mochte er auch aus dem fernen Süditalien stammen, drang damals weit ins Barbarenland, bis nach Susa an den Perserhof [13], so wie heute der Ruhm eines siegreichen Rennpferdes durch alle Zeitungen aller Kontinente geht.

Geregelt war auch der Ärzteberuf; denn die Ärzte traten kollegialisch zur Innung zusammen, und der Ärzteeid band sie, den jedes Mitglied schwören mußte: lauter und fromm zu sein, nur an das Leiden der Patienten zu denken, im Besonderen dann z. B. aber bei keinem Selbstmord Hilfe zu leisten, zur Abtreibung der Frucht den Frauen die Hand nie zu bieten usf., endlich und vor allem verschwiegen zu sein und das Ärztegeheimnis zu wahren. Es ist denkwürdig zu lesen [14].

Nun aber die große Kunst, die der Öffentlichkeit dient; sie ist es, die nach dem Unvergänglichen strebt. Die erste dorische Säule erhebt sich; die Säulen reihen sich zum Kranz, um das Dachgebälk zu tragen. Die Baukunst hat sich wie auch alle anderen Künste im Dienste der Frömmigkeit herangebildet. Im Tempelbau hat sich der griechische Stil geformt. Denn die Privathäuser

standen noch völlig unscheinbar und anspruchslos an den Gassen, und ungebrannte Lehmziegel mußten zumeist dafür genügen.

Die Tempel stehen wie steinerne Gebete hoch auf den Bergen; das ist die Regel; sie sind fortan die Wahrzeichen, der Ruhm, die Krönung der Stadt. Droben auf den Stadtburgen hausen die Götter, weil sie die Nachfolger der homerischen Könige sind, und im Lokalgott verkörpert sich jetzt das Nationalgefühl. Damit vertieft sich zugleich eben dies Nationalgefühl; denn man hat nicht nur für seinen Herd, sondern auch für die religiösen Weihestätten zu kämpfen: pro aris et focis.

Die griechischen Kleinstaaten suchten es nach ihren schwachen Kräften den Pharaonen, den großmächtigen ägyptischen Sklavenhaltern, gleichzutun. Aber das Niltal ist flach; der Ägypter schleppte deshalb ganze Felsengebirge herbei, die er als Tempel gliederte; er brauchte das Kolossale, um das Höhengefühl zu erreichen, das die Gemeinde zur Andacht stimmt und den Sinn überwältigt. Ähnlich hat es wohl auch der Grieche versucht, wenn er gezwungen war in der Fläche zu bauen; Pästum zeigt es uns. Wer dort in Pästums öder Feldeinsamkeit den grandiosen dorischen Neptuntempel sah (der Sturm der Jahrtausende fuhr darüber hin, und der Gott ist herausgeblasen), der hat auch die Schauer der Andacht tief empfunden, die dieser einzigartige Bau erweckt. Der Grieche verstand sich also auch auf das Großartige. Zumeist aber sind die Berge selbst das tragende Podest für das Gotteshaus; das Auge sucht den Tempel in der Höhe, und er selbst ist daher nur von maßvoller Größe, maßvoll, d. h. zugleich auch vom Maß beherrscht. Er ist nichts als eine Götterstube mit Umgang, ein festgewachsenes Zelt aus Stein; Schlichtheit das Grundprinzip, die Proportioniertheit in den Maßen das Geheimnis seiner eigentümlichen Schönheit. Die Säule ahmt den Baumstamm, der Architrav den Holzbalken nach; aber, anders als in Ägypten, wird dabei aller Naturalismus taktvoll abgelehnt. Es bleibt nur der reizvoll eigensinnig schroffe Widerstreit der Vertikale und

Horizontale, die überall, wohin man blickt, rechtwinklig aufeinander stoßen; erst im Dreieck des Giebelfeldes löst sich der Streit harmonisch auf. Die Kanelierung der Säule steigert wirksam den Aufwuchs, den Drang nach oben. Das Ganze wie vom Mathematiker erdacht: ein steinernes Rechenexempel. Farbenfreudig wurden dann noch gewisse Teile des Gesimses in Blau und Rot ausdrucksvoll bemalt; trotzdem aber ist die Wirkung nicht phantastisch; sie ist seelenberuhigend, ernst und fromm.

Griechische Kapitäle, Eckwandpfeiler, Akroterien, Triglyphen, Profilierungen der Gesimse usf., alles das lebt noch ewig jung in den heutigen Architekturen weiter. Aus der Notwendigkeit wurde es geboren. Wir können nicht ohne das bauen, wie wir ohne arabische Zahlen nicht rechnen können.

Aber man brauchte nun auch ein Gottesbild; denn die Götterstube war leer, und das Wort „du sollst dir kein Bildnis machen" war den Griechen nicht gegeben. Ägyptens Vorbild hat gewiß auch hierfür die entscheidende Anregung gebracht. Das Primitive der Urzeiten, die Fetische, seien es handgroße Puppen oder behauene Steinpfosten am Weg, genügten nicht mehr. Der Mensch wird jetzt in großer Vollfigur aus dem Stein gehauen, der Mensch, der den Gott bedeutet; denn der griechische Gott ist ganz nur Mensch; er trägt keinen Sperber- oder Hundekopf wie der ägyptische Götze, und so gelangte die Plastik, die Götter bildete, schließlich zu jenen Wunderleistungen menschlicher Idealschönheit, die aus unbeholfenen Anfängen erst nach langer Übung hervorgingen.

Zunächst erhielten die Tempel nur plastischen Außenschmuck in den Metopen, und das Giebelfeld wurde mit halb freistehenden Figuren belebt. Keineswegs aber wurde in jeden Tempel gleich auch ein Idol gestellt; weder Pisistratus noch Polykrates[15] hat das anscheinend getan. Dann begnügte man sich mit primitiven Holzfiguren[16], und die Kunstgebilde aus Stein, Bronze oder Elfenbein folgten erst langsam nach. Ebenso langsam aber entwickelte sich auch das Können. Denn die Baukunst kann leichter Vollkommenheit erreichen, da sie

nur konstruktive Kunst ist; die Plastik dagegen ist nachahmende Kunst, und alles Nachformen ist schwer und kompliziert: das Auge fängt das Objekt auf, die Hand soll es wiedergeben; der Künstler arbeitet mit zwei Organen. Erstlingswerke sind zahlreich genug aus dem Schutt ausgegraben, und man hat es immer fesselnd gefunden, an ihnen festzustellen, wie ein so hochbegabtes Volk sehen, wie es bilden lernte. Sie geben zunächst nicht mehr als ein Schema; ob Mann, ob Weib, immer ungefähr das gleiche Gesicht mit dem versteinerten dummklugen Lächeln und den treuherzig aufgerissenen Augen, die stets nur geradeaus sehen; der Körper noch ganz in sich zusammengebacken. Alle peinlich realistische Sorgfalt wirft sich auf Locken und Haarsträhnen, Zöpfe und Rockfalten. Aber ein wichtiges Prinzip stellt sich gleich anfangs ein: die Nacktheit in der Kunst. Woher stammt sie? Nicht aus irgendwelcher vorgefaßten Idee, sondern aus dem gemeinen Leben; vom Turnplatz nämlich, wo man sich wirklich so nackt zeigte. Dort wurde der Jünglingskörper studiert; sie gilt also zunächst nur für die jungen Männer. Daher all jene archaischen Marmorjünglinge, die so grenadiermäßig stramm mit anliegenden Armen dastehen; man bezeichnet sie wohl als Apollobilder; es können aber ebensogut junge Athleten sein. Die Nacktheit ist durchgeführt; sie ist spezifisch griechisch; der Realismus war ihr Ursprung, und erst eine spätere Zeit hat in ihr, ob mit Recht oder mit Unrecht, ein Mittel zur Idealisierung gefunden. Allmählich, erst nur schüchtern und verlegen, durchdringt dann auch Belebung den versteinten Körper, am spätesten erst das Gesicht. Belebung aber ist noch nicht Beseelung. Die Seele, das Persönliche, fehlt noch in diesen älteren Gebilden; es fehlt auch noch die Entfaltung der schönen Form. Erst die reifere Kunst hat die Wahrheit mit der Schönheit verbunden und das eigentliche Ideal der Griechen, die edle Seele im schönen Körper, zu verwirklichen vermocht. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo die Gottesbilder wie Offenbarungen wirkten. In den Bildern seiner Andacht hat der Grieche schließlich sich selbst verklärt, seine eigene Hochkultur verewigt.

Mädchen beim Stimmen der Kithara

Aber horch! Um das Gotteshaus kommt die Prozession gewandelt, und Musik ertönt, da Festtag ist: Knabenchöre, Frauenchöre, gemischter Chor. Es sind Hymnen, die den Göttern gelten, der Päan insbesondere dem Heilgott Apoll. Den Jungvermählten singt man den Hymenäus, das Preislied den Olympiasiegern, den Klagegesang für die Toten. Das ganze griechische Leben ist durchklungen von Leier und Flöten. Musikunterricht war obligat; der rüdeste Bursche mußte auf den Saiten klimpern lernen [17]. Aber die Vokalmusik galt mehr als die Instrumentalmusik. Fast jeder Dichter ist Dichterkomponist; er schreibt den Text, er setzt auch die Noten, er ist zugleich Dirigent und steht taktierend vor seinen Sängern oder spielt gar selbst die höchst diskrete Begleitung.

Terpander wird unter ihnen als der erste, der Epoche machte, gerühmt. Bekannter ist uns Alkman, der Konzertmeister und Dichter. Natürlich ergingen sich diese Männer zumeist in feierlichen Klängen, aber auch zu allerlei Munterkeit war Gelegenheit. In Sparta turnten die Mädchen in Riegen; auch sie mußten singen; es war ein Wettsingen der einen Riege mit der anderen; Alkman aber übte sie ein, und in dem Text, den er ihnen dichtete, gab es nun allerlei galante Scherze zum Preis der Schönheit der jungen Choristinnen. Ja, er ließ sie auch vom Kochtopf singen und von seinem eignen Hunger, der alles verschlinge: „Alkman ist ein Nimmersatt; gottlob ist er damit zufrieden, mit dem gemeinen Volk zu essen, und liebt den alltäglichen Bohnenbrei, wenn solcher nur nicht zu kalt geworden“ [18]. Da sehen wir einmal wie durch einen Spalt in jenes verschollene Leben und wie naturwüchsig es da zuging.

Bald nach Homer setzte dieser erstaunliche Kunstbetrieb ein: Liebessehnen, Andacht, Scherz und Kosen, alles lebte in Tönen. Man unterschied phrygische, lydische, dorische Tonart usf. Diese Bezeichnungen verraten z. T. orientalische Einflüsse. Aber die Melodien sind verklungen. Hätte ein Phonograph sie uns aufbewahrt [19], wir würden wohl saure Miene machen, und das Verständnis würde uns fehlen. Das liegt schon an

den Tonleitern, auf die die Melodien gestellt waren, und die z. T. in ganz anderen Intervallen gingen als die unseren. Gleichwohl war da nichts von der Tonwüstenei unserer Modernsten, die sich so arg natürlich dünkt. Vielmehr war alles Regel, alles System. Das Gesetz ist König: das gilt auch in der Musik.

Unsere heutigen Komponisten, wie Mendelssohn, haben Sophokleschöre in Musik gesetzt; das war aber in allen Fällen grobe Vergewaltigung des sehr empfindlichen Textes. Denn es gilt folgender Unterschied: bei einer Bach- oder Mozartarie ist der Text fast gleichgültig, und die Melodie ist alles. Umgekehrt war es in der Antike; denn da ist das Gedicht als solches so reich und gedankenschwer, es strotzt so von genialen Sprachkühnheiten, daß die Melodik sich ganz diskret verhielt und nur den Zweck hatte, die Worte im Ton nach Möglichkeit zu verdeutlichen. Händelsche Kantilenen hätten jede Pindar-Ode tot gemacht. Daher sang man auch immer nur unison, und nur die Begleitung gab gelegentlich eine Unterstimme. Das Altertum redet uns meines Wissens auch nie von Musikthemen als solchen.

Der Reiz der antiken Musik lag vielmehr in der Rhythmik, in den Taktarten, und sie kennen wir sehr genau. Denn die griechische Sprache ist selbst musikalisch; sie ist zum Glück so beschaffen, daß der Geübtere am Text selbst die Rhythmik ablesen kann [20]. Und großartig ist ihre Mannigfaltigkeit. Viertel, achtel, auch sechzehntel Noten, das Aushalten halber und ganzer Noten, das Einsetzen von Pausen gaben schon damals die schönste Abwechslung. Marschiert wurde natürlich im $^4/_4$-Takt mit Auftakt wie noch heute, gesungen besonders gern im $^6/_8$-Takt. Im Doppel-Jambus wiegte sich der langsame Walzer der Griechen, im Trochäus der Schnelltanz. Reich waren dabei die Taktverschiebungen mit Verstellung des betonten Taktteils, erstaunlich kühn und hart die Komposition in durchgeführten Fünfachteln; es ist der wild korybantische Tanz. Derartiges hat meines Wissens auch unser kühnster Rhythmiker, Joh. Brahms, nicht gebracht.

Das Schönste aber war die Schaffung der Strophe im Dienste der Lyrik, und zwar der alloiometrischen Strophe. Ohne sie kann auch der heutige Lyriker nicht dichten; aber sie ist eine Erfindung der Griechen. Ob Gefühlserguß, ob erzählende Ballade, allemal zerlegt das Strophenlied die Gedanken auf das natürlichste in Gruppen, und es bringt zugleich für das Ohr die wohltuendste Repetition; denn die Musik will das Dakapo. Dabei kann nun innerhalb solcher Strophe der Versfuß wechseln, und das monotone Wiederholen derselben Zeile hört auf. Nicht zwar die Taktart wechselt, wohl aber die Taktfüllung. Wer kennt nicht die so sangbare sapphische Ode, die auch in der modernen Musik ihren Platz erworben? daneben die des Alkäus, wie unser Hölderlin sie liebte? In Pindars Zeit aber gab es für den Chorgesang noch viel kompliziertere Gebilde, und man sieht mit Überraschung, mit welch malerischer Wirkung, seelenschildernd, bald stoßend, bald lind beschwichtigend in bewunderungswürdiger Feinheit da die Versglieder wechseln. Keine deutsche Übersetzung vermag das wiederzugeben.

Auch diese ganze Lyrik ist gläubig; auch sie hat, wie die Architektur, vornehmlich der Verherrlichung der Götter gedient. Aber man stellte daraus kein numeriertes Gesangbuch her, wie unsere Kirche es tat und wie die Juden ihre 150 Psalmen sammelten, die im Ritus immer wieder gesungen werden sollten. Der griechische Gottesdienst kannte keinen Gemeindegesang, sondern lediglich Kunstgesang, der nur von geübten Leuten zum Vortrag kam. Überdies gab es keine Orthodoxie in unserem Sinne und keine Zwang ausübende Priesterkaste. Die frommen Gesänge wurden daher immer wieder neu gedichtet; stets frische Ware. Ich wüßte nicht, daß ein Pindarsches Chorlied je zweimal aufgeführt worden wäre. Kein Wunder also, daß die gottesdienstliche Lyrik der Griechen so unendlich viel reicher als die jüdische war; sie geht unerschöpflich durch ein Jahrtausend.

So lehrt uns das Griechentum jener Zeit, was uns auch andere Kulturperioden zeigen, daß es allemal zunächst die Frömmigkeit

ist, die zur Steigerung des Geisteslebens treibt und die höchsten Leistungen herausfordert. Denn alles Schönste gehört den Göttern. Dabei richtete man, wohlgemerkt, seine Hymnen und Gebete nicht etwa an die Statue im Tempel, sondern an den Gott selbst, der von ihr unabhängig und in ewiger Bewegung gedacht wird [21]. Das Wunderbare aber ist, daß eben damals, im Anfang des 6. Jahrhunderts, nun auch schon die griechische Weltweisheit beginnt, die nach den Ursachen der Dinge fragt und dabei alle Götter beiseite schiebt. Der Glaube genügt nicht mehr; er ist träge; der Zweifel erwacht und bringt ein ganz neues Leben. Die Klassiker der Kunst erweisen sich auch als die Klassiker des Denkens, und ihnen war eine Geistesfreiheit eigen wie keinem anderen Volk der vorchristlichen Zeiten.

Ich rede nicht von den sog. sieben Weisen, die in die Kinderfibel gehören: Solon, Thales, Periander usf. Es gab im Volk allerlei Sprüche, kurz und einsilbig: „Nur nichts übertreiben", oder „Maßhalten ist das wichtigste", oder „Erkenne dich selber". Man legte sie wie ein Motto diesen Leuten in den Mund. Später vereinigte man sie gar zu einem „Gastmahl der sieben Weisen"; es ist ein ziemlich langweiliges Gastmahl, wo jeder seinen Spruch pflichtgemäß aufsagt.

Es handelt sich vielmehr um die Entstehung der Wissenschaft, der Naturforschung. Sie beginnt schon damals, und zwar nicht in Athen oder Korinth, sondern draußen in den wohlhabenderen griechischen Randstaaten Kleinasiens, Süditaliens, Siziliens. Thales ist es, der in Milet die erste Sonnenfinsternis des Jahres 582 berechnet [22]; Anaximander, der ungefähr gleichzeitig die erste Landkarte entwirft; so sehen wir auch bei Herodot, wie noch vor dem Beginn des Perserkrieges kartographische Aufnahmen der Küstenbildungen gemacht werden. Vor allem nun aber die Schöpfung der Welt, des Alls. Woher? Man sah staunend die wandernden Wolken und Sterne, die Weite des Meeres, die Quellen, die aus der Erdtiefe rauschen, das Land, das felsenhart im Meere steht: woher das alles? Und woher die Götter? Höhnend ruft ein Freigeist [23]: „Der

Mensch wähnt, Götter würden geboren wie er, sie redeten wie er, seien gestaltet wie er. Daher denkt sie der Mohr sich schwarz und krausköpfig, der wilde Thraker blond, blauäugig und wild. Gewiß: hätten Stier und Löwe Hände wie wir, sie machten sich Stierbilder und Löwenbilder zu Göttern. Es kann aber nur einen Gott geben, und ihm eignet nicht Menschengestalt. Homer war ein Fälscher der Wahrheit". Diese kühnen Worte hat man uns sorglich aufbewahrt.

Und nun die Welt selber. Daß sie ist, genügt nicht; man will wissen, wie sie möglich ist. Sie ist nicht das Fabrikat eines Gottes; nach chemisch-physikalischen Gesetzen, die es zu erraten gilt, hat sie sich vielmehr mechanisch selbst erzeugt. So beginnt die wissenschaftliche Hypothese. Man setzt Urstoffe, Elemente an. Chemische Analysen aber gibt es noch nicht, und man redet naiv von Erde, Wasser, Luft und Feuer; eins davon muß der Urstoff gewesen sein, und er ist fähig, in jeden anderen Aggregatzustand überzugehen. Man entdeckt Muscheln und versteinerte Meertiere auf den Gebirgshöhen und zieht den Schluß auf eine Entwicklung der Erdoberfläche; das Festland lag einst unter dem Meeresspiegel. Man vergleicht die Tierorganismen und entwickelt im kühnen Wurf eine Art Darwinscher Theorie: erst waren nur Wassertiere und Fische; sie lebten sich später zu Landtieren um, und aus diesen hat sich schließlich der Mensch entwickelt[24]. Man sucht weiter nach Gesetzen im Naturleben; denn auch hier muß der Satz gelten: das Gesetz ist König. Der Kraftbegriff aber fehlt noch, und man redet von Liebe und Haß als den wirkenden Motoren, die in den Körpern die Veränderungen erzeugen und die Elemente zueinander und auseinander treiben[25]. Ja, man wirft ahnungsvoll in die Naturbetrachtung auch schon den Begriff des Unendlichen, des Unfaßbaren, das sich in das Faßbare mischt[26]. Es fehlte nur noch der Begriff der Zahl, die Mathematik, die nicht nur abstrakt mit Raum- und Zeitmaßen ihr Spiel treibt, sondern konkret die greifbare Welt zu messen beginnt.

Aus dem Punkt schnellt sich die Linie. Sie umrahmt, wenn sie geknickt wird, Flächen, Dreiecke, Polygone. Sie geht in die dritte Dimension und bildet Würfel und Rhomben und Polyeder. Immer aber ist, was sie so bildet, meßbar. Die Zahl normiert alles; sie umfaßt, umklammert alles. Wäre das All nicht, die Zahl bliebe übrig. Darum ist die Zahl das wahre Sein. Alles ist Zahl, auch jeder Mensch. Die Gerechtigkeit ist des Menschen höchste Tugend; also ist sie sein Quadrat. So lehrte die Schule des großen Rechners Pythagoras [27].

Auch der Musik kam das zugute. Unter die Saite wurde der Steg getan und die Saite halbiert, an der Saitenlänge Oktaven, Quart, Quinte, die Tonhöhen, die Intervalle bestimmt, die Skala rechnerisch festgelegt, wobei Halbtöne, ja, auch Vierteltöne unterschieden wurden. Die ganze Chromatik war reguliert. Aber auch das wurde sodann zum Gleichnis. Was ist die Seele? Sie ist die Melodie, die aus dem Körper tönt [28]. Mehr noch: der Himmel öffnet sich. Die Sternenbahnen werden ebenso unter Verhältniszahlen gebracht, und es entsteht die Traumvorstellung, daß auch der Himmel klingen muß. Es ist die Musik der Sphären. Alle Harmonie beruht auf Zahl; Harmonie aber ist Melodie.

Es geschah also schon damals, was sich oft wiederholt hat und was auch wieder die neueste Zeit auf dem Gebiet der Kosmologie erlebt: die Spekulation ersetzte die Forschung, weil es ihr an Beobachtungsmöglichkeit gebrach. Die Pythagoräer wissen schon, daß die Erde Globus, eine Kugel ist; aber sie setzen willkürlich zwei Erden an, die im Weltenraum nicht um die Sonne selbst, sondern um ein Zentralfeuer kreisen. Der Mathematiker konstruiert sich den Kosmos kühn, wie er etwa sein könnte; mit dem Rechenstift schreibt er der Natur ihr Gesetz vor, und es entsteht eine Riesenfiktion, ein mathematisches Traumgebilde, das hernach durch das erste beste Experiment widerlegt wird [29].

Wieviel von dem allen dem Pythagoras selbst, wieviel seinen Schülern gehört, steht dahin. Denn die Geschichte dieses

Wundermanns ist mit Fabeln zugedeckt. Zeit- und Landesgenosse des Tyrannen Polykrates, stammte er aus Samos. Die Samier waren reich, sie waren reise- und unternehmungslustig; so reiste Pythagoras voll Lernbegier nach Ägypten und in andere Länder und siedelte schließlich, da Samos inzwischen verfallen, dauernd nach Süditalien über, wo damals das üppigste, regste Griechentum blühte. Gerade da fand er den besten Boden für seine asketischen Bestrebungen. Sein persönlicher Einfluß war augenscheinlich mächtig, und so wuchs dort der Bund der Pythagoräer an Einfluß und spielte eine erhebliche politische Rolle. Er selbst aber ist der sonderbare Heilige, der da die Lehre von der Seelenwanderung predigte; aus Ägypten brachte er den Respekt vor der Tierseele mit. Die Einzelseele ist ewig, der Einzelkörper nicht; also muß die Seele wandern, und sie kann vom Tier zum Menschen aufrücken, und umgekehrt; sie kann auch in einem anderen Menschen wieder aufleben. Von Homer heißt es, er lebte, als er gestorben, als Pfau weiter, der alle Sterne des Himmels in seinem Schwanze trägt; die Dummheit des Tieres wurde nicht gerechnet. Pythagoras selbst behauptete, schon zu Hektors Zeit als Trojaner gelebt zu haben; durch Menelaos sei er damals umgekommen. Als man einen Hund prügelte, bat er flehentlich für das Tier um Schonung: „Der Hund war einst mein Freund; ich erkenne ihn an seiner Stimme.“ Volkstümlich ist das aber nie geworden; denn an Metamorphose zwar glaubt das Volk (ein Prinz kann gewiß im Märchen in einen Froschkönig verzaubert werden), nicht aber an Metempsychose, die solchen Märchenspuk zum Gesetz erhebt. Es wäre ja allerdings possierlich genug zu denken, daß in jedem Hahn ein gewesener Parlamentarier uns ankräht, aus jedem Büffel ein Globetrotter glotzt, in jeder Hündin eine Laïs oder Galatea uns anwedelt.

Die Philosophie war noch jung, und ihre Gedanken jagten sich. War das alles, was sie damals bot? O nein! Der herrlichste Name ist noch nicht genannt. Das ist Heraklit. Es geht um die großen Fragen nach Sein und Werden, nach der Dauer im Vergänglichen.

Sollen wir untertauchen in diesen Dingen? Der gemeine Mann hielt sich damals wie heut am liebsten die Ohren zu, wenn ein Metaphysiker sich räusperte; denn er war skeptisch von Natur. Wenn zwei Philosophen sich stritten, so sagte man: „der eine melkt den Ziegenbock und der andere hält gar ein Sieb darunter". Bei den Göttern, nichts vergeblicher als beides! Wir aber wollen uns dadurch denn doch im weiteren nicht stören lassen.

Wer auf einsamer Bergeshöhe steht, über sich den ewigen Himmel, unter sich das weithin geschwungene Land, um sich das große Schweigen, der schließt wohl die Augen vor aller Sinnlichkeit und fühlt fern vom Schwall der Dinge sich seßhaft geborgen auf dem Felsengrat des Unwandelbaren, dem Sein, das fest im Hintergrund alles Wechsels steht. So dachte Parmenides. Alle Bewegung ist nur Täuschung unserer Sinne. Es ist so, wie wenn wir im Selbstfahrer durch die Landschaft rasen: die Landschaft steht; nur wir sind es, die die Bewegung hineintragen, so daß Häuser und Bäume hinter uns wegzufliegen scheinen.

Anders Heraklit, bei dem wir kurz verweilen. Er war kein Heiliger; er gründete keinen Orden wie Pythagoras; in Ephesus lebte er und stand als Denker doch zugleich mitten im Getriebe des Lebens. Nur so wird er uns verständlich. Der vornehme Mann nahm sich die Zeit, ein Buch zu schreiben, der erste Philosoph, der in Prosa zu schreiben versucht hat; aber es war zum Teil ein Zungenreden in Gleichnissen, im Orakelton. Ewig denkwürdig allein schon dies: er protestierte gegen die Götterbildnerei; er sprach das: du sollst dir kein Bildnis machen. So geschehen schon damals, um das Jahr 500 v. Chr. Eben damals begann man ja erst damit, wie wir sahen, Götterbilder wirklich aufzustellen. Sofort erscholl Heraklits Protest; es war vorläufig vergebens.

Das gütige Geschick will, daß uns einige Sätze aus seiner Schrift erhalten sind. Mächtig stolz klingt es, wenn er sagt: Ich rede wie der delphische Gott; an die Dichter wie Homer

hält sich der Pöbel. Die Menschen sind eben taub für die Wahrheit; ein Esel frißt lieber Spreu als Gold. Verächtlich aber ist ihm auch alle Vielwisserei; denn sie steigert die Intelligenz nicht (νόον οὐ διδάσκει). Sodann redet der Patriot: für den Staat soll der Mensch leben; er soll die Verfassung ehren, ja, für sie kämpfen wie für die Mauern einer Festung. Besonnenheit — Sophrosyne — ist erste Bürgerpflicht, verwerflich aber die Demokratie, die dem, was als gut bewährt ist, nicht gehorchen mag und vor allem keine hervorragenden Menschen zu ertragen weiß.

Es gibt hiernach also ethisch politische Güter, die man zu bewahren suchen muß. Von Natur freilich ist alles wandelbar, und der Fluß der Dinge kennt keine Stauung. Nichts bleibt, so lehrt Heraklit, und kein Mensch kann zweimal in denselben Fluß steigen. Heute schwitzest du, morgen frierst du; jetzt ist es dunkel, jetzt hell. Das Sichtbare wird zum Unsichtbaren. Alles springt über in sein Gegenteil. Das Meerwasser ist trinkbar für den Fisch, verderblich für den Menschen. Die Gegensätze bekriegen sich, töten sich wechselweise, und doch sind sie identisch. Eine Einheit des Seins ist dennoch im Wechsel, eine höhere Wirklichkeit: der Tag ist bald hell, bald dunkel; Tag und Nacht aber sind eins. Sommer und Winter, Fülle und Mangel, Krieg und Friede, alles ergänzt sich, alles wird zu allem, und alles ist wiederum schließlich eins. Und das eine ist Gott.

So entsteht der Pantheismus; Gott ist die Quelle, die Zusammenfassung, die Einheit all des rastlosen Wandels, der uns umgibt. Das Leben wird tot und wieder lebendig; es ist alles ein und derselbe Ton, aus dem die Gestalten geprägt werden.

Es gab ein volkstümliches Essen, einen Mischbrei, der aus Mehl, Honig und Wein bestand. Ihm gleicht die Welt; er muß immer wieder umgerührt werden; sonst verdirbt er.

So gilt denn der vielzitierte Satz dieses Philosophen: Der Krieg ist der Vater aller Dinge; denn der Krieg ist der große Umrührer unseres Daseins.

Weiter aber: das Wasser erstarrt zu Eis; die Erde ist bald fliegender Wüstensand, bald harter Granit; das zähe Eisen wird flüssig in der Glut, und selbst aus dem Kies sprüht der Funke. So kann alles aus allem werden, und so ist nun endlich nach Heraklit das Element des Feuers, d. h. die glühfähige trockne Luft, die Ursubstanz, die durch Verwandlung in andere Aggregatzustände übergeht und die Mannigfaltigkeit der Dinge aus sich erzeugt. Die Kälte ist der Tod; nur Wärme gibt Leben. Kein Gott, kein Mensch hat also diese Welt gemacht; sie war und ist ewig, so ewig wie das Leben spendende Feuer, das sie erfüllt und das nach Gesetzen sich entzündet, erlischt und neu entzündet: rastlos springend, verglimmend und aufzuckend, doch ewig lebendig ist dies Element.

Alles, was in uns warm ist, hat Feuernatur, also auch unsere Menschenseele. Ein körperloser Geist ist für den antiken Philosophen noch undenkbar; auch die Seele ist Körper, doch von feinster Natur. Also ist unsere Seele das Feuer in uns; sie ist die Ursubstanz selbst in ihrer Reinheit, ist das Göttliche, das uns allen innewohnt. Der Körper aber ist der Seele fremd, und der tote Leib „widerlich wie Mist"; die Seele mit ihrer Feuernatur schießt durch ihre dumpfe Körperhülle hindurch wie der Blitz durch die Wolke. Eben dieselbe ist es auch, die in uns atmet. Indem sie atmet, sammelt sie neues Licht und nährt sich davon, um nicht zu verglühen.

Deshalb soll der Mensch sich nicht berauschen. Heraklit macht Front gegen Dionys; er ist — wie die Spartaner — der energische Feind aller Orgien. Denn die Seele wird gleichsam feucht, wird mit Nässe beschwert durch den Trunk und verliert ihr reines Feuer, die Möglichkeit der Gedankenfreiheit.

Man sieht: neue Entdeckungen waren das nicht, es sind nur große Impulse, die Heraklit gegeben. Einen Fortschritt in der Physik brachte erst die Atomenlehre, die nicht ihm, sondern dem Demokrit, dem lachenden Philosophen von Abdera, verdankt wurde. Auf diesen griff sodann Epikur, die Stoiker dagegen griffen auf Heraklit zurück; in der Tat ist das Programm der

großen stoischen Philosophie, die die römische Kaiserzeit beherrscht, im wesentlichen schon von Heraklit vorweggenommen: Verwerfung der Gottesbilder und der Opfer; Pantheismus; Unvergänglichkeit des Weltganzen; ein Gott, der denkend das weite All durchdringt; endlich unsere Menschenseelen Ausfluß und gleichsam Atemzüge Gottes. Das ist nicht Wissenschaft; das ist eine neue Glaubenslehre. Man muß glauben, und der Glaube des Propheten Heraklit reicht in der einen oder anderen Abwandlung hinein bis in unser gegenwärtiges religiöses Leben.

Es gibt nichts Bleibendes: dieser Ausspruch Heraklits war wie ein Omen. Ist er doch der Wahrspruch für alles Menschenwerk. Auch im Griechentum gab es nichts Bleibendes. Die Staaten blühten auf und prangten und erschlafften; die Gegensätze schlugen aufeinander, und ein ewiges Selbstzerstören, das war das Leben. Das Griechentum hat sich schließlich selbst verloren und in die Menschheit aufgelöst. Die göttliche Feuersubstanz in ihm sollte dazu dienen, in späteren Jahrtausenden andere Völker zu beseelen.

Doch wozu die schweren Gedanken? Es lebe der Augenblick! Indessen die Männer der Weisheit sich im Begreifen übten, saßen die munteren Töpfermeister in ihren Werkstätten, pfiffen ihr Lied, formten ihre Töpfe und schmückten sie mit allerlei netten Malereien. Denn zwischen Greifen und Begreifen ist ein Unterschied; am Griff faßt man die Kanne, am Begriff erfaßt man das Sein. Es waren keine Philosophen, aber fleißige Leute, die sich ihres Handwerks freuten und damit gute Geschäfte machten. Ich spreche von der griechischen Vasenmalerei. Auf den Inseln, auch in Korinth blühte sie, dann aber wurde Athen schon im 6. Jahrhundert Zentralpunkt für diesen Industriezweig. Der Kerameikos war dort das Stadtviertel der Töpfer. Es sind die vielbewunderten, altertümlich schönen Silhouettenbilder auf Gefäßen, in die noch der Moderne verliebt ist und die in kostbaren Tafelwerken immer wieder reproduziert werden. Wohl in Millionen

Exemplaren sind sie ausgegraben; 4000 Stück stehen allein im Berliner Museum beisammen. Lauter Hohlgefäße für Flüssigkeiten, Amphoren oder Tonfässer mit Henkel, Kratere oder Mischbecher, Trinkschalen, Ölkrüge usf. Um Hals und Fuß, um den Bauch des Gefäßes geht der Kranz des Figurenschmuckes; es ist, als wäre gar nicht das Gefäß selbst, so schön es ist, sondern die Bilderfülle der Zweck all dieser Erzeugnisse gewesen. Und da wird uns nun offenbar, was damals der Durchschnittsgrieche zu sehen liebte und wie er es zu sehen liebte.

Rasten wir denn noch etwas bei diesen Zierstücken; es ist freilich bedauerlich, daß hier das Wort das Bild ersetzen muß.

Das jugendfrischeste Leben, wohin man blickt; gleichwohl ist da nichts von plattem Naturalismus; er war hier nicht brauchbar (Grauen erweckt es, wenn wir heut photographische Aufnahmen auf Humpen und Teller appliziert sehen). Sondern die stilisierte Zeichnung herrscht und bezwingt mit selbstverständlicher Sicherheit das Leben. Anfangs noch ganz kindlich naiv und hart; ja, der Kubismus ist der blöde Anfang. Man will Menschen geben; aber der Brustkasten ist ein Dreieck, der Unterkörper, der im Rock steckt, nichts als ein schmales Rechteck, der Kopf darüber wie eine mißratene behaarte Null. Dann aber wird der Mensch immer menschlicher und zugleich die Handlung deutlicher. Zwei Helden aus Homers Ilias sind beim Brettspiel; sie haben ganz vergessen, die langen Spieße aus der Hand zu tun, und auch ihre Haltung ist höchst unbequem, wie wenn ein paar Gardekürassiere in voller Montur beim Skat säßen. Aber ihr Kriegsmantel hat das bunteste Stickmuster, und das Auge des Betrachters freut sich an der seltenen Szene. — Paris weidet als Hirte ein paar Rinder; der Hund ist dabei; auf dem Hinterteil der einen Kuh hockt gespaßig ein Vogel; da kommen schon die drei bekannten Göttinnen, und das Parisurteil soll beginnen; die drei Unsterblichen sehen zwar sehr unscheinbar aus, aber man ist dankbar, daß sie nicht fehlen. — Gott Bacchus, Dionys, erscheint; merkwürdig steif und pagoden-

haft steht er da auf seinen langen Plattfüßen; dazu spitzbärtig; in der Linken den unendlich langen Rebenzweig, in der Rechten den leeren Becher mit großen geschweiften Henkeln; er selbst gekleidet wie ein Frauenzimmer im fußlangen engen Unterrock und theatermantelartigen Überwurf, der tief herabhängt; er ist gewiß sehr durstig und blickt auf seinen Mundschenken mit einem dumm onkelhaften Ausdruck; die Nase wie eine Rübe. Die Hellenenschönheit war noch nicht entdeckt.

Anders schon, wo derselbe Dionys übers Meer fährt; er lagert allein ausgestreckt im schlanken Segelboot; das Trinkhorn geschultert. Das Segel bläht sich; der hohe Mast ist zum Rebstock aufgeschossen und treibt Blätter und Trauben in graziöser Verästelung. Das Meer aber ist durch nichts als die Delphine angedeutet, die oben und unten das Schiff umschwimmen [30].

Schwarz wie die Raben sind all diese bisher besprochenen Gestalten, haarscharf die Konturen; energisch heben sie sich ab. Denn die rotgelbe Tonwand des Gefäßes blieb unverändert; auf diesen Grund wurden die Umrißlinien der Figuren zunächst mit dem Pinsel aufgetragen, dann das Innere jeder Figur ganz schwarz ausgefüllt — es ist ein tiefschwarzer Firniß, der metallisch glänzt —, dann die Innenzeichnung der Gewandstreifen, des Auges u. a. mit dem Griffel eingeritzt, auch, wo nötig, bunte Deckfarbe aufgelegt, gelegentlich auch Gold, vor allem den Frauen zum Unterschied von den Männern schneeweiße Hautfarbe gegeben. Alle Gesichter stehen immer im Profil; das Auge der Männer groß und rund, das der Weiber länglich und schmal. Schattenwurf gibt es nicht, auch keinen Hintergrund; alle Figuren stehen flach nebeneinander ohne viel Überschneidungen.

Das war die Vorblüte dieser Kunst, von köstlich gesunder Herbigkeit. Aber schon des Pisistratus Zeit brachte die Wandlung in das Freiere und Schönere. Offenbar hatte damals auch schon die Wandmalerei ihre ersten Proben gegeben. Die Schwarzkunst hört auf; die Maler entschließen sich zu einer

anderen Methode. Der ganze Grund wird jetzt vielmehr schwarz gefirnißt, die Figuren dagegen hell ausgespart; die Figuren zeigen jetzt also die natürliche rotgoldene Farbe des Tones und stehen wie belichtet in der Nacht, und Gewand und Gesicht und jedes Detail kann jetzt durch feine Strichelung ausgeführt werden, eine virtuosere Zeichnung sich entwickeln. Die Wahrheit siegt und mit ihr die Anmut, der Reichtum der Charakteristik.

Und so sehen wir noch weiter in das Menschentum Athens. Was malte man? Beileibe nichts Historisches[31]. Es ist auffallend genug. Unser Volk wollte, solange es noch am Deutschen Reich sich freute, seinen Kaiser Wilhelm oder den großen Fritzen auf jeder Kaffeetasse sehen, die Schlacht bei Wörth auf jedem bunten Taschentuch. In Athen nichts der Art. Wie würden wir uns freuen, einmal ein Bild des Solon, des Pisistratus oder hernach aus den Perserkriegen einen Miltiades und Themistokles in diesen Schildereien zu entdecken[32]! Nur der Tyrannenmord ist gelegentlich dargestellt: Harmodius und Aristogiton, wie sie den Hipparch erstechen. Das schien gleichsam eine heilige Handlung, und die beiden Täter waren für das Volk zu Halbgöttern geworden. Vielmehr nahm man die Stoffe immer noch aus den altmodischen Heldenbüchern, aber nun endlich auch mehr und mehr aus der lieben Alltäglichkeit des gegenwärtigsten Lebens.

Nehmen wir noch einige dieser klassischen Scherben in die Hand. Bacchanten taumeln daher um den Rand des Gefäßes, bärtige, nackte Leute; ihr loser Mantel flattert zurück. Sie müssen, obwohl trunken, grade auf dem Strich gehen; denn der Gefäßrand schreibt es so vor. Es ist ein Festzug. Der eine schleppt Trinkschalen, der andere bläst die Doppelflöte. Weit schreiten sie aus, ganz in sich versunken, stiermäßig den schweren Kopf vorgebeugt. Welcher Sturm der Bewegung, welcher Schmiß der Zeichnung, welche Ausdrucksfähigkeit der wenigen Linien! Das Genie ist erwacht. Es wirkt auch in diesen Meistern der Kleinkunst Wunder.

Feiner noch jener Orpheus unter den Kriegern. Ein Konzert

seltener Art. Es sind nur vier Personen. Waffenlos und wehrlos hockt Orpheus, der junge schöne Sänger, auf dem Felsblock und singt leierspielend inbrünstig, weltverloren vor sich hin, den Rücken gekrümmt, den Kopf im Nacken, als löste sich alles Herzensweh in Tönen, die er aus tiefster Tiefe holt. Seine Feinde, die drei starken Gewappneten, umstehen ihn dicht; aber ihre langen Lanzenschäfte sind erstarrt, sie selbst hinhorchend in stillem Staunen wie festgenagelt, vom Zauber übermannt, wie in Fesseln geschlagen. „Die Macht des Gesanges!“ wie ließe sie sich schöner und schlichter im Bilde geben? Mit wenig Mitteln viel zu sagen, das ist das Grundgeheimnis der griechischen Kunst. Alles in engstem Rahmen. Das macht sie so vornehm. Es waltet in der Töpferei wie in der großen Plastik wie im Drama der Bühne.

Aber wir sehen mehr, Bilder des Fleißes: Ackerbau auf dem Felde; Olivenernte. Im Warenhandel werden Ballen auf der Wage gewogen. Hier blickt man in die Erzgießerei, dort in die Schmiede, den Schusterladen, dort in die Töpferwerkstätte selber. Auf der Palästra üben sich die jungen nackten Turner in den kühnsten Stellungen. Dann aber die Muße: junge Burschen, die den Reifen treiben; Kinderchen, die ihr Wägelchen hinter sich herziehen. Einen Hahnenkampf soll es geben; die zwei Hähne werden noch festgehalten; gleich soll es losgehen. Auf dem Grund einer anderen Schale ist ein einsamer Zecher gemalt; mit hochgezogenem Knie liegt der Bärtige auf der Kline und singt hintenübergelehnt: „O du schönster Knabe!“ Diese Worte sind mit hingeschrieben; sie strömen ihm sichtbar aus dem offenen Munde. Dabei sitzt ein Kaninchen still wie ein Haushündchen unter seinem Lager mit gespitzten Ohren, und mit langen Fingern krault ihm der Trinker das Fell oder das zarte Schnäuzchen. Das ist alles, aber wie viel Stimmung ist in dem kargen Bilde.

Hier Frühlingsanfang: ein Vogel fliegt durch die Luft. Drei Männer, ein alter, zwei junge, stehen und sitzen und recken in entzückter Verdrehung die Hälse und strecken ver-

gnügt die Finger hoch. „Sieh die Schwalbe“, ruft der eine; „ja, beim Herkules“, der andere; „der Frühling ist da“, ruft der dritte und jüngste. Auch hier sind die Worte sorglich beigeschrieben, und man erlebt die Szene jauchzend mit.

Dann aber das liebe Frauenleben. Wahrlich, keine Weiberverächter sind hier am Werke, und sie geben immer nur junge Frauen. Hier holen sie Wasser vom Brunnen, und die Gefäße wiegen sich auf ihrem Haupte; dort stehen sie splitternackt entkleidet und baden sich vergnügt (das Wasser sprudelt von oben über sie aus dem Löwenkopf); dort sitzen sie, nur so unbelauscht nebeneinander auf eleganten Stühlen, ohne Schnürleib und ohne Sorgen[33]: die eine macht einen Kranz, die andere hält einen Blumenkelch, die dritte besieht sich sorgfältig im Handspiegel. Aber auch flotte Mädel gibt's, die sich auf der Schaukel schwingen. Dann aber kommt endlich auch Gott Amor hinzu, der freundliche Eros. Unter dem großen Sonnenschirm sitzt die Schöne und macht Toilette; ein kleiner Amor wäscht ihr wie ein Page artig die Füße im Becken. Weniger stolz die andere, die nur so einsam dasitzt, reizend, gedankenverloren, leicht gekleidet, von zartem Stoff übergossen, der nur so hingehaucht ist. Da tritt der junge Flügelgott selbst neben sie und neigt sich weich zu ihr; er ist noch halber Junge und ungefährlich, küßt sie so lind auf den Mund, und sie duldet es schmachtend; sie duldet es auch, daß seine Hand leichthin ihre Brust entblößt. Es ist eine der tausendfältigen Allegorien; keine rohe Liebesszene. Nur die Sehnsucht nach Liebe ist geschildert. Die Liebe selbst kommt und gewährt im Traume, was die leere Wirklichkeit versagt.

So dichteten diese Meister des Handwerks, in der Tat eines Anakreon würdig; so plauderten sie; denn alle diese tausend Bilder erzählen. Aber wem erzählen sie? Für wen waren diese Ziergefäße bestimmt? Dienten sie im täglichen Hausrat? Trank man, schöpfte man wirklich aus solchen reich geschmückten Phialen und Amphoren? Schmückten die Bürger ihre Stube damit? Wir wissen nicht, in welcher Ausdehnung dies der Fall

war. Die Literatur spricht kaum je davon[34]. Jedenfalls sind alle besprochenen Kunstwerke Gräberfunde; sie waren also für die Toten. Die Vasenmaler nennen ihre Namen, sie stempeln ihre Gefäße; wir kennen dadurch eine Menge von athenischen Firmen. Nach Italien, Südrußland, Nordafrika exportierten sie ihre Erzeugnisse. Diese aber waren überall für die Gräber bestimmt. Denn die Sorge für die Toten steigerte sich immer noch; man gab ihnen auch sonst alles, was sie liebten, Götterfigürchen, Schmuck, Waffen und Bücher ins andere Leben; so stellte man ihnen auch die schönsten Trinkgefäße hin, als sollten sie damit würdig vor Dionys erscheinen[35], der der Herr der abgeschiedenen Seelen ist. Denn Dionys ist der Hades, sagt Heraklit. Und dafür also verschwendete sich die Kunst. All die Bilder des sprudelndsten, lockendsten Lebens ersann man, um sie wegzugeben an die Gewesenen. Es ist der ergreifendste der Kontraste:

Ein ew'ges Sinken, ew'ges Heben.
Die Liebe lockt, die Sorge droht:
Der Tod verschlungen in das Leben,
Das Leben verschlungen in den Tod.

Wir aber geben noch auf etwas sehr Äußerliches acht: das griechische Profil ist hier entdeckt. Auf all diesen Bildern ist dies auffallende Profil schon durchgeführt, und es beherrscht fortan die ganze Kunst. Alle diese Griechen haben ungefähr dasselbe Gesicht; sie sind alle wie Geschwister. Das Nasenbein stürzt mit breiter Wurzel aus der vorgeladenen Stirn und setzt so in e i n e m geraden Duktus die Stirnlinie fort. Gewiß, diese Schönheitslinie stammte aus dem Leben; denn noch heute kann man gelegentlich unter den Neugriechen solche Gesichter wirklich finden. Es macht sich merkwürdig genug, wenn man im modernen Athen sich aufhält, den Mars Ludovisi oder den Hermes des Praxiteles im Café leibhaft im Smoking oder mit dem Zylinder anzutreffen, die Zigarre schräg im Mundwinkel. Hatten nun aber alle alten Hellenen dieselbe klassische Nase?

Wer wird das glauben? Jene Linie war technisch die bequemste; sie schien vor allem auch die schönste Kopfform zu geben. Sie war ein Thema ohne Variationen, das man immer wieder anschlug. Die griechische Kunst schafft ihr Ideal durch Auslese; sie gibt den Normalkörper, sie gibt das Normalgesicht, und zur unterscheidenden Charakteristik müssen feinere Nüancen, vor allem die Gebärde, der Wechsel der Haltung genügen.

Aber Atossa, die Königin des Perserreichs, hat schon ihr Wort gesprochen: sie will Weiber aus Sparta, Weiber aus Athen in ihrem Harem haben. Der Perserkönig hat das Wort gehört; der Perserkrieg naht.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge. Er sollte in der Tat auch der Erzeuger der nationalen Größe Griechenlands werden, freilich einer nur allzu vergänglichen.

*

# Die Perserkriege

Athen rückt mehr und mehr in das Zentrum der Dinge, und der Horizont verengt sich. Denn die fernen Westgriechen in Italien und Sizilien, auch Massilia, die reichsten und wohllebigsten aller Griechen, führen mehr und mehr ihr Sonderleben; sie können gegen den drohenden Orient nicht helfen und sorgen nur um ihr eigenes Schicksal; sie verfallen gar unter sich selbst in Hader. Die Zerstörung des glänzenden Sybaris im Jahre 510 durch Nachbargriechen war ein politisches Verbrechen; sie schwächte die Widerstandskraft des Griechentums in Italien gegen Samniten und Römer erheblich, und seine Bedeutung sinkt. Die Griechen Kleinasiens aber hält Persien immer noch unterjocht, und sie sehnen sich nach Freiheit. Die zwölf jonischen Städte sind unter ihnen die wichtigsten, Milet voran. Wer soll ihnen helfen? Athen rühmt sich, die Mutterstadt dieser Jonier zu sein; es ist vorläufig ohnmächtig; aber mit seinen Zwecken wächst seine Kraft, und sein politischer Beruf ist an die jonischen Stammesgenossen gebunden.

Schon als Pisistratus herrschte, war das Genie Athens erwacht, die Geistigkeit seines Wesens. Das Volk diente da noch keinem höheren politischen Zwecke, sondern nur seiner Kulturmission; aber es hatte etwas Rastloses. Wer sich nach dem Aufflug sehnt, dem wachsen schließlich Flügel. Ich rede nicht von den sonstigen Künsten, aber auch die Tragödie, die größte der Schöpfungen des Griechentums, begann so früh schon dort auf der Bühne ihre tiefklingende Stimme zu erheben. Vor allem war es Athen, das damals die bisher nur mündlich überlieferten Gesänge Homers zum ersten Male aufschreiben und in Buchform sichern ließ [1]; dadurch wurde Athen sogleich ein Mittelpunkt für das Buchwesen. Wer da weiß, was Homer für die Hellenen bedeutete, kann dies literarische Ereignis nicht hoch genug einschätzen.

Aber die bloße Kultur genügt nicht. Denn der Mensch lebt nicht im ewigen Frieden. Athens Geschichte ist wie Personengeschichte: ein Jüngling, echtes Künstlerblut, verträumt und verwegen, in dessen Harfe tausend Töne aufrauschen und

klirren, vom Erhabensten bis zum Frivolen, vom tollen Witz bis zur aphrodisischen Anmut, für ein schrankenloses Sichausleben und Selbstgenießen geboren: die Wirklichkeit faßt ihn; er soll auf die Mensur; denn man greift ihm an Freiheit und Ehre. Seine Nerven beben; dann stürzt er sich tollkühn in den Kampf mit blitzendem Degen; seine Hiebe sausen; er möchte jetzt die ganze Welt gewinnen; aber sein Temperament ist zu flatternd und heiß, und der nüchterne Feind reißt ihn schließlich mitten im erträumten Siege zu Boden. Eine Staatstragödie.

Marathon ist das entscheidende Wort. Durch den erstaunlichen Waffenerfolg bei Marathon wurde Athen in die große Politik gerissen. Aber Freiheit und Gleichheit, Isonomie, war zugleich seine Parole. Das Wort Freiheit ist gefährlich; denn herrschen kann nur, wer sich selbst beherrscht.

In der Tat: kaum war Hippias, der Tyrann, vertrieben (es geschah im Jahre 510 mit spartanischer Hilfe), da begann das verwegenste Selbstregiment des Bürgertums; es war nach der Knebelung wie eine Explosion. Kleisthenes, ein vornehmer Herr, nahm die Sache in die Hand; die komplizierte Verfassung, die er gab[2] und die über Solons Verfügungen noch erheblich hinausging, war offenbar nichts anderes, als was die Bürger selber forderten. Sie wurde das Muster für alle Demokratien, und es ist daher Pflicht, von ihr Kenntnis zu nehmen, freilich kein ganz leichtes Geschäft. Auf dem Schreibverfahren beruhte das Ganze; denn Bürgerlisten wurden in jedem Bezirk geführt, weil man sämtlicher Personen sicher sein wollte. Auch viele der von außen zugewanderten Geschäftsleute wurden in liberaler Weise in die Bürgerschaft mit aufgenommen. Jeder Bürger ist für alle Staatsämter wählbar; jährlich finden die Wahlakte statt; nur die Listen sicherten das Wahlrecht, und schon die Zwanzigjährigen dürfen wählen. Man sieht: es fehlte nur noch das Frauenstimmrecht. Stimmen aber sind leicht durch Geld und gute Worte zu fangen; das weiß auch der moderne Demokrat, der mit dem Wahlfond wirtschaftet. Daher das Losen; auch das eine nicht ungefährliche Sache;

für wichtige Ämter entscheidet in Athen bald genug zwischen den Kandidaten das Los, nicht die Abstimmung.

Eine Gefahr ist sodann, daß sich im Land Ortsgruppen mit lokalen Sonderinteressen bilden; um das zu hintertreiben, wurde Stadt und Land jetzt in zirka 170 kleine Kantone — Demen — aufgeteilt (auch die Hauptstadt wurde so zerlegt), und dann wieder diese 170 Kantone zu 10 politischen Gruppen zusammengefaßt; für jede Gruppe aber wurden möglichst solche Kantone bestimmt, die nicht benachbart; jede politische Gruppe bestand also aus zerstreut liegenden Kantonen, und der angegebene Zweck war damit erreicht. Diese 10 Gruppen hießen Phylen, und jede Phyle stellt nun weiter 50 Senatoren; das ist der Senat der 500. Das Volk selbst aber strömt zum Parlament unter freiem Himmel zusammen, und es ist souverän; es wählt, es votiert. Dies Volk heißt wiederum Demos, seine Herrschaft heißt Demokratie. Auch die Miliz teilt sich endlich in 10 Gruppen und steht unter 10 Führern oder Strategen, die jährlich wechseln und von denen keiner dem anderen übergeordnet ist. Dem Schema der Gleichheit muß eben alles sich fügen: das Ganze ein staatsrechtliches Experiment kühnster Art. Nur ein Kleinstaat konnte das unternehmen.

In der modernen Demokratie sichern sich die Parteiführer, die ein Amt erhaschen, die dicksten Gehälter; wir erleben das jetzt ja aus nächster Nähe. Anders Athen; Gehälter gab es nicht; alle verantwortlichen Ministerien sind lediglich Ehrenämter; mit ihrem Privatvermögen stehen die Männer für ihre Amtsführung ein. Um so größer ihre Vorsicht und Umsicht. Von der Steuergesetzgebung aber werden die reichen Herren in der Weise gefaßt, daß sie die gottesdienstlichen Feste ausstatten oder daß sie neue Kriegsschiffe bauen und die Mannschaft besolden, usf. Ministeruniformen, Ratsherrntalare, Epauletten, Tressen, Orden und Dreieckhüte gab es nicht; alles ging immer nur in der nett bequemen Bürgertracht, im Chiton, ohne Hosen und Wadenstrümpfe: die Ratsherren trugen, wenn sie tagten, den Myrtenkranz. Abgestimmt wurde

in gewissen Fällen mit Blättern vom Ölbaum, gelost wurde mit Bohnen. Auch der Redner, der der Volksmasse mit Worten zusetzte, trug den Myrtenkranz. Das klingt hübsch schlicht und idyllisch genug; aber es hinderte nicht, daß sich im Einzelfall die Leidenschaften entzündeten bis zum Bestialischen. Es kam auf die führenden Männer an und auf ihre Geltung; es fragte sich, inwieweit Athen den Satz Heraklits widerlegte, daß Demokratien keine hervorragenden Männer ertragen.

Kaum war diese neue Verfassung hergestellt, da hielten die Nachbarstaaten Böotien, Ägina es für günstig, über Athen herzufallen[3], und auch mit Sparta gab es gleich Konflikt. Nur solange in Athen die Pisistratiden geherrscht, hatte man es in Ruhe gelassen. Wer auf der Akropolis steht, sieht dicht vor sich das stille Salamis und gleich dahinter die felsige Insel Ägina ragen. Die Ägineten waren damals ein rühriges kleines Handelsvolk, geldkräftig, seetüchtig und mit Kriegsgaleeren wohl ausgerüstet. Mit Eifersucht blickten die Ägineten auf die wachsende Kraft Athens; auch erwiesen sie sich zur See durchaus noch als die überlegenen Kämpfer. Für die Bürger Athens aber waren diese Kämpfe eine gute Schulung, die Vorübung für etwas Größeres.

Indessen rüstete Darius. Der persische Riese regte sich. Die Griechen kannten durchaus keinen Perserhaß; sie blickten auf den Großkönig mit Respekt und einem gewissen Wohlgefallen, da er Großes geleistet und dabei ein milder Herrscher war. Aus etwa 40 verschiedenen Nationen, Baktrern, Sakern, Indiern, Phöniziern, Karern, Lydiern, Ägyptern, bestand des Darius Reich, ein loses Konglomerat von Völkern, aber wie die bunte Donaumonarchie der Habsburger nur durch die Person des Herrschers zusammengehalten, und jede Nation konnte, wenn sie nur folgsam Tribut leistete, ganz ungehindert in ihrer Eigenart beharren; nur ihr politischer Eigenwille war gebrochen, aber ihre Kultur gedieh ungestört wie bisher.

Atossa aber schürte, so schien es, umsonst. Denn nicht gegen die Griechen, sondern gegen die sogenannten Skythen zog

Darius im Jahre 514 zu Felde. Er tat es in eigener Person. Dabei nahm er sogleich einen Fetzen Europas weg; Thrazien, ein Teil der nördlichen Balkanhalbinsel, wurde jetzt persisch, persisch Byzanz und Saloniki (damals Therma genannt). Den Schiffstransport seines Heeres aber leisteten seine jonischen Untertanen, die griechischen Kleinfürsten Kleinasiens. Zu Schiff ging es dann die Donau hinauf; die Griechen bauten ihm eine Donaubrücke. Über die Brücke verschwand des Darius Macht nach Norden und verlor sich im unbekannten Nordland, in den Flächen Rumäniens, der Ukraine. Die wichtige Brücke wird indes von den Griechen gehütet, und mehr als zwei Monate vergehen. Da galoppieren Skythen, die berittenen Barbaren, des Darius Feinde, triumphierend heran und melden: „Darius ist auf dem Rückzug; er kann sich in den Steppen nicht halten. Brecht die Brücke ab, und wir können ihn vernichten, und ganz Griechenland ist dann frei und unbedroht, und ihr Jonier könnt endlich das Perserjoch abwerfen." Welche Versuchung! Die griechischen Kleinfürsten aber brechen die Brücke nicht ab; sie wußten, daß ihre Tyrannenherrschaft in den Städten nur unter dem Schutze des Darius Bestand hatte. Hestiäus, der Tyrann von Milet, war der Hauptwortführer dieser persertreuen Sklavenpolitik. Miltiades stand dagegen; auch Miltiades, der Athener, war mit an der Donaubrücke; er allein stimmte für die Zerstörung[4]. Da taucht der Name des Miltiades, des Marathonsiegers, zuerst vor uns auf.

Die große Expedition war gescheitert, ein offenkundiger Mißerfolg des Allgewaltigen! Kein Wunder, daß der Ruf nach Freiheit alsbald durch alle jonischen Städte ging. Die Funken der Hoffnung schlugen in Flammen auf. „Fort mit den Satrapen! fort mit den Tyrannen!" Es ging Hals über Kopf. Die Tyrannen werden vertrieben. Milet begann damit. Ein Tyrannensohn, Aristagoras, der Milesier, wirft sich zum Führer der Bewegung auf. Die Bürgerschaften rüsten ihre Milizen, ihre Kampfschiffe. Man ruft Sparta und Athen zur Hilfe.

Sparta war indolent; es saß fernab in seiner Ecke und spann sein Spinnennetz nur über den engen Peloponnes. Anders Athen. Keck und ohne Zaudern griff es gleich ein. Die politische Leidenschaft packte alle Bürger. Athen war ja die Mutterstadt jener Ostgriechen. 20 Schiffe sandte es hinüber, Mannschaften dazu, nur etwa 1000 Köpfe, und die Aufständischen rücken wirklich auf Sardes; sie nehmen die Großstadt; ja, Sardes brennt. Die Athener waren dabei. Dann aber kommt der Rückzug, das Mißlingen; Zersplitterung. Die Städte hatten nicht gelernt zu kooperieren. Jede will sich sichern. Das mächtige Ephesus machte gar nicht mit. Das Verzagen beginnt. Auf ihren Kampfschiffen beruht immer noch die Hoffnung der Griechen; aber den Flottenkontingenten fehlt die einheitliche Führung. Da zieht Darius die Phönizierflotte heran (denn Persien selbst hatte keine Schiffe), und in der Nähe Milets geschieht die erste große Seeschlacht, von der die Geschichte weiß. Es ist die Schlacht bei Lade. Als sie verloren, fallen alle Städte unrettbar wieder in des Darius Hand, und er strafte sie fürchterlich; er züchtigte mit Skorpionen. Über die Blütenparadiese der Küste zog der Qualm und Brandgeruch der eingeäscherten Städte. Milet ging es am schlimmsten. Das war der jonische Aufstand des Jahres 500; im Jahre 494 war er erledigt.

Jene Niederlage aber ist denkwürdig; sie war eine furchtbare Mahnung für die Zukunft; denn der Verrat hatte sie verursacht. Vor der Schlacht galt es Manövrierübungen zu halten; solche Übungen waren dringend nötig; denn das Zusammenwirken von 500 Schiffen ist eine Kunst, und die Kontingente waren sich fremd. Es gab Tag- und Nachtdienst. Aber schon nach sieben Tagen versagten dabei die Mannschaften, Ruderer und Seesoldaten, kläglich. Die Marine streikte frech. Es war den Leuten zu langweilig. Sie gingen ans Ufer und legten sich unter ihre Zelte; denn es war heiß, und sie wollten Schatten. Was lag an Vaterland und Freiheit? Auch wir wissen heute von ähnlichem zu erzählen; auch wir haben es gehört: „Lieber englisch, lieber französisch werden, als noch länger hungern

und kämpfen", und auch bei uns folgte unrettbar die Versklavung.

Milet, die Stadt des Thales und Anaximander, herrlich lag sie über der Küste aufgebaut an der Mündung des Mäander, jenes Stromes, der durch sein wundervolles Tal mäandrisch zum Meere fließt. Was geschehen, war wie ein Hieb ins Genick für das ganze Ostgriechentum. Die Athener hörten es mit Kleinmut und mit Grauen. Aber sie wollten sich nicht in Trauer verlieren; denn das Trauern lähmt die Tatkraft. Ein tragischer Dichter [5] brachte den „Fall Milets" sogleich auf die Bühne Athens; man kann sich leicht vorstellen, was der Inhalt des Stückes war; der Chor der unglücklichen Matronen, der milesischen Mütter schritt durch das Theaterrund und ergoß sich in Wehklagen, die sich ins Ungeheure steigerten: der Feind rennt an; das Feuer fliegt in die Mauern; die Giebel stürzen ein; der Barbar greift nach den Jungfrauen, und sie werden zur Beute für den Harem der persischen Großen; sie greifen nach den schönsten Knaben und Jünglingen, um sie als Verschnittene zu verhandeln; die Öde bleibt zurück. Des Dichters Herz selbst war zerrissen von Leid, als er dies vorführte; aber es war kein bloß „tragisches Mitleid"; das Drama zeigte dem Athener sein eigenes Unglück, und er ertrug es nicht. Der Jammer scholl durchs Theater. 1000 Drachmen mußte der Dichter Strafe zahlen. Die Dichtung war zu aktuell und darum verfehlt, der Dichter also strafbar. Für die Auffassung vom Zweck der tragischen Bühne ist nichts lehrreicher als dies.

Darius aber richtete jetzt gegen Athen seinen Zorn, und Atossa hatte endlich ihren Willen. Die Athener hatten ihre 20 Schiffe zwar früh zurückgenommen, aber sie waren doch die dreisten Angreifer Persiens gewesen. Er schoß einen Pfeil steil gegen den Himmel und rief zum Himmelsgott: „Ich will Rache an diesen Athenern." Und also begann die Riesenkraftprobe der Perserkriege. Die Perserkönige führten sonst ihre Heere in eigener Person; aber Darius war zu alt, oder der Skythenfeldzug hatte ihn zu sehr mitgenommen, und er schickte nur seine Feldherren,

Der erste Hieb mißlingt. Im Jahre 492 rückt der junge Mardonius, der Feldherr, des Darius Schwiegersohn, in Thrazien ein; aber des Mardonius Transportflotte scheitert alsbald, vom Sturm überfallen, am Berg Athos; von den Mannschaften ertrinken Tausende oder werden von den Haifischen verschlungen. Eine Wetterwarte aus Marmor, nahezu 2000 Meter hoch, dräut der Athos in das Meer hinaus, und er kämpfte für Hellas. Gleichwohl zog Mardonius nicht erfolglos ab; das Land Thrazien behielt der Perser fest in Händen, vor allem das wichtige Byzanz, das die Dardanellendurchfahrt beherrscht, ist persisch geworden; aber auch der König von Mazedonien hat sich unterworfen, und Griechenland ist nun schon im Norden umfaßt.

Der König Mazedoniens, der damals sich als Vasall dem Darius unterwarf, hieß Alexander; ein anderer, größerer Alexander sollte einst nach 150 Jahren sein Rächer werden.

Eine Pause entstand. Eben jetzt war Miltiades, der Athener, aus Thrazien nach Athen gekommen (schon im Jahre 493), und der erste vergötterte Name aus dieser Kriegsgeschichte klingt uns ins Ohr. Ein guter Patriot, auch kein Leuteschinder, das war dieser fürstliche Feldherr, aber doch durchaus kein Mann nach dem Sinne des Volks: ein Patrizier von viel zu großmächtigen Manieren. An den Dardanellen hatte sein Großonkel vordem, zu des Pisistratus Zeit, den Chersonnês (die Halbinsel Gallipoli) für Athen mit Gewalt in Besitz genommen; nach dessen Tod hatte Miltiades, von dem wir reden, dies wichtige und schöne Stück Land als Herr übernommen und dort wie ein rechter Potentat regiert; ja, er heiratete eine Fürstin; er war Schwiegersohn des Thrakerkönigs, bis er vor Darius' Zorn fliehen mußte; denn er war es ja, der die Zerstörung der Donaubrücke, d. h. des Darius Vernichtung gewollt hatte. Kaum aber ist Miltiades nun in Athen [6], wird ihm der Prozeß gemacht; denn ein solcher Tyrann paßt nicht in die Demokratenstadt. Warum hatte er nicht, als Athen demokratisch wurde, sogleich auch auf dem Chersonnês

die Volksherrschaft hergestellt? Ein Politiker alten Stils muß kassiert werden, und wer mit einer Leibwache von 500 Soldknechten herumgeht, ist ein Verbrecher. Gleichwohl siegte doch die Vernunft, und man ließ den wohlbewährten Mann vorläufig ungeschoren. Denn er war der beste Kenner der persischen Kriegsführung und darum eben jetzt durchaus unentbehrlich. Ja, man wählte ihn eben jetzt, zur rechten Zeit, zum Soldatenführer; er war einer der zehn Strategen.

Das Jahr 490 kam. Darius sendet seine Herolde aus, die allgemeine Unterwerfung fordern, und alle griechischen Inseln bringen wirklich Wasser und Erde, das Symbol der Unterwerfung [7], dar, ja, auch fast alle Städte des Festlandes, wie Theben, Korinth, auch Ägina. So groß war die Angst vor dem Perserangriff. Nur in Sparta und in Athen wurden die Herolde vergewaltigt, ein Akt blindester Leidenschaft. Aber auch Euböa, die Insel, unterwarf sich dem Perser nicht.

So stößt der Feind denn gleich auf Euböa vor. Datis war jetzt der Feldherr. Es war eine Transportflotte; das Perserheer kam zu Schiff. Und Euböa wird rasch genommen, seine Einwohner als Sklaven weggeschleppt. Die Athener, die am Ufer standen, konnten diesen furchtbaren Hergang beobachten; denn nur ein schmaler Wasserarm trennt Euböa von Attika. Der Perser ist unwiderstehlich. Auf der Perserflotte aber befindet sich Hippias, der Tyrann; er will wieder in Athen als Herrscher einziehen, als Herrscher und als Vasall des Darius. Um Hilfe bettelnd hat er bisher bei den Satrapen und am Königshof in Susa sich aufgehalten. Er hat in Athen jetzt noch Freunde genug, Mitverschworene, die auf seine Heimkehr hoffen. Verrat droht also im Innern der Stadt. Derselbe Hippias führt die Persermacht jetzt nach Marathon.

In der Bucht von Marathon, an der offenen Ostküste Attikas, legt die Flotte an. Das Heer beginnt sich auszuschiffen; von der Landseite her soll Athen umfaßt werden. Aber das Ausschiffen dauert lange. Auf 100 000 Mann wird das Perserheer taxiert; 600 Frachtschiffe gehörten dazu, es heranzuführen.

Athen hatte in seiner Not nach Sparta dringend um Hilfe geschickt; der Schnelläufer lief die 30 Meilen nach Sparta in zwei Tagen; sein Name wird uns rühmend genannt [8]. Denn auf jeden Tag kam es an. Aber die Spartaner verschoben die Hilfe; der Tag im Kalender, sagten sie, sei zum Auszug ungünstig, und der Aberglaube war allmächtig. Athen war auf sich selbst gestellt.

Bei Marathon ist flaches Feld, von Hügeln amphitheatralisch eingefaßt; der Koloß des Pentelikon ragt mächtig darüber. Das Feld war für die persische Kavallerie wie ausgesucht. Eile tat not; ihre Ausschiffung mußte verhindert werden. So eilt die athenische Bürgerwehr sofort zur Stelle [9], nur 3000 schwerbewaffnete Männer; hernach stießen noch 1000 Hopliten aus Platää hinzu; auf den Hügeln nahmen sie Aufstellung.

Zum Glück war es dem Miltiades gelungen, dies durchzusetzen; unter den zehn Strategen stimmten fünf für Aufschub, bis Spartas Hilfe kam. Aber nur die sofortige kühne Offensive versprach Erfolg. Echt demokratisch, wechselte ferner der Oberbefehl von Tag zu Tag unter den Zehn. Zum Glück wurde dem Miltiades der Oberbefehl zugesprochen.

Und das berühmte Ereignis fand nun statt. Der Perser kämpfte vornehmlich im Fernkampf mit Pfeil und Bogen; seine Kavallerie war noch auf den Schiffen. So macht Miltiades in ausgedehnter Front den überraschenden Angriff im Laufschritt; die Pfeile wirken aus der Nähe nicht mehr. Sein Zentrum wird zwar durchbrochen; aber die Flügel bringen den Erfolg. Die griechischen Waffen sind für den Nahkampf weit besser als die persischen. Der Hergang war verblüffend. Der Perser rettet sich auf die Schiffe; Miltiades beherrscht das Feld; er zählt nur 192 Tote. Themistokles und Aristides waren mit im Kampfe, auch der junge Dichter Äschylus; des Äschylus Bruder erfaßt den Flaggenstock eines Schiffes, um es in Brand zu stecken; aber ihm werden die Hände abgehauen.

Nun will der Perser unmittelbar an der Reede Athens selbst,

bei Phaleron, landen, und seine Flotte setzt sich um Kap Sunium herum in Fahrt. Verrat kam ihm dabei zu Hilfe; denn auf der Höhe eines der Berge war ein Schild erschienen, der wie ein Scheinwerfer im Sonnenlicht blitzte: ein Signal, das die Hippiasfreunde in Athen dem Perser gaben; es bedeutete: Kommt! Athen ist im Augenblick wehrlos. Aber auch Miltiades sah das Zeichen. Im Sturmmarsch wenden sich seine Zehntausend nach Athen zurück, und als der Perser dort anlaufen will, sieht er die wackere Bürgerwehr schon wieder drohend am Strande. Ein Ausschiffen in ihrer Gegenwart war unmöglich. Er hatte an einem solchen Versuche genug. Der Perser dreht bei, kommt außer Sicht. Jubelnd sieht das Volk Athens: der Feind ist verschwunden, die Heimat gerettet, die Verknechtung abgewehrt; die Küsten liegen wie im Frieden.

Der arge Hippias war schon ziemlich alt und abständig; auf den Feldern von Marathon verlor er einen losen Zahn; er bückte sich, konnte ihn aber im Sande nicht wiederfinden. Da sagte er tiefsinnig und melancholisch: „Nur mein Zahn hat seine Heimat wiedergefunden.“ Er hatte recht. Er selbst war und blieb der Verbannte.

Erst fünf Tage später rückten die Spartaner zur Hilfe an; ärgerlich ließen sie sich auf das Schlachtfeld führen; sie wollten zum wenigsten einmal einen erschlagenen Perser gesehen haben; denn schon der Name, schon die fremdartige Tracht der Perser war für den Griechen ein Schrecken[10]. Dann zogen sie ohne Dank wieder ab. Das Volk Athens aber schlachtete 500 Ziegen, die es dem Sieg zu Ehren festlich verspeiste. Es stand im Morgenglanz seiner Zukunft. Die Härte des Lebens hatte es geschult. Nicht die Freiheit, der Zwang der Lage erzieht zur Größe. Diese Größe sollte sich jetzt entfalten.

Darius war alt und offenbar auch entmutigt. Zehn Jahre Waffenruhe folgten. Es ist die Zeit des Hochkommens des Themistokles.

Zunächst freilich blieb in Athen Miltiades der große Mann. Der Grund dafür, daß er so tatkräftig eingegriffen, war nicht

etwa Liebe zum demokratischen Staat gewesen, sondern nur persönlicher bitterer Groll gegen das Pisistratidenhaus. Denn Hippias hatte einst des Miltiades Vater ermorden lassen[11]. Jetzt aber erwachte in ihm wieder die alte Herrennatur; er forderte Schiffe und Mannschaft für einen Kriegszug, dessen Ziel er nicht angab. Das begeisterte Volk gewährte ihm alles. Er allein war Führer dieser Expedition, als ob es nicht zehn Strategen gäbe. Das Ziel war Paros, die Marmorinsel; denn Paros war persisch gesinnt; vor allem lebte da ein persönlicher Feind des Miltiades. Aber die Expedition mißlang; Miltiades selbst tat nachts einen Fehlsprung über eine Mauer und erlitt schweren Schenkelbruch. So kam er kläglich heim, ein gebrochener Mann, und sofort galt er als Staatsverbrecher, als Täuscher der Majestät des Volks. Ihm wurde der Prozeß gemacht; während des Prozesses starb er an seiner Verletzung. Aber das Volk hatte Grund, ihm dankbar zu sein; denn dieser Marathonsieger hinterließ der Stadt überdies seinen Sohn, den Kämpfer, der hernach Athen zur Großmacht erhob; dieser Sohn war Kimon.

Unterdessen war zwischen Athen und Ägina wieder die leidige Fehde entbrannt, die nicht enden wollte[12]. Athen war es, das damals zuerst den Begriff „Hellas“ aufbrachte; die Forderung ist: alle Griechenstaaten sollen zusammen e i n Hellas bilden; ein Gesamtvaterland soll es geben, und kein echter Hellene darf darum je zum Perser halten; Ägina beging also Verrat an Hellas, als es den Herolden des Darius Wasser und Erde reichte[13]. Die zähen Ägineten aber haßten Athen jetzt nur noch um so mehr; Athen versuchte umsonst sie niederzuringen. Das aber hatte die größten Folgen. Denn Themistokles trat vor das Volk Athens und forderte einen Flottenbau großen Stils. „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“ Nur durch die Kriegsmarine können wir siegen; denn Persien wird uns noch einmal bedrohen[14]. Die Staatsfinanzen waren ausgezeichnet; denn die Silberbergwerke von Laurion in Attika hatten große Überschüsse ergeben. Das Bauprogramm ging auf

200 Galeeren, und solch Schiffsbau ging rasch; die Bürger der untersten Steuerklasse wurden zum Seedienst kommandiert; das trug bei zu ihrer wirtschaftlichen Hebung. Athen, die unbedeutende Landmacht, wuchs damit erstaunlich rasch zu der bedeutendsten Seemacht heran. Und das war die Rettung Griechenlands [15].

Themistokles ist der erste große Demagoge, das erste große Produkt der athenischen Demokratie, das wir kennen lernen; mutmaßlich nicht aus den vornehmsten Kreisen stammend. Er galt und gilt als der Typus des genialen Griechen; ein Diplomat von Beruf; d. h. ein wundervoller Hallunke. Für seine Griechen wirkt er; aber die bloße Vaterlandsliebe füllt das Herz eines solchen Menschen nicht aus. Themistokles ist Weltmann und keine Lokalgröße; seine Mutter war Ausländerin; seine Blicke überschauten auch das Ausland; er könnte im Notfall auch ein Riesenreich wie Persien als Staatsmann lenken. Zufällig ist er nur Athener, und der Stadt Athen kam dieser ihr großer Sohn vorläufig zugute.

Neben ihm war auch Aristides hochgekommen; er galt als bewährter Vertreter der städtischen Interessen, insbesondere im Justizwesen, und sein Ehrentitel war geradezu „der Rechtschaffene", „der Gerechte". Denn er war auffallenderweise unbestechlich. Aber der Marinepolitik des Themistokles scheint Aristides widerstrebt zu haben, und Themistokles bewirkte seinen Sturz. Es geschah durch das sog. Scherbengericht. Es war dies keine eigentliche Verbannung, sondern nur eine zeitweilige Entfernung aus der Stadt; des Betroffenen Ehre, sein Vermögen blieb unangetastet. Und das Verfahren war wohlbegründet; denn in solchem Kleinstaat waren zwei ebenbürtige Volksführer unerträglich; durch ihren Gegensatz wurde das Bürgertum selbst dauernd auseinandergerissen, und ein zerspaltener Wille lähmt das Handeln. Es war besser, durch Volksabstimmung zu entscheiden, wer von ihnen weichen sollte. Auf alle Fälle ein Mißtrauensvotum; dem Aristides schadete sein Ehrentitel „der Rechtschaffene". „Der Mann wandelt als

leibhaftige Anklage unter uns, als wären wir anderen alle Gauner", so mochte Themistokles reden, und alle Gauner stimmten ihm zu.

Inzwischen war Darius gestorben (im Jahre 485), und der junge Xerxes erbte das Reich, als Herr über 47 Nationen, die von 20 Satrapen gebändigt wurden. Was hatte dieser Thronwechsel zu bedeuten? Xerxes war groß und schön wie wenige seines Volkes, aber er war kein Heros; ein echter Sultan, weichlich und hochmütig, feig und fanatisch, sentimental und blutgierig; so spiegelt sich sein Charakterbild im Geist der Griechen, deren viele ihn persönlich kannten.

Kaum war er König, gab es Aufstand in Ägypten. Den schlug er leicht nieder. Würde er aber auch den Angriff gegen Athen wieder aufnehmen? Warum blieb der Genußsüchtige nicht zu Hause in seinen Palästen und Kiosken, thronend zwischen beschwingten Stieren und Flügeldrachen, oder auf silbernen Sandalen unter Rosen und Ambrablüten lustwandelnd in den königlichen Paradiesen, wo man die Pfade mit goldenem Kies bestreute? Die Mutter Atossa stand dahinter; sie hatte ihn zum König gemacht unter Zurücksetzung seines älteren Stiefbruders. Sie war es ohne Zweifel auch, die ihn zwang, des Vaters kriegerisches Erbe anzutreten [16]. Auch Atossas Schwiegersohn Mardonius trieb und hetzte. An warnenden Stimmen im königlichen Diwan fehlte es nicht. Aber die Wollust, das Unerreichbare zu erreichen, eignet dem Sultan. Alles, was folgt, nimmt sich aus wie ein großgezerrtes indisches Märchen. Es galt nicht nur Athen zu strafen, sondern vielmehr ganz Europa zu erobern; denn unter Europa verstand der Perser nicht viel mehr als eben die Balkanhalbinsel [17].

Und es galt, den Vater zu überbieten; das Nonplusultra sollte geschehen, ein Prahlen der Allmacht, grandios und doch knabenhaft. Ganz Asien in einer Hand: ganz Asien sollte sich jetzt über Hellas ergießen, kein Heereszug, eine Völkerwanderung; aus allen Nationen von Indien bis Jonien mußten die Heerhaufen sich in Marsch setzen, um zunächst in Kappadozien, dann

in Sardes zusammenzuströmen. Eine Riesenparade nahm der Herrscher ab; er lernte auf diese Weise auf das bequemste seine Völker kennen, und alles kam in Nationaltracht, stolz und schmuck, wie in erster Garnitur, bunt wie ein Regenbogen und wie in Opernkostüme gekleidet[18].

Vier Jahre der Vorbereitung waren nötig. Man brauchte wieder eine Schiffbrücke über die Dardanellen, den Hellespont. Als die starke Strömung den ersten Bau wegfegte, ließ der Theaterkönig die Bauunternehmer köpfen, das Meer mit Ruten peitschen. Es klingt für uns unendlich albern, ist dem Xerxes aber gewiß zuzutrauen. Eine großartige Leistung war sodann der Kanaldurchstich, der damals am Fuße des Berges Athos ausgeführt wurde. Ohne Frage hat Mardonius diesen Durchstich veranlaßt; die Perserflotte von 1000 Schiffen sollte bei ihrer Küstenfahrt durch diesen Kanal durchgeführt werden, um nicht abermals bei Sturmwetter am Athos zu scheitern. Kopfschüttelnd sagt Herodot hierzu: das Werk war unnötig; man hätte die Schiffe an derselben Stelle auch über Land ziehen können. Aber der Kanal sollte selbstverständlicherweise nicht nur für diesen Kriegszug, er sollte in alle Zukunft dienen, so wie der neue Kanal, der den Nil mit dem Roten Meere verband; denn Xerxes war gewiß, daß er hier dauernd herrschen werde. Als hernach das Land wieder griechisch wurde, versandete der Athosdurchstich gewiß sehr bald[19]; denn die anliegenden Griechenstädte taten sich zu der gemeinsamen Leistung, ihn in Stand zu halten, nicht zusammen. Derartige Kulturwerke sind Sache der großen Monarchien.

Eines reichen Mannes Sohn hatte sich dem Heeresdienst entziehen wollen; Xerxes ließ ihn töten, mittendurch schneiden, und zwischen den Teilen der Leiche, die man hoch hing, mußte das Heer durchdefilieren, das gegen die Griechen zog. Auf zwei Millionen schätzte man das Heer, darunter 80 000 Reiter, ohne Frage eine starke Überschätzung; jedenfalls brauchte es sieben Tage und Nächte, um über die Doppelbrücke zu gehen, die die Dardanellen überbrückte. Mit der Peitsche wurden die

Leute vorangetrieben. Xerxes saß auf dem Thron und weidete sich an der Heerschau, dann aber hatte er eine elegische Anwandlung, und er mußte weinen: „Millionen junger Männer, und alle sterblich! Sie alle wird dermaleinst der Tod verschlingen!“ In der Oper ließe sich eine Arie con sentimento daraus machen: der Tyrann in Tränen. Mit sechs Rassepferden aus dem königlichen Gestüt fuhr er selbst im Schlachtwagen einher, benutzte aber doch meistens lieber eine bequeme Kalesche[20], weil der Schlachtwagen stieß. 1000 berittene Leibwächter deckten seine heilige Person. Vor ihm her fuhr ein leerer Wagen mit drei Schimmeln; es war der heilige Sitz des unsichtbaren Himmelsgottes, der dem Xerxes gleichsam den Weg wies. Solch Gotteswagen verbürgte den Sieg, wie die Bundeslade bei den Juden[21]. So wälzte sich die Heereswolke durch die Lande; ganz Thrazien bildete Spalier, und mit Neugier und Schrecken sah man all die fremden Trachten und Menschentypen: die riesigen Indier, in Baumwolle gekleidet, mit Pfeil und Bogen; die Assyrer in leinenen Panzern; sie trugen Holzkeulen mit Eisenbeschlag; die Saker mit spitzen Hüten, die Kissier im Turban; ein Gebirgsvolk aus dem Kaukasus in hohen Schaftstiefeln; Armenier mit hölzernen Pickelhauben[22]; die dunklen Äthiopen aus Oberägypten hatten die Haut mit Gips bestrichen und gingen in Pardel- und Löwenfellen; ein Reitertrupp schwang den Lasso als Waffe[23]. Die Araber ritten gar auf Kamelen, und Kamele beförderten den ganzen Troß, der voranzog; in langen Ketten gingen und schwankten sie einher, eine Riesenkarawane. Im Balkangebirge aber gab es noch Löwen; die fielen nachts über die Kamele her; sie schmeckten gleichsam nach Afrika, und es war ihnen ein vertrauter Bissen. Die Perser selbst, besonders die vornehmen, hatten ihre Kebsweiber und Eunuchen im Zuge, goldene Betten und Trinkgefäße und eine endlose Dienerschaft. Das wichtigste waren die persischen Krieger; sie trugen schlappe Filzhüte[24], die man Tiaren nannte, Hosen und bunte Ärmelröcke, die wie Fischhaut aussahen und einen stählernen Schuppenpanzer

nachahmten; dazu Pfeil und Bogen. Unter ihnen bildeten die sog. Unsterblichen die Kerntruppe, 10 000 Perser, die bei Verlusten immer wieder ergänzt wurden. Für Auffüllung war gesorgt.

Ein Jahr vorher hatte sich Xerxes großartig in allen Städten, die er auf seiner Reise berühren würde, als Gast angesagt, für das Heer Proviantmagazine anlegen lassen. Aber die Städte verarmten dabei. Alle Naturalien wurden bis aufs letzte aufgezehrt. Wie die Wolke der Heuschrecken den Acker kahlfrißt, so erging es jenen sonst so üppig fruchtbaren Gebieten. Auch die Flüsse, im Sommer stets wasserarm, wurden geradezu leergetrunken von Mensch und Vieh. Die kahle Öde blieb zurück, als Xerxes aus Thrazien nach Mazedonien, dann südwärts nach Thessalien weiterzog. Indes lief seine Flotte auf 1000 Kielen alle Inseln an. Alle Inseln des Archipelagos, Naxos, Paros, Sporaden und Cykladen unterwarfen sich sofort. Ebenso auch das Land Thessalien. Damit stand Xerxes unmittelbar an der Grenze des eigentlichen Hellas. Die Handlung konnte beginnen.

Ein Zittern und Verzagen ging durch das ganze kleine Griechenland. Der Elefant wollte den Ameisenhaufen zertreten; die Riesenschlange aus Osten war herangekrochen[25], die nicht durch Biß, die allein schon durch Umschlingung tötet. Das Orakel von Delphi war bisher die untrügliche politische Stimme Griechenlands; sie versagte jetzt, als hätte den Orakelgott selbst die bebende Angst befallen. Die Athener fragten an, und die delphischen Orakelpriester weissagten ihnen jetzt unzweideutig rettungslosen Untergang[26]. Mochten aber die Priester unken und der Gott selbst verzagen: die Athener verloren den Mut nicht; ja, der allgriechische Gedanke drang jetzt endlich und zum ersten Male durch, unter dem Zwang der Lage. Ein allgemeiner Kongreß trat auf dem Isthmus von Korinth zusammen. Selbst die Ägineten taten jetzt mit. Viel war damit freilich nicht gewonnen, und auf Sparta und Athen kam doch schließlich alles an. Eine Bundesflotte sammelte sich, zu der die Athener

die Hauptmasse stellten; um aber jedem Rangstreit vorzubeugen, überließ der kluge Themistokles den herrschsüchtigen Spartanern gutwillig die Führung auf See. Um den Peloponnes zu sichern, wurde der Isthmus von Korinth befestigt. Ungedeckt aber lag das attische Land; darum forderte Athen: der Heerbann der Spartaner soll sogleich zur Hilfe heran. Die Spartaner aber sind auch jetzt säumig. Es gab da noch Götterfeste zu feiern, und es hieß: unsere Männerjugend ist zu den Festspielen nötig. Erst danach werden wir ausrücken. Es war Hochsommer, Juli, August.

Um doch etwas zu tun, schickte Sparta zur vorläufigen Aushilfe seinen König Leonidas in die Thermopylen, mit ihm eine spärliche Truppe von 300 Spartiaten[27], lauter Männer, die schon Söhne hatten und deren Familien also mit ihrem Tode nicht ausstarben. Wollte der Feind von Thessalien auf Athen marschieren, so mußte er durch den Engpaß der Thermopylen hindurch. Und dort also begann das erstaunliche Völkerdrama, das jetzt folgt. In 14 Tagen spielte es sich ab. Es war jetzt Ende August oder auch schon September geworden.

Eine abenteuerlich schöne Gegend. Die Thermopylen sind oder waren[28] keine hohle Gasse zwischen Felsenwänden, sondern eine offene Küstenstraße, links steile Felswand (der Abfall des Öta), rechts der rauschende Meeresstrand mit vorgelagertem unzugänglichem Morast; der Durchgang nur 50 Meter breit. Aus dem Meer in der Nähe aber ragt die Nordspitze Euböas mit dem Artemision, dem Heiligtum der Artemis auf dem Felsen[29].

Vier Tage wartete Xerxes, ehe er den Angriff befahl. Denn auch die persische Flotte, die an den Küsten entlang fuhr, sollte eben hier landen, Truppen aussetzen und damit den Leonidas im Rücken fassen. Dann wäre der Durchgang durch den Paß rasch forciert. Aber die Flotte kam nicht; im Gegenteil, die Athenerflotte hielt sich in der Nähe, beim Artemision, auf und sicherte die Küste. Xerxes, der in der Nähe als Zuschauer auf dem gewohnten Thron saß, machte große Augen, als er die

Spartaner dreist aus dem Paß treten sah; sie kämmten und strählten sich ihre langen Haarmähnen voll Gelassenheit vor ihm und schmückten sich wie zum Feste. Schließlich begann der Frontangriff; er währte zwei Tage. Die Spartaner hatten Verstärkung durch einige Griechenkontingente aus der Nachbarschaft. Auch blieb der Pfeilregen der Perser ohne Wirkung, und Leonidas war guter Dinge, bis wieder die griechische Treulosigkeit einsetzt, der Verrat des Griechen Ephialtes, der gegen guten Lohn die Feinde nachts über den Höhenrücken des Öta führte. Leonidas sah sich umfaßt. Er wagte noch erst einen Ausfall, und es gab ein Blutbad unter den Persern; dann focht er mit seinen Dreihundert in der Paßenge selbst, den Rücken an die Felswand gelehnt. Alle fielen bis auf einen.

Den Frühtrunk schlürft zum letzten Mal,
Dann in den Tod, ihr Brüder.
Der Totengott im Schattensaal
Kredenzt uns heut das Abendmahl.
Da finden wir uns wieder.

Der eine, der sich rettete, trug seine Rettung zeitlebens als Schande mit sich herum.

Xerxes besah sich persönlich neugierig die hingestreckten Leichen, als wären es zur Strecke gebrachte Raubtiere. Den Leichnam des Leonidas ließ er köpfen [30], und den Kopf am Galgen erhöhen. Warum aber dieser Ausgang? Leonidas hätte durch Rückzug sich unbedingt retten können; denn er erfuhr rechtzeitig, daß die Umgehung drohte. Sein Opfertod war Kraftverschwendung. Es geschah aus eingefleischtem Trotz, aus spartanischem Ehrgefühl. Der Auftrag war, nicht zu weichen, und er wurde buchstäblich befolgt [31]. In diesem Sinne haben alle Griechen sein Verhalten verherrlicht, und des Heldenkönigs Name klingt durch alle Zeiten. Er ist der Winkelried der Antike.

Indes waren die feindlichen Flotten schon in Fühlung. Themistokles war zugegen. Drei griechische Triëren werden

als Fühler vorgeschickt und von der Übermacht der Phönizier ereilt, der schönste Grieche gegriffen (auf Männerschönheit wird immer Wert gelegt) und auf dem Vorschiff feierlich abgeschlachtet, so daß sein Blut herab ins Meer rann, ein den Geistern der See dargebrachtes Opfer. Aber die Geister zürnten, und die Vergeltung folgte. Ein Orkan erhebt sich und kämpft für die Griechen; er fällt über die tausend persischen Segel, die an der völlig unwirtlichen Küste, wo Pelion und Ossa schroff ins Meer fallen, vergebens Schutz suchen. Drei Tage währt der Sturm und bringt fast die Hälfte der Schiffe zum Scheitern. Welch ein Zufall! Jetzt ist das Kräfteverhältnis der kämpfenden Mächte auf See annähernd gleich. Die Flotten werden handgemein; die Griechenschiffe leisten wackeren Widerstand. Als aber Xerxes die Thermopylen durchbrochen hat, gehen sie, rasch und schlank wie die Seeschwalben, zurück und laufen nach Salamis, um Athen zu schützen.

In der Perserflotte, die nachsetzt, sind viele jonische Schiffe. „Geht zu uns über, ihr Jonier, wenn es wieder zur Schlacht kommt, oder seid doch lässig im Kampfe": solche Worte ließ Themistokles damals mit großen Lettern an die Flächen der Uferfelsen, die man passierte, schreiben. Es war just so, wie man im modernen Krieg, um Überläufer zu werben, vom Luftschiff aus aufreizende Zettel in die Reihen der Gegner wirft. Auch die persischen Flottenführer lasen die Anschriften und begannen nun in ihre jonischen Schiffe Mißtrauen zu setzen. Schwächung des Vertrauens: des Themistokles Zweck war auf alle Fälle erreicht.

Man bemerkt schon hier und alles Weitere bestätigt es, daß des Themistokles Größe nicht so sehr in der Strategie, wie in der überlegenen Diplomatie bestand. Er war der Staatsmann im Hauptquartier, der auf das umsichtigste, wo es Not tat, auch mit dem Feind in Fühlung blieb.

Übrigens hatte er sich von den Gemeinden der exponierten Insel Euböa große Gelder geben lassen, gegen das Versprechen, nicht von dort abzuziehen. Das Geld behielt er,

das Versprechen aber konnte er nicht halten. Denn es galt nun eben, in Athen zu retten, was zu retten war. Der Makel aber blieb für immer an ihm haften.

Aus der engen Schleuse der Thermopylen ergoß sich indessen die unabsehbare Flut der Persermacht zunächst über Böotien, und Theben huldigte sogleich dem Xerxes; dann rückte der Feind in Attika ein. Schon ist ganz Attika besetzt. Die Schlacht bei Marathon wiederholt sich nicht, Xerxes ließ vielmehr umgehend die Siegesdepesche an seine Mutter Atossa abgehen: Triumph! Athen ist genommen. Die Athener, die sich nach Salamis gerettet, sehen voll Trauer jenseits des Wassers die Flammen aufschlagen: die Stadt in Asche, die Akropolis brennt. In der Tat hatte ein Haufe frommer Athener die Stadtburg noch zu verteidigen versucht, um das Heiligtum der Göttin zu schützen. Die Brandpfeile aber flogen, und der Athenetempel, den unlängst Pisistratus gebaut, fiel in Zerstörung und sank in Schutt. Erst 2000 Jahre später ist dieser Schutt, der sog. Perserschutt, wieder hinweggeschaufelt, und die Reste des Tempels mit seinen altmodisch lebensvollen Skulpturen sind wieder aufgedeckt worden. Auch den heiligen Ölbaum, der dort stand, ergriff die Flamme. Ob Xerxes damals einmal seinen Thron verlassen und die Akropolis selbst zu ersteigen geruht hat? Dann hätte er gesehen, wie der Ölbaum alsbald einen frischjungen Schößling aus seiner alten Wurzel trieb. Der Grieche glaubte gern an ein gutes Omen.

Sechs Tage vorher schon hatten die Athener in ihrer Not den Beschluß gefaßt: Landschlacht unmöglich; also Räumung des Landes, Massenauswanderung. Alle Mann auf die Schiffe, Weiber, Greise, Kinder und Knechte hinüber auf die Insel Salamis oder auch weiter nach Ägina, nach Trözen. Themistokles war es, der das durchsetzte. Man denke, was das bedeutet, oder stelle sich auch nur dies eine vor, daß das Altertum kein Feuerzeug hatte wie wir heute, daß daher in allen Hausständen die Flamme auf dem Herd sonst sorglich erhalten wurde; jetzt wurden alle Herde kalt; es war wie ein Verlöschen

des Lebens. Alle Werte an Tempelgut, Staats- und Privatvermögen wurden nach Möglichkeit geborgen; die Pflanzungen aber mußte man preisgeben, großenteils gewiß auch den Viehbestand. Wer heute auf Salamis steht, sieht mit Erstaunen um sich und will nicht glauben, daß alles das möglich war [32]. Vom athenischen Strand ist man mit der Fähre schon in 15 Minuten auf Salamis; das Inselchen selbst so steinern dürr und noch nicht 100 Quadratkilometer groß. Auf ihm all das Volk zusammengepfercht. In Baracken, in Erdhöhlen kroch man unter. Ein Chaos von Not und Elend. Und jenseits des Wassers sah man die Flammen aufschlagen, die Heimstätten, die Werkstätten verfallen, hörte, nur allzu nahe, das Schreien und Jubilieren des Feindes. Die Vernichtung vor Augen! Denn schon legte sich auch die Perserflotte, die sich neu verstärkt hatte, vor Salamis an den Strand von Phaleron. Was nun? Der hochkritische Moment war da. Die Verzweiflung aber macht das Unmögliche möglich. Xerxes droht, durch das Wasser nach Salamis einen Damm zu bauen, um die Insel zu nehmen. Jetzt galt es, den rettenden Hieb zu tun, die Perserflotte zu vernichten, eine Aufgabe, würdig des Themistokles.

Es stand schlimm. Die Griechen waren wieder einmal in heilloser Uneinigkeit. Die meisten wollten nach Süden weg, um ihre eigenen heimischen Plätze zu decken, und nur Themistokles forderte bei Salamis die Entscheidung. Natürlich; denn was sollte sonst aus den Athenern werden? Themistokles drohte mit Auswanderung der Gesamtbevölkerung nach Süditalien [33], und der spartanische Admiral Eurybiades, dem der Oberbefehl zustand, nickte schließlich Zustimmung. Das konnte er; denn für den Spartaner stand dabei am wenigsten auf dem Spiel; die anderen aber rüsteten trotzdem eigenmächtig die Abfahrt von Salamis, und zwar schon für den Folgetag. Da tat Themistokles den Meisterstreich: er schickt seinen geheimen Boten an Xerxes selbst: er, Themistokles, sei Perserfreund; auch von den Griechen seien viele geneigt, sich zu ergeben.

„Greif' uns an, und der Erfolg ist dein." So zwang der kluge Mensch seine Griechen zur Schlacht; denn Xerxes gehorchte. Themistokles lenkte durch einen Schachzug beides, die Aktion des Feindes und die der Seinen. In der Morgenfrühe glitten die Feindesschiffe wirklich heran, und Salamis war in weitem Bogen eingekreist, das Außenmeer nicht mehr offen. Nun galt es für alle, sich durchzuschlagen. Die Phönizierschiffe drangen sogar in den engen Sund ein, der im Norden und Westen die Insel auf zwei Seiten vom Festland trennt, und sie begannen den Angriff. Die Griechen aber? Äschylus, der junge Dichter, war dabei. Er schildert uns, wie da gleich das Kriegslied der Griechen über das Meer erscholl; die Berge hallten es wieder; ihre Trompetensignale schmettern darein, und die 200 athenischen Schiffe stürzen sich auf die Phönizier in der Enge des Sundes.

Die heutige Seeschlacht ist ein Fernkampf schwimmender Zitadellen, und die Gegner sehen sich kaum; die antike war Nahkampf; die Kampfschiffe, Triëren genannt, große Kähne aus Fichtenholz, lang und schmal gebaut wie die Schoten, ohne Tiefgang, ja, ohne Deck, von 100 Ruderern im Takt vorwärts geschnellt und blitzschnell in jeder Wendung: am Vorderschiff der eisenbeschlagene Keil, der dem Gegner in die Flanke fährt. Das getroffene Schiff sinkt. Sinkt es nicht, so springen die Mannschaften hinüber, und es kommt zum Handgemenge auf den schwanken Planken. Mit Fackel und Feuerbrand wird nicht gekämpft.

Schon beim Artemision hatten die Athener ihre Manövrier- und Fechtkunst bewährt; jetzt zeigten sie sich den Phöniziern völlig überlegen. Eine junge Waffe sucht immer sich hervorzutun; so jetzt die junge attische Marine. Die Phönizier hatten im Sund nicht Raum, und die Enge war ihr Verderben; auch schlossen sie sich nicht zu einer einheitlichen Front aneinander, und es gab eine Anhäufung von isolierten Zweikämpfen, Bord gegen Bord. Ebenso glänzend wie die Athener kämpften aber auch die Ägineten auf der Außenseite, wo das Meer sich öffnete.

Xerxes saß wie immer auf seinem Thron, der hoffentlich gut gepolstert war; am hohen Festlandsufer saß er, umgeben vom königlichen Schreiberpersonal, das alles, was da Großes geschah, aufzuschreiben hatte; es sollte das Material für die Ruhmesinschrift werden, mit der er als Sieger zu Hause in Susa die hohen Tempelwände bedecken wollte. Für ihn war die Naumachie nichts als ein großes Spektakel, bei gutem Wetter herrlich anzuschauen. Aber es kam anders, als er dachte, und ihm wurde höchst ungemütlich auf seinem Thron. Höllenlärm, wohin er sah: Zertrümmerung, Untergang; zersplitterte Segelstangen, Maste und Ruder; der Gischt spritzt auf; die Mannschaften in die Tiefe gestoßen. Die Griechen konnten schwimmen, die Asiaten nicht. Noch jahrelang haben später die attischen Strandweiber ihre Suppen auf den Planken der zerstörten Flotte des Xerxes gekocht, mit denen die Küste bedeckt war.

Der Allmächtige sprang wütend vom Stuhl. Es war alles verloren. Etliche seiner Galeerenführer ließ er gleich köpfen. Dann aber kam die Angst. Rettet die Hellespontbrücken! hieß es gleich. Der Rest seiner Flotte setzte Segel auf, ging fluchtartig nach den Dardanellen ab und verschwand hinter Kap Sunium.

Auch die Königin Artemisia floh; denn auf der Perserflotte befand sich auch eine Frau, eine kämpfende Heldin, ein Unikum der Weltgeschichte: die Griechin Artemisia aus Kleinasien, die junge Witwe und Königin von Halikarnaß. Ich kenne in der Tat kein Weib, auch keine emanzipierte Engländerin der Neuzeit, die es ihr gleichgetan: ein Weib, das auf See ihr Kriegsschiff selbst in das Getümmel führt und fechtend mit Geschrei aus einer Galeere in die andere springt, wild, kühn, rasch und zielbewußt. Man begreift, wenn man an sie denkt, daß das Altertum an ein Volk von Amazonen glaubte. Soll ich Zenobia nennen? oder gar die Jungfrau von Orleans? Aber diese kämpften doch nur auf dem festen Land, und sie taten es, um ihr Vaterland zu erretten. Artemisia kämpfte als Vasallin des Perserschahs aus bloßer Freude am Kriegshandwerk; denn es

zwang sie niemand, persönlich zu führen. Den lang wallenden Frauenchiton muß sie abgeworfen haben; in Männertracht kurzgeschürzt, die Beine frei zum Sprung, so stand sie an Bord ihrer Triëre. Die Griechen setzten einen Preis von 100 000 Drachmen aus für den, der sie griff, und ein Athener verfolgt sie wirklich, wo schon alles flieht. Um sich zu retten, rammt sie flott ein befreundetes Perserschiff, das vor ihr auffährt, und bringt es zum Sinken. Der Athener schließt daraus, daß sie für Hellas, nicht für Xerxes ficht, und gibt die Verfolgung auf. Sie ist gerettet. Dann verschwindet sie aus unserem Gesichtskreis, ein blinkendes Meteor, nur einen kurzen Augenblick sichtbar. Herodot war ihr Landsmann und darum ihr Verehrer und legt ihr in seinem Geschichtsbuch allerlei kluge Worte in den Mund, die sie zum Xerxes spricht. Die sind wohl alle erdichtet, und es wäre besser, er hätte uns von dieser seltenen Frauengestalt die volle Biographie gegeben, ihr Leben und Erleben. Wir hätten gern etliche Anekdoten gläubig mit in den Kauf genommen.

Xerxes sah um sich: sein Landheer stand noch unbesiegt; wer sollte den Hunderttausenden etwas anhaben? Und doch: seine Sorge war voll begründet. Die athenischen Schiffe brauchten der Perserflotte nur nachzusetzen und die Brücken über den Hellespont zu zerstören, und Xerxes war mitsamt seinem Heer von Asien abgeschlossen; er saß in der Balkanhalbinsel gefangen. Es hieß wirklich schon, daß die Griechen gegen die Dardanellen segelten. Da brachte wieder Themistokles die Entscheidung; auch jetzt wieder nimmt er die Miene an, als sorge er sich um das Wohl des Xerxes: „Ich halte unsere Schiffe zurück," teilt er ihm mit, „und die Brücken werden nicht zerstört, wenn du sofort abziehst."

Und Xerxes zog ab. Nur der tapfere Mardonius sträubte sich; er blieb. Er war in Wirklichkeit die Seele des ganzen Unternehmens und seine Ehre, ja, sein Leben mit dem Erfolg verknüpft. Es war schon Herbst. Mit dem besten Teil des Heeres geht Mardonius nach Thessalien zum Überwintern

zurück, und Attika ist einstweilen vom Feind gesäubert; die Athener können in ihre verödete Stadt wieder den Fuß setzen, ja, sie haben für den Winter auch wieder ein Dach über ihrem Kopfe; denn Häuser aus ungebrannten Ziegeln sind in drei Tagen wieder aufgebaut wie die Lehmhütten der Fellahs in Ägypten. Der Jubel war groß; Themistokles ist der Gefeierte in ganz Griechenland. Das gebührte ihm.

Ein Heer von angeblich 300 000 Mann behielt Mardonius; mit den übrigen Heeresmassen, die sich im Ernstkampfe als wertlos erwiesen hatten, war Xerxes verschwunden, nach Thrazien. Sein Rückzug war Flucht. Er fand, heißt es, nicht Zeit, nachts seinen Gürtel zu lösen. Vom Theaterpomp sah man nichts mehr. Hunger, Seuche und Ruhr kam hinzu; das thrazische Land war abgegrast und die Ernährung kaum noch möglich. Selbst den heiligen Wagen des Sonnengottes ließ Xerxes schmählich zurück. Wagen und Gespann war den Leuten im Gebirge in die Hände gefallen[34]. Am Hellespont aber hatte inzwischen der Herbststurm die Doppelbrücke zerstört, und das Übersetzen nach Kleinasien mußte nun doch zu Schiff geschehen, eine langwierige Sache, schwierig und gefährlich.

Themistokles mußte wissen, daß der Sturm die Brücken inzwischen zerstört hatte, aber er hielt trotzdem sein Wort; er hielt die attische Flotte zurück. Das hat Xerxes ihm nie vergessen. Wie leicht wäre es gewesen, die Perser beim Ausbooten zu vernichten! Es geschah nicht. So kam Xerxes zu seiner Mutter, aber gewiß nicht heulend und wehklagend und mit zerrissenem Purpurkleid, wie Äschylus in seiner Persertragödie es sich ausmalte[35]; Xerxes war vielmehr froh, in Sicherheit zu sein und wieder königlich zu tafeln; auf alle Fälle hatte er ja auch Athen zerstört und vertraute darauf, Mardonius werde die Sache bald genug glatt zu Ende führen. Auch die königlichen Prinzen waren geborgen; Xerxes hatte seine noch unmündigen Söhne mit in den Krieg geschleppt, damit sie seine Siege sehen sollten. Artemisia nahm sie auf ihr Schiff und brachte sich sicher nach Ephesus.

Übrigens tafelte Xerxes nicht lange; er hatte alsbald einen üblen Aufstand Babylons zu bestehen.

Mardonius aber wartet auf den Frühling; denn Winterkrieg gibt es nicht. Ein neues Kriegs- und Schicksalsjahr beginnt: ein Poet würde einen neuen Heldensang beginnen. Es ist das Jahr 479 v. Chr. Die Feldschlacht soll jetzt die Entscheidung geben. Die Spartaner zeigen sich zunächst wieder engherzig und zäh, um so prächtiger die Athener; ja, ihr Verhalten ist vorbildlich für alle Zeiten. Denn statt loszuschlagen, suchte Mardonius die Athener zum Bündnis zu verlocken: alle Schäden will er der Stadt reichlich vergüten, ihre Selbständigkeit garantieren, ja, ihr Landgebiet vergrößern, wenn sie jetzt mit Persien geht. Warum dies Entgegenkommen? Es war klar: Mardonius brauchte die athenische Flotte.

Themistokles und Aristides wirkten jetzt wieder beide in der Stadt. Denn auf des Themistokles Wunsch, der weise und großgesinnt allen persönlichen Hader beiseite warf, war Aristides während der Schlacht bei Salamis aus der Verbannung heimgekehrt und hatte, obschon amtlos, mitgefochten; beide Männer hatten sich im großen Augenblick versöhnt, sich die Hände gereicht. Aristides hatte sich endlich zur Flottenpolitik seines Gegners bekehrt. Auch jetzt waren sie einig; sie bestimmten das Volk, des Mardonius Lockungen abzulehnen und, komme, was kommt, zu Griechenland zu stehen, das Panier des Panhellenentums hochzuhalten. Aber sie forderten dafür rasche Hilfe von Sparta.

Rasche Hilfe! Sollte die Stadt noch einmal wieder Raub des Persers werden? Die Ephoren in Sparta aber kümmerte das wenig; sie hielten hin und hatten keine Lust für Athen einen Soldaten zu opfern. Da rückt Mardonius schon an; Attika ist schon wieder persisch, Athen des Mardonius Hauptquartier. Das ganze Elend, die Gesamtauswanderung der Athener nach Salamis wiederholt sich; auch ihr Schiffsmaterial bergen sie dort. Wieder sendet Mardonius Unterhändler nach Salamis; aber mit gesteigerter Erregung werden seine An-

träge abgelehnt. Es wird abgestimmt; nur einer der Ratsherren stimmt für ein Perserbündnis, und er wird sofort gelyncht, auch sein Weib und seine Kinder mit Steinwürfen erschlagen: so gehe es jedem Landesverräter! war die Meinung. Die Leidenschaft, der vaterländische Trotz wurde zur Wut. Auch wir kennen solche Stimmungen. Da brennt Mardonius in Athen wieder alles nieder, was noch zu verbrennen war.

Inzwischen aber machten sich die Spartaner doch klar, daß, falls Athen, durch die Not gedrängt, mit Persien ginge, sie selbst auf dem Peloponnes verloren seien; denn mit Hilfe der athenischen Flotte konnte Mardonius überall auf dem Peloponnes landen, und die Schutzwehr, die man auf der korinthischen Landenge errichtet hatte, nützte nichts. So rückt das Spartanerheer denn endlich aus und schiebt sich über die Landenge nach Böotien. Sofort räumt Mardonius Attika. In Böotien, am Asoposfluß, ist flaches Feld; da will er schlagen.

Zu den Spartanern stoßen die anderen Kontingente, auch die Athener, die Aristides führt. Es sind wohl annähernd 100 000 Griechen beisammen, die leichtbewaffneten Heloten mitgerechnet[36]. Lauter Fußvolk. Pausanias, der Spartерkönig, kommandiert das Ganze: eine neue Größe, unerprobt und fraglichen Wertes. Die Heere zaudern wochenlang; um Trinkwasser zu haben, werden die Stellungen gewechselt; keiner wagt anzugreifen.

Nur die herrliche persische Reiterei läßt sich nicht halten; sie sprengt durch die Ebene heran; Masistios ihr strahlender Führer, ein Riese an Gestalt. Nicht die Spartaner, die Athener fangen den Angriff auf; sie stehen prächtig. Des Masistios Roß wird erstochen; er selbst fällt unters Tier und wird überwältigt: golden sein Rossegeschirr; prunkvoll seine Wappnung. Das gab Mut. Im Triumph wird sein Leichnam durchs Heer geschleift. Das Wehgeheul der Perser erfüllt die Lüfte; sie schnitten sich die Haare, ja, auch den Rossen die Mähnen ab, zum Zeichen der Trauer.

Wieder langes Zaudern. Das Risiko ist für Mardonius groß.

Der Zweitkommandierende, Artabazos, will nicht mehr mittun; warnende Stimmen erheben sich. Ist es kein Vollsieg, den Mardonius erficht, so droht Theben, droht Thessalien, Mazedonien hinter seinem Rücken von ihm abzufallen. Aber er ist ein tapferer Mann voll Ehrgeiz und Drang nach Taten, Hitzkopf und Durchgänger. Als die Griechen eben im Marsch sind und ihre Stellung wechseln, nach Platää zu, fällt jählings Mardonius mit aufgelösten Massen über sie her. Es war eine Schlacht ohne allen Schlachtplan auf beiden Seiten. Jetzt endlich mißt sich Sparta mit den Persern auf offenem Feld. Was aber nützten die Massen? Der Sieg war bei dem, der die besten Schutzwaffen trug. Der Grieche steckte ganz in Eisen: Pickelhelm, Visier, Backenschutz, Halsberge, Brustpanzer, Schild und Beinschienen. Die Perser, schmucke große Kerle mit Halsketten und Armbändern, waren überall verwundbar. Mit Pfeil und Riesenbogen waren sie nur auf den Fernkampf eingerichtet; ihre großen Schilde bloßes Flechtwerk. Der Perser stellte sich, wenn er den Pfeil abschoß, hinter seinen Schild, den er in den Boden stemmte. Die Tapferkeit war gewiß gleich groß auf beiden Seiten; aber es siegte die griechische Waffenindustrie. Es siegte überdies die Kampfgymnastik des Griechentums; denn jeder Mann war turnerisch durchgebildet, so wie der deutsche Jüngling, der als Student auf der Mensur stand, auch im Ernstkampf felsenfest dazustehen und ruhig zu schlagen und zu parieren gelernt hat.

Mitten ins Getümmel warf sich Mardonius selbst auf blendend weißem Tier. Siehe da: er fällt. Seine ganze Leibwache fällt mit ihm. Da stiebt das Perserheer führerlos, kopflos, haltlos auseinander. Gleichzeitig hatten die Athener mit minderem Erfolg gegen Persiens Verbündete, die Thebaner, gekämpft; kein Wunder: denn die Thebaner trugen ebenbürtige Bewaffnung.

Die Perser flohen in ihr Feldlager, das in ungeheurer Ausdehnung, einer Festung gleich, in hölzernen Mauern steckte. Die Athener mußten heran, um es zu nehmen. Das Ende

war die völlige Vernichtung des Feindes, ein Sieg, unbegreiflich überraschend wie der der Schweizer Eidgenossen über Karl den Kühnen. Pausanias aber fühlte sich als der Triumphierende, und es war der Ehrentag des Spartanertums. Gleichwohl war, genau besehen, das strategische Verdienst des Pausanias bei Platää gleich Null.

Das ganze kleine Griechenland schwelgte in Glück, und der Jubel verdoppelte sich noch, als übers Wasser die Nachricht kam, daß am selben Tage, am Tag von Platää, die Griechenflotte auch bei Mykale an Kleinasiens Küste gesiegt. Die Athener waren es wieder, die diesen Vorstoß nach Kleinasien durchsetzten. Die Griechen stiegen dort bei Mykale ans Ufer, nahmen die sämtlichen auf den Strand gezogenen persisch-phöniziischen Kriegsschiffe weg und stürmten auch noch das persische Heerlager; auch dies ein Vollsieg.

Es war ein Stolz, Hellene zu sein, und die Entrüstung gegen die Städte, die zu Persien gehalten, wurde jetzt allgemein. Die führenden Männer Thebens griff man und richtete sie hin. Aber das genügte nicht. Die große Stunde war gekommen: eine griechische Nation, ein einiges Vaterland mußte entstehen. Eben jetzt. Aus dem gemeinsamen Sieg das gemeinsame Reich. Ging es nicht wie ein Schlaglicht durch alle Hirne? In unitate robur; wir sind stark, wenn wir einig sind: regelmäße Konvente sind nötig; ein Bundesheer, eine Bundesflotte in Permanenz. Sicherung des herrlichen griechischen Namens!

Geduld! Zuvor gab es anderes zu tun. Eine schier unermeßliche Beute hatte man in des Mardonius Lager gemacht; es gab ein Ah und Oh des Staunens. Man mußte die Beute verteilen; das prachtvolle Tafelgeschirr, die Teppiche und Leckereien, vor allem die schönen Weiber und Eunuchen: Odalisken in Goldketten und Perlen. Die Leute in den Kleinstädten merkten jetzt erst, was Luxus war: sie lernten ihn schätzen, diesen Luxus, und eine flottere Genußsucht, die Freude nicht nur am Schönen, sondern auch am Kostbaren und am Prunke wurde nun heimisch bei den sonst so schlichten Griechen.

Aber man teilte nicht nur die Beute. Kostbare Ehrengeschenke aus Edelmetall wurden sogleich hergestellt und in die Gotteshäuser zu Delphi und sonst gestiftet, die Leichenhügel der Gefallenen auf dem Feld von Platää mit Ruhmesinschriften versehen, und wie man heute die erbeuteten Fahnen des Feindes als Ruhmeszeichen im Zeughaus aufhängt, so hängten die Athener den Reiterzügel des Mardonius in einem ihrer Tempel auf. Illuminationen, Triumphbögen, Transparente beim Einzug der heimkehrenden Krieger gab es noch nicht. Auch setzte man dem Pausanias, dem Themistokles kein Standbild. Den Göttern allein die Ehre.

Alsbald aber wurden auch Mißtöne laut, und das allzu Menschliche regte sich. Die Athener verleumdeten laut die Leute von Ägina, sie hätten sich als Kriegsgewinnler an der Perserbeute durch heimliches Zuschleppen ungebührlich bereichert; der Neid zuckte auf: denn Attika war gebrandschatzt und ausgeplündert, die Kaufkraft der Ägineten dagegen wuchs. Vor allem aber machte sich der Spartanerkönig verhaßt; gerade jetzt fühlte sich Sparta wieder voll Bauernstolz als die herrschende Vormacht aller Griechen, und Pausanias protzte dummstolz und hatte die große Schnauze: „Seht her! ich der Sieger, euer Befreier!“ Großherrlich und eigenmächtig ließ er auf das Siegesdenkmal in Delphi, das wie durch ein Wunder heute noch erhalten ist, seinen eigenen Namen gravieren, während auf ihm nur die Namen der siegreichen Städte und nicht der Personen genannt werden sollten. Ja, es kitzelte ihn gleich, den orientalischen Despoten nachzuahmen, und sein Großmannsdünkel spreizte sich bis zum Unerträglichen.

Wie anders, wie großherzig faßten die Athener den Sieg auf! Dafür ist uns der junge Dichter Äschylus Zeuge, der bei Salamis, dem taubennährenden [37], selbst mit kämpfte und bald den Athenern sein Perserdrama gab. Denn als Ruhmesdenkmal dieser Perserkriege ist uns nicht nur jenes bronzene Siegesmonument von Delphi, die Schlangensäule erhalten, die jetzt in Konstantinopel steht [38], und nicht nur die berühmte Darius-

vase, ein großes Mischgefäß, auf dem sich in fein gruppierten Figuren das ganze weltgeschichtliche Ereignis symbolisch dargestellt findet, sondern das Glück will, daß wir auch das hochaltertümliche Perserdrama des Äschylus heute noch in Händen haben.

Es hier vorzuführen, geht leider nicht an. Den Sieg bei Salamis wollte der Dichter feiern; er tat es nach dem Vorbild des Phrynichus, der kurz zuvor auch schon dasselbe getan. Aber nicht den Triumph des Siegers, sondern nur die Trauer des Besiegten führt Äschylus da seinen Mitbürgern vor, und das Mitleid haftet an Xerxes: Xerxes jammernd auf der Flucht; der Chor der Perser weherufend; auch der Geist des Darius trauert; Atossa aber, die greise Königin, steht im Mittelpunkt des Ganzen. Keine Spur von Perserhaß; der Standpunkt des Dichters ist dafür zu hoch. Auch hielt der Grieche den Perser für stammverwandt; vom Perseus, dem Zeussohn, dem griechischen Helden, sollte das Perservolk herstammen[39]. So sind es denn auch die Perser, die im Drama die Salamisschlacht schildern; zahlreiche Heerführer der Perser werden uns da mit Namen genannt, die Namen des Themistokles und Aristides dagegen vornehm verschwiegen. Einen Personenkultus gibt es hier noch nicht. Nur von seinen Athenern im allgemeinen sagt Äschylus stolz: „Keines Mannes Sklaven sind sie, keines Mannes Untertan." Sonst wird nur das Schicksal gepriesen, das den Hellenen so günstig war[40]. Vor allem nun aber die Schuldfrage; ihre Beantwortung ist vor allem bemerkenswert; denn nicht etwa Xerxes selbst war schuld am Krieg, so hören wir, sondern ein Gott trieb ihn zu seinem Unheil[41]. Es ist derselbe Gedanke, den auch noch Herodot vorträgt; auch nach Herodot war es eine Gottesstimme, die Xerxes ins Verderben hetzte. Man sieht: hier herrscht immer noch die alte Anschauung Homers, daß die Frevel der Menschen nicht ihre eigenen, sondern Gottes Werke sind, der sie dem Menschen eingibt[42].

Das ganze Drama aber ist eine Predigt gegen den Stolz: verwerflich der Stolz, der sich zu hoch erhebt[43]; er gleicht dem

Halm, der hoch aufschießt und setzt die Schuld als Ähre an. So Äschylus. Für solche hohe Auffassung fand er in Athen sein Publikum. Auch der Maler der Dariusvase hat offenbar im gleichen Geiste gearbeitet[44].

Des Feierns genug. Wo aber blieb indessen der Griechenbund, die dauernde Einung Griechenlands? An die Utopie, Persien sei jetzt völlig vernichtet[45], konnte im Ernst doch niemand glauben. Wirklich kam ein Kongreß aller Städte in Korinth zusammen; man wollte eine Gesamtorganisation; aber die Sache verlief sich im Sande. Schließlich machten ja doch Sparta und Athen alles. So wie bei uns Deutschen Preußen neben Österreich, so war damals Athen neben Sparta hochgekommen. Griechenland brauchte eine anerkannte Vormacht; welche von beiden sollte es sein?

Die Analogie ist in der Tat auffallend; was wir Deutschen im ereignisreichen 19. Jahrhundert erlebten, erlebten auch die Griechen; es war derselbe Konflikt. Die Schlacht bei Königgrätz brachte bei uns zwischen Preußen und Österreich die Entscheidung, und ein straff zusammengefaßtes deutsches Bundesreich konnte endlich entstehen. Sollte auch Athen mit Sparta erst die Klinge kreuzen, um seinen politischen Beruf zu erfüllen?

Nur in Athen fanden sich Männer, die die Größe des Augenblicks voll begriffen. Themistokles und Aristides waren sich einig: es kam nur auf die Sache, nicht auf die Ehre an, und wie Preußen am Frankfurter Bundestag lange Zeit dem herrschgewohnten Österreicher den Vorsitz überließ, so stellt sich auch Athen jetzt ruhig unter Spartas Führung. Denn es gilt, den Krieg fortzusetzen, da so viele griechische Häfen in Nord und Süd noch immer in persischer Hand waren. Persien stand gedemütigt, aber immer noch grollend und stirnrunzelnd da.

Also zum Angriff! Es galt, die bisherigen Erfolge rasch auszunutzen. Die Athener trieben und rissen auch jetzt die Bundesgenossen mit; Sparta aber mußte den Oberfeldherrn stellen. So gehen zunächst die Kriegsereignisse weiter. Vor allem das

wichtige Byzanz wurde genommen, die Dardanellen befreit. Pausanias, der Bramarbas, hatte da das Kommando. Denn nach Sparta zurückzukehren, war dem König zu langweilig; es war ja viel schöner, sich draußen umzutreiben, mit Hilfe der Athener zu siegen und sich selbst den Ruhm zuzuschreiben. Mochte den verfluchten Athenern immerhin die Sympathie der Befreiten zufallen. In Byzanz wurden persische Prinzen, Verwandte des Xerxes, gefangen genommen; mit großer Geste ließ Pausanias sie los; er schickte sie, ohne Lösegeld zu fordern, dem Xerxes mit einer Verbeugung zu. Das war auffallend.

Das Programm Athens war nun aber schließlich, auch Milet, Ephesus, die seit langem verknechteten jonischen Städte Kleinasiens, dem Perser endgültig zu entreißen: der Wunsch nach ihrer Befreiung war ja der Ursprung der Perserkriege gewesen; sie sollte nun auch ihr Ziel und Ende sein, und jetzt endlich mußte sie gelingen. Sparta aber wollte da nicht mehr mitmachen; ihm ging das zu weit. Pausanias war den Ephoren am Eurotas längst anstößig und verdächtig. Die Ephoren waren sonst kluge Leute; aber ihr Horizont war zu eng; sie hatten keine Überseeinteressen. Und schon scholl nun dort draußen der Ruf: „Athen soll uns führen" von allen Inseln, allen Küsten. Sparta trat auf einmal zurück. Es bildete sich wirklich ein Bundesstaat, im Jahre 476, aber ein solcher, dessen Vormacht Athen war. An Athen allein hing von jetzt an Griechenlands großgriechische Hoffnung. Freiwillig fügte sich ihm alles. Es war wie ein Göttergeschenk.

Die Stadt Athen selbst war noch kaum dürftig wieder aufgebaut, da war ein athenisches Reich entstanden; ein Reich seltsamer Art, dessen Terrain das Meer, dessen Grund und Boden die schlüpfrige Welle, dessen Verkehrsmittel Ruder und Segel waren. Die Bürger des Reichs saßen nur rings an seinen Rändern, an den Küsten und auf den Inseln, die eine streuende Hand „sporadisch" in das Meer geworfen: ein Polynesien in engerer Fassung.

Durch feierliche Verträge banden sich alle Beteiligten zu

gemeinsamem politischen Handeln in alle Zukunft. Die großen Pläne des Themistokles siegten.

Aber Themistokles genügte nicht. Es war doch gut, daß ein Aristides neben ihm stand. Kimon aber, des Miltiades Sohn und Erbe, war der Vollender des Ganzen.

Wenden wir uns denn endlich den Persönlichkeiten, den begabten Führern zu, in denen sich der Wille der Masse verkörperte. Vor allem des Themistokles Schicksal muß jedem Mitfühlenden nahe gehen. Der größte Staatsmann des Griechentums, der eigentliche Schöpfer des Glückes der Gegenwart, immer rasch handelnd und nie fehlgreifend, war er bald der bestgehaßte Mann in Hellas. Ein tragischer Ausgang. Man schrie über seine Habsucht, und mit Recht. Wir aber wollen hier nicht den Sittenrichter spielen. Ganz Rom trauerte über Julius Cäsars Tod; aber auch der hatte ja Staatskasse und Provinzen auf das dreisteste ausgeraubt. Wir sahen schon, wie Themistokles sich auf der Insel Euböa bereicherte. Nach dem Tag des Sieges bei Salamis unternahm er mit den athenischen Schiffen sofort eine Strafexpedition gegen Naxos, Paros und andere Inseln, die zu Xerxes gehalten hatten, strafte sie, wo es anging, um große Summen und behielt das Geld für sich. Wie anders in der Tat Aristides, der, als er starb, so arm war, daß der Staat sein Begräbnis bezahlen mußte! Die Inselleute sangen Gassenhauer auf Themistokles: denn er stand jetzt als mächtiger Mann da und konnte über das Heimatsrecht der Einzelnen, die man ihm als persisch gesinnt denunzierte, nach Laune entscheiden: „Gepriesen sei Aristides! Zum Henker mit Themistokles, der mich nicht heimließ. Nur, wer ihm am meisten Geld gibt, der kommt nach Hause!" Spinnefeind war ihm so unter anderen ein Versemacher aus Rhodos, und dessen Verse gingen herum[46].

Er brauchte eben den Reichtum wie Julius Cäsar; woher ihn nehmen? Keine Vaterlandserrettung ohne Volksführung, keine Volksführung ohne Massenbeeinflussung, keine Massenbeeinflussung ohne Geldstreuen. Er griff gelegentlich schon

dazu, eine Volksspeisung zu geben[47], ganz so, wie es später die großen Römer taten. Die Klugen lenkt man eben mit Gründen, die Dummen mit Gold. Die Korruption ist die Frucht der Demokratien; diese Frucht sehen wir schon hier reifen. Immer aber behielt Themistokles seine großen Zwecke im Auge.

Nach der salaminischen Schlacht wurde ihm zunächst überall mit Begeisterung gehuldigt; selbst in Sparta, das er da besuchte, schmückte man seine Schläfen mit dem Olivenkranz, und 300 vornehme Spartiaten gaben ihm zu Fuß das Geleit bis zur Landesgrenze; das war für Sparta beispiellos. Er aber blieb bei der Arbeit, sein Ziel vor Augen, und erst jetzt folgten seine denkwürdigsten Leistungen; denn er steigerte nicht nur das Flottenprogramm Athens weiter, sondern wurde vor allem der Schöpfer des Piräus; durch ihn erhielt die Stadt diesen seinen berühmten Hafen, ohne den es auch heut gar nicht denkbar ist, eine überaus geniale Anlage, mit den drei wohlgeschützten Buchten für Kriegs- und Handelsmarine. Der Piräus war für Athen mehr als Bremerhafen für Bremen. Es war, als ob die junge Reichshauptstadt jetzt erst ihre Arme öffnete: „kommt her zu mir!" und von Ägypten, von Sizilien, vom Schwarzen Meer liefen jetzt die Kauffahrer ein mit vollen Segeln. Dann aber begann Themistokles auch noch den Mauerbau, die Befestigung Athens, und das warf ihn in den Konflikt mit Sparta.

Athen sollte für das damalige Belagerungswesen gegen Persien und jeden Feind uneinnehmbar sein. Die spartanischen Ephoren verboten indes geradezu den Mauerbau; sie dünkten sich immer noch die eigentlichen Herren. Themistokles aber eilte selbst nach Sparta und überlistete sie durch kunstvolles Hinhalten, mit der Vertröstung, eine besondere athenische Gesandtschaft werde nachkommen. Die Gesandtschaft kam mit starker Verspätung und wußte wiederum von nichts. Als von anderer Seite verlautete, die Mauer sei schon halb fertig, zuckte Themistokles die Achseln: „Schickt doch selbst Gesandte nach Athen,

um den Tatbestand glaubwürdig festzustellen.“ Indes hetzte er seine Athener zur Vollendung des Werkes. Die so großartig düpierten Spartaner hätten in ihrer Wut sich an ihm vergriffen, aber sie ließen ihn frei, damit die Athener nicht an den spartanischen Gesandten, die inzwischen nach Athen gegangen waren, Vergeltung übten. Die große List war jedenfalls gelungen, und der Schlaue konnte mit seinen Athenern wie sie mit ihm zufrieden sein; denn Weiber, Greise und Kinder hatten unermüdlich Tag und Nacht mitgeholfen, Steine zu schleppen, und die Stadtmauer war in wenigen Wochen fertig; allerlei Bautrümmer, Säulenfragmente u. a., was eben zur Hand war, wurde in der Hast und Eile mit eingebaut.

Er war zufrieden; aber er hatte jetzt nicht nur den Haß der Inselgriechen, er hatte auch den Haß Spartas für immer auf sich geladen. Auch als Sparta gegen Theben und andere wichtige Städte, die nicht mit gegen Xerxes gefochten, den Strafantrag stellte, sie aus gewissen gottesdienstlichen Verbänden auszuschließen, brachte Themistokles diesen Antrag persönlich zu Fall. Denn man brauchte nach seiner Meinung Eintracht, und es galt, jene Städte zu schonen. Der Haß Spartas steigerte sich.

Und die Folgen blieben nicht aus. Als der neue attische Seebund gebildet wurde und Naxos, Lesbos und die anderen Plätze Anlehnung an Athen suchten, wurde Themistokles sofort kaltgestellt. Denn Athen brauchte, um den Bund zu organisieren, einen opportunen Mann, an dem die Inselleute nicht Anstoß nahmen und der zugleich auch Spartas Mißtrauen nicht erregte. So wurde Aristides in dies Amt berufen, ein vorsichtiger Mann, ohne Genialität, aber ein sicherer Verwalter. Aristides also leitete die Bundesverträge, bestimmte die zu leistenden Beiträge; das betraf Geld, Kriegsschiffe und Mannschaften. Seine Forderungen waren maßvoll und gelinde. Es ging alles leicht und glatt; man sah in des Aristides treuherzige Augen und glaubte an die Gerechtigkeit Athens. Auch wurde der gemeinsame Bundesschatz nicht etwa in Athen,

sondern auf einer der Inseln niedergelegt. Es war Delos, die winzige Insel. Ein Granitgebilde, dürr und flach und wehrlos lag dies Delos im Inselmeer; keine Sperrforts, keine dort stationierte Wehrmacht, sondern lediglich der fromme Sinn der Griechen sicherte den Goldschatz, den es von nun an bergen sollte. Denn die Insel war heiliger Grund, und Apollo und Artemis sollten dort dereinst unter der heiligen Palme geboren sein.

Das war des Aristides Lebenswerk, das man ihm nie vergaß. Etwas vom Geiste Solons lebte in ihm. Themistokles stand untätig daneben.

Indes spann Pausanias, der stolz geblähte Sieger von Platää, geradezu Landesverrat. Man muß das zu verstehen suchen. Nach Ausplünderung der Zelte des Mardonius hatte der Mann Geschmack an den goldenen Herrlichkeiten des orientalischen Satrapentums gefunden. In Sparta war es trist, wo ja das Reichsein verpönt war; auch mußte man da die paar tausend Soldaten immer sorglich abzählen. Er mochte dahin nicht zurück; viel schöner war es, draußen vor dem Feind mit Geld und Menschen wüsten zu können. Der Affe lief also jetzt in Persertracht einher, eine lächerliche Maskerade, mit bunten Pluderhosen und Tiara und goldenen Agraffen, und speiste auch persisch; die spartanische schwarze Suppe schmeckte ihm nicht mehr. Mit persischem Geld war er tatsächlich bestochen; denn Xerxes hatte Griechenlands Unterjochung noch keineswegs aufgegeben, und es gab dazu noch andere Mittel als Schlachtensieg. Pausanias plante also, sich zum Herrn von Griechenland zu machen und es dem König der Könige in die Hand zu spielen, um es dann als üppiger persischer Satrap zu verwalten. Briefe wurden entdeckt, die seinen hochverräterischen Plan verrieten. Er hatte es dumm genug angefangen. Die Ephoren lockten ihn nach Sparta; als er merkte, daß alles entdeckt war und daß ihm Todesstrafe drohte, floh er in einen Tempel. Man hungerte ihn da aus, holte ihn heraus, als er halb verhungert war (denn Heiligtümer dürfen durch keinen Leichnam entweiht werden), und er starb an Entkräftung[48].

So endete der Sieger von Platää. Tragischer war der Ausgang des Themistokles. Er war eine Bismarcknatur; er fühlte sich allen überlegen, und er durfte es, aber er mußte davon die Folgen tragen. Die absolute Überlegenheit macht herrschfähig und herrschsüchtig. Er soll es selbst ausgesprochen haben, er könne sich keinem unterordnen. Die Göttin Artemis verehrte er in einem besonderen kleinen Heiligtum und nannte sie „die Göttin, die mir den besten Rat gibt". Denn natürlich mußte es immer ein Gott sein, der die guten Gedanken gibt [49]. Jetzt war Aristides der führende Mann und gar das Bundeshaupt. Knirschend ertrug das Themistokles und opponierte planvoll, in dem Grade, daß man ihn in die Verbannung schickte. Angeblich soll er die Athener nur mit der leidigen Klage: „Habt ihr all meine Verdienste vergessen?" ermüdet haben. Das aber reicht zur Erklärung einer solchen Maßregel nicht aus. Ich glaube, daß er in grundsätzlichem Gegensatz dem Volke eine andere Bundespolitik empfahl: Überführung der Bundeskasse nach Athen; straffere Organisation des Bundes bis zur Knebelung. Das lag ganz in der Richtung seiner Denkweise. Aber die vorsichtigere Politik des Aristides siegte. So kam es, etwa im Jahre 473, zum Scherbengericht. Das Volk stimmte ab: wer von beiden Männern sollte weichen? Diesmal entschied es gegen Themistokles. Eine Topfscherbe aus jener Abstimmung, die seinen Namen trägt, ist durch wunderbare Fügung wirklich noch erhalten. Wir wissen schon, daß solche Verbannung nichts Entehrendes hatte. Sein Vermögen blieb unangetastet, und die Möglichkeit einer Rückberufung blieb immer offen.

Er geht nach Argos. Da war für Sparta der Moment gekommen, ihn zu vernichten. Die Ephoren verklagen ihn, er habe wie Pausanias mit Persien in verräterischen Verhandlungen gestanden. Dokumente von seiner Hand lagen nicht vor; auch sonstiges Beweismaterial wurde nicht beigebracht [50], und die Anklage war absurd. Ich traue Themistokles allerlei nützliche Niedertracht zu, aber nicht die rasende Dummheit,

den Mitläufer des Pausanias zu spielen[51]. Und überdies: während er alles dafür tat, die Kampfkraft Athens gegen Persien zu verzehnfachen, soll er gleichzeitig Athen haben an Persien verraten wollen? Wer kann das glauben?

In Athen aber obsiegte die Angst vor Sparta; man wollte jeden Anlaß zum Gegensatz beseitigen und opferte diesem Zweck haltlos und herzlos den Themistokles. Dieser häßliche Fleck bleibt auf Aristides sitzen; die Politik verdirbt eben den Charakter; das hat auch dieser Biedermann erfahren. Denn seine Partei war es, die diesen Justizmord beging. In absentia wurde Themistokles verurteilt, ihm Gelegenheit zur Verteidigung nicht geboten, ein durchaus tumultuarisches Verfahren. Das Erkenntnis stand auf Tod. Die Demokratie war von jetzt an reif zu noch weiteren Übeltaten. Dankbarkeit gibt es nicht.

Seitdem ist Themistokles wie ausgepflanzt; er ist scheinbar kein Grieche mehr; er verwandelt sich. Die Spartaner wollten ihn in Argos greifen; er floh nach Korfu, also westwärts; er dachte also noch gar nicht an Persien. Auch von da vertrieben, landet er in Epirus und kommt auf die Burg des Kleinkönigs der Molosser. Mit diesem König hatte er früher einmal Konflikt gehabt, und nur mit Mühe beschwichtigt er dessen Groll. Und erst jetzt ist in ihm der Gedanke gereift: Persien allein meine Rettung; nirgends sonst, nur da bin ich noch sicher. Ihr wollt mich zum Perserfreund? Ich will euch zeigen, w i e ich es bin! Er war kaum fünfzigjährig. Durch Mazedonien flieht er weiter, dann zu Schiff über das Inselmeer nach Ephesus, immer gefährdet, immer in der Sorge, erkannt zu werden. Man lauerte ihm auf; die athenischen Triëren bewachten die See; es war wie die berühmte Flucht des Marius.

Sein Vermögen war in Athen konfisziert; aber seine „Freunde“ hatten für ihn einige Summen gerettet und schickten ihm das Geld nach Ephesus. Es gab also noch Freunde in Griechenland, die seinen Namen hochhielten. Und er eilt nun von Ephesus nach Susa an den Königshof und muß den dort üblichen Fuß-

fall tun. „Das schillernde griechische Reptil“ [52] schleicht sich ein in den Serail. Xerxes war inzwischen ermordet, ein Ende, dieses Sultans würdig; es war ein Palastmord zugunsten seines Sohnes. Sein Sohn Artaxerxes aber empfing Themistokles sogleich mit offenen Armen. Persien nahm ja seit langem schon mit Vorliebe Griechen in seinen Dienst, und hier bot sich nun der begabteste von allen, der größte Grieche, den sein Vaterland ausgestoßen [53]. Themistokles selbst aber lernte persisch [54] und ließ seine Begabung spielen; er zeigte sich ganz auf der Höhe. Zuverlässige Nachrichten über das Weitere fehlen. Die persische Staatsmaschine war schwerfällig und guter Rat eines gewiegten Staatsmannes immer zu brauchen. So wurde er, das steht fest, einer der bedeutendsten Ratgeber des Großkönigs. Außerdem verstand er es, dem Ehrgeiz des Herrschers durch allerlei Redewendungen zu schmeicheln, als könne es sich so fügen, daß Griechenland dem Perser doch noch unterliege [55]. Und der Lohn blieb nicht aus. Des Themistokles Leben endet in äußerer Glorie. Artaxerxes schenkte ihm Magnesia und noch zwei andere schöne Griechenstädte in Kleinasien, die noch in Persiens Besitz; d. h. Themistokles bezog die großartigen Revenuen aus dem Korn- und Weinbau und der Viehzucht der drei Stadtgebiete. Zehn Jahre hat er so noch in Magnesia am Mäander, dicht bei Milet und als unmittelbarer Nachbar der freien Griechen, die ihn verstoßen hatten, wie ein König gelebt; aber sicher nicht untätig. Als er im Jahre 459 starb, setzten ihm die Bürger Magnesias auf ihrem Forum ein Ehrendenkmal; das besagt genug; er muß sich auch um Magnesia hochverdient gemacht haben. Er war kinderreich; fünf Söhne, sechs Töchter werden uns aufgezählt. Einige der Söhne sowie ein Töchterchen, das noch im Kindesalter stand und das er bezeichnenderweise Asia nannte, waren um ihn, als er starb. Die Historiker blicken auf ihn und seinen Gesinnungswechsel von jeher als auf ein Problem. Es war damals noch nicht aufgekommen, Memoiren zu schreiben, wie es später Sulla und andere Große getan haben; sonst hätte

Themistokles selbst die ratlosen Historiker über seine innersten Motive, die wir heute nun mit Mühe erraten müssen, aufgeklärt; er hätte darin gewiß auch Verleumdung mit doppelter Verleumdung beantwortet, vielleicht aber auch ein Wort des Grams darüber gefunden, daß sein Vaterland nicht einmal ein Schuhbreit Erde übrig hatte, um die Asche seines größten Sohnes aufzunehmen. Man kann sagen: Asien drückte dem Themistokles die Augen zu; es ist wie ein Symbol, daß Asia seine Tochter hieß, die seinen letzten Atem auffing.

Athens Größe aber, seine Erfolge steigerten sich weiter in dem Sinne, wie Themistokles es gewollt; denn ein weiterer Helfer war ihm erstanden, der ritterliche Kimon, des Miltiades Sohn: eine schlichte Natur; kein erfinderischer Staatsmann, aber ein rechter fröhlicher Griechenheld und schlagfertiger Stratege, der nun die Durchführung der Befreiung der griechischen Levante auf sich nahm. Er war wie Pompejus; er kannte nur Siege; die Küste Thraziens reinigte er von den letzten persischen Garnisonen, die dort lagen, gewann die Halbinsel Gallipoli (den Chersonnês) für Athen zurück und schlug im Jahre 466 die Doppelschlacht zu Lande und zu Wasser am Eurymedon im fernen Pamphylien. Diese Niederlage der Perser wurde der Anlaß zu des Xerxes Ermordung. Noch sterbend ist er siegreich wie der Cid: ich meine die Land- und Seeschlacht auf Cypern des Jahres 449. Damit ist ein vorläufiges Ende gegeben; denn seitdem herrscht Friede mit Persien. Die Ära der Perserkriege ist abgeschlossen. Jonien ist jetzt endlich befreit, und die Bundesmacht, die Athen führt, großartig erweitert. Ephesus, Milet, Byzanz, Chios und Samos, wer zählt alle die Namen der Plätze auf, die dazu gehören? Athen aber zieht die Zügel nunmehr straffer an, und es wird jetzt die Herrscherin, die Bundesgenossen seine tributpflichtigen Untertanen, die dafür Athens Schutz genießen, und die Bundeskasse ist nach Athen verlegt (im Jahre 454). Ein wirkliches athenisches Reich ist entstanden: ein Reich mit kraftvoller Zentralgewalt, nach außen gesichert,

im Innern voll großartigen Lebens und wundervoller Betriebsamkeit.

Sparta stand mürrisch daneben; seine Bedeutung war merklich eingeschrumpft, sein Ansehen gesunken. Wie es sich mit Athens Größe abfinden würde, mußte die Zeit lehren. Aber ein einheitliches nationales Hoffen ging doch jetzt durch ganz Griechenland. Es waren die politisch glücklichsten Zeiten.

*

# Delphi und Olympia

Wollte sich dies Hoffen nicht erfüllen? Es war immerhin wünschenswert, daß jetzt auch der Zusammenschluß aller Griechen irgendwie zustande kam und die Gegensätze zwischen Dorisch und Jonisch, Sparta und Athen sich endlich ausglichen. Mochte sich Persien jetzt ruhig verhalten: in der Zukunft drohten andere Großmächte; nur noch 150 Jahre, und das Mazedonien Alexanders des Großen regte sich; noch weitere 150 Jahre, und Rom hatte jenseits der Adria seine Großmacht gegründet, um rastlos erobernd auszugreifen. Wie sollten die Griechen sich behaupten?

Es gibt auch geistige Mächte, es gibt Herzenstriebe, die, wo die Politik der Staatsmänner versagt, die getrennten Gruppen im Volk zueinanderziehen. Freilich, die Religion tat es nicht. So wie Deutschlands Einheit durch den Widerstreit der Konfessionen und das Mißlingen des nationalen Werkes Martin Luthers geschädigt wurde, so stand es auch damals in Griechenland, nur noch schlimmer. Denn jeder Kanton hatte ja seine Stadtgottheiten. Athene sorgte nur für Athen, so wie Jehova für Israel. Nur vielleicht vom Apoll in Delphi ließe sich Günstiges erwarten und vom Zeus in Olympia. Aber beide enttäuschten.

Das Orakelwesen des Altertums mutet uns heute befremdlich an: ein kindischer Aberglaube. Tatsache ist, daß das Orakel in Delphi als die Stimme Apolls der politische Ratgeber für alle Griechen war; es war eine politische Macht geworden. Der junge Lichtgott, der vorwissend in die Zukunft schaute — es war Pflicht, ihn zu fragen, wo immer es sich um große Pläne der Zukunft handelte. Auch Auswärtige, wie Krösus, der Großkönig Lydiens, wandten sich an ihn. Für die naive Frömmigkeit ist das selbstverständlich; denn lebt Gott wirklich, so ist er auch allwissend; aber er ist zudem auch gütig und hat das Verlangen, uns zu helfen; er antwortet also, wenn wir ihn fragen. Es kommt nur darauf an, seine Stimme richtig zu verstehen. Im Donnerschlag, im Adler- und Habichtflug [1], in der Gestaltung der Leber des Opfertieres sprach der Gott zu den Gläubigen. Fiel ein Meteorstein, so war man sicher, die Schlacht ging verloren; wuchs einer Priesterin der Schimmer eines Bartes auf

Kopf von der Bronzestatue eines Ringers

der Oberlippe, so drohte Unheil[2]. Auch Menschen von hellsehender Natur gab es; von solchen stammten rätselhafte Spruchbücher, Bücher des Bakis und der Sibyllen, die die Wahrsager gegen gute Bezahlung auslegten: natürlich ein weites Feld für groben Schwindel; aber der Gläubige ließ sich nicht irre machen. Vor allem aber redet Zeus durch Apoll, und unter den vielen apollinischen Orakelstätten war Delphi in der Felsenwildnis Böotiens, am Fuß des Parnaß, die weitaus angesehenste, von päpstlicher Unfehlbarkeit.

Der Frager mußte seine Frage schriftlich bringen, und schriftlich erhielt er auch die Antwort. Er hatte im Vorraum des Tempels zu warten. Der Tempel selbst war über einem schmalen Spalt, dem offenen Erdschlund der Erdmutter Ge erbaut, aus dem betäubende, kalte Dünste aufstiegen; auch ein Quell war mit eingebaut in den Tempel. Über dem Erdspalt aber stand ein hoher Dreifuß; auf diesem lag eine durchbrochene Metallplatte, auf der Platte stand endlich ein Sessel, und auf ihm hatte die unglückliche sogenannte Pythia zu sitzen, wenn es zu weissagen galt. Nur unverheiratete Frauen wurden zu dieser peinlichen Rolle verwendet; sie galten als Gefäß des Sehergottes. Der Dunst aus der Tiefe betäubt sie, und sie fängt wirren Geistes an zu stammeln und zu lallen, bis sie in Ohnmacht zusammenbricht. Der Priester aber ist zugegen; er heißt der Prophet, d. i. der Verkünder. Aus den Naturlauten, die er hört, muß er die Antwort des Gottes entnehmen. Niemand sonst ist Zeuge, und er hat freie Hand, den Spruch nach eigenstem Gutdünken zu formulieren, fast immer in Versen, allemal in andeutender, geheimnisvoll doppeldeutiger Sprache. Zumeist waren es Privatleute, die mit ihren Sorgen, ob sie reisen, einen Acker kaufen, ein Haus bauen sollten, nach Delphi kamen. Aber auch die Staaten wandten sich nach Delphi, und die Propheten waren ausgezeichnete Politiker; sie hatten über die Händel der Zeit völligen Überblick, auch eine ausgebreitete Landeskunde, und so sind wohl die meisten Kolonialgründungen, die die Griechen unternahmen, unter Apollos Führung, d. h. auf Anleitung der

delphischen Propheten geschehen, zumeist mit bestem Erfolg. Geschah ein Fehlschlag, hatte man eben das Orakel falsch verstanden.

Aber der höchsten Aufgabe zeigten sich jene Propheten nicht gewachsen. Als die Perser kamen, äußerten sie sich, durch Xerxes und Mardonius eingeschüchtert, geradezu perserfreundlich, und nie haben sie zur Einigung aller Griechenstämme die Führung genommen. Im Gegenteil: schlugen Griechen auf Griechen los, so gaben sie auch da unbedenklich Rat, und zwar nicht parteilos; Delphi war für die Dorer, und Sparta hatte das Orakel geradezu in Händen[3]. Auch bestechen ließen sich die Propheten[3]. Daß der schöne Tempel in Delphi dereinst von athenischen Gottesverehrern erbaut worden war, half nichts; die athenische Politik hat sich nie auf Delphi stützen können. Die Klerisei stand nicht über den Parteien, so wie sie es auch heut nicht tut. Je verwickelter, zerrütteter die Verhältnisse wurden, je mehr sank daher Delphis Ansehen, so sehr auch gläubige Dichter, so sehr auch der fromme Historiker Herodot es noch hochzuhalten suchten. Ein bißchen Geschichtsfälschung ist im Dienst der Frömmigkeit immer erlaubt; das, was die Christen des Mittelalters konnten, konnten auch die alten frommen Griechen, indem sie die ausgegebenen Orakel nachträglich so zustutzten, wie wir sie bei Herodot lesen. Sie machen Stimmung und erhöhen den Reiz der Erzählung. Das genügt.

War von Apoll nichts zu hoffen, so doch vielleicht von Zeus, vom Zeus in Olympia.

Olympia! olympische Spiele! das berühmteste Sportfeld Griechenlands in Elis, am Kladeos und Alpheios! Da ist nichts von politischem Prophetentum, mystischem Dunkel und Priestervorwitz. Der große Gott Zeus lockt nur die Turner und Athleten — nicht Berufsathleten, sondern freie Liebhaber des edlen Sports — aus allen Gauen zum großen Wettspiel, ihm selbst zu Ehren: frisch, fromm, fröhlich, frei. Wie sollten sich da nicht die Herzen zusammenfinden, die Seele aus der eng kantonalen Borniertheit sich befreien? Auch aus Sizilien, Süditalien kamen die Bewerber, auch Rossegespanne[4].

In der Tat, das ganze griechische Leben wurde davon erfaßt. Die Olympien waren so wichtig, daß die ganze griechische Zeitrechnung sich schließlich auf sie gegründet hat. Alle vier Jahre fanden sie statt; man führte nun nicht nur Siegerlisten[5], sondern zählte auch diese vierjährigen Zeitabschnitte als Olympiaden. Sonst gab es noch durchaus keine Jahreszählung; denn wo war das Jahr, von dem man hätte ausgehen können? und die Zeitrechnung lag noch völlig im argen. Spurlos verliefen sich die vergangenen Jahre wie die Wellen im Meer. Wollte man ein Ereignis aus der Vorzeit datieren, so sagte man: es geschah unter dem Beamten X oder Y, der in den Beamtenlisten stand. Auch die Monate hießen ungefähr in jedem Kleinstaat anders, ein wirres Chaos. Wir aber können zum Glück feststellen, daß das Jahr der ersten Olympiade in das Jahr 776 v. Chr. fällt, da nämlich Christi Geburt selbst der 195. Olympiade angehört. Erst mit der Zahl 776 beginnt also die genauere Chronologie in der Geschichte der Menschheit, und nur danach ist es möglich geworden, für die Schlacht bei Marathon und alles andere Geschehen bestimmte Jahre anzusetzen.

Begeben wir uns nach Olympia.

Auch auf dem Isthmus bei Korinth, auch in Delphi, wurden bald die olympischen Spiele nachgeahmt, späterhin auch in Italien, in Syrien, und heute ist es ebenso. Ihr Vorbild beherrscht jetzt wieder den großmächtig entwickelten Sport der Neuzeit. Die Sache ist hochmodern geworden: Stadion und Olympiaspiel in Berlin, Kopenhagen, Chikago, Sidney; überall Athletenklubs, Boxerkämpfe, Hockeyleute; Gastspielreisen im Länderwettspiel: die Stadt Höchst kämpft gegen die Stadt Mainz, Nürnberg gegen München. In Amerika Marathonwettläufe: Zeit 25 Minuten; Radfahrer als Schrittmacher; 40 000 Zuschauer am Platz. Die Kämpfer gehen im Sportdreß und in Farben, granatfarben, orange. Das Publikum selbst spaltet sich und trägt die Farben der Kämpfer. Zu Beginn wird im Schalltrichter das Kommando geheult. Automobile am Startplatz; die Photographen liegen auf Lauer mit ihren Apparaten. Selbst

Chinesen beteiligen sich an solchem Wettlauf; sie sind kenntlich am chinesischen Drachen, der auf ihrem Brustlatz grell aufgestickt ist.

Das ist heute. Wie viel schlichter war alles in jener kleinen Welt der Antike! Aber es war Original, nicht Kopie, und auch im engen Rahmen gibt es großartiges Leben. Die Kampfspiele waren Gott zu Ehren ein Wetteifern der Tüchtigkeit aus allen Staaten, und mochte auch sonst die Fehde toben, Stadt gegen Stadt, in der Festwoche war weithin Landfriede, und ungefährdet zogen die Prozessionen von überall, aus den Hochgebirgsschluchten oder die offenen Küstenstraßen entlang, um sich am Alpheios zu treffen, in dem lieblichen Flußtal, das wie eine weite Wanne ganze Volksscharen aufzunehmen imstande war: „Strömt herbei, ihr Völkerscharen!"

Zu Fuß pilgerten die einen, die anderen kamen zu Roß, auf Maultieren. Reisewagen gab es nicht. Die hohen Magistrate selbst aus allen Städten kamen mit, im Festornat, in Gala. Denn die Städte selbst sind es, die die Kämpfer stellen. Es sind Festgesandtschaften, die man „Theorien" nannte. Solche Theorie aber war Praxis.

O schönes Land, dort um Olympia! Auch der heutige Reisende atmet selig auf, wenn er dort steht; denn Olympia ist heute Endstation der Lokalbahn und bequemer als damals zu erreichen. Durch das weit offene Tal fließt der Alpheios daher, lichtdurchstrahlt, der sich so wohlfühlt in seinem weißen Kiesbett. Die Felsengebirge weggeschoben; nur der Kronionhügel ragt waldbeschattet über der milden Talfläche; nur aus weitester Ferne, im Osten, ragt das Alpenland Arkadiens herein. Eine Tempelstätte in der heiligen Einsamkeit. Man sieht noch heute die Bautrümmer der Gotteshäuser über den Rasen gestreut. Ein Raubvogel schwebt von Osten herüber; ist es ein Habicht? nein, ein Adler, der Blitz tragende Vogel des Himmelsherrn.

Unter dem Kronionhügel langhin eine Terrasse mit Freitreppe [6], aufgebaut zum Stehen für die Gemeinde. Der Terrasse zu Füßen ein Dutzend altmodischer Zeusbilder aus Bronze, lauter

Weihegaben. Auch um die zwei großen Tempel im Flachen drängen sich Statuen auf Postamenten, Weihgeschenke auch sie. Dazwischen oder seitab der große Altar mit Schlachtstätte, etwa zwölf Meter in Front[7], aus Asche hoch aufgeschüttet; bei jedem Festopfer wächst er in die Höhe.

Gasthäuserbetrieb gab es kaum in den Städten; erst recht nicht hier. Am Flußufer baute man Zelte oder schlief in der Sommernacht (es ist Juli) unter freiem Himmel. Um die Zelte her Jahrmarktsgetriebe. Die Pferde wiehern, angepflockt. Die Menschheit wogt durcheinander, ein Plaudern und Begrüßen derer, die sich kennen und noch nicht kennen, in allen Dialekten. Man wettet, man streitet; die jungen Athleten messen sich mit den Blicken. Die Turnmeister, hochgeehrte Personen, stehen mit strenger Miene daneben und geben acht: „keinen Wein trinken! nur leichte Pflanzenkost!“ Die strenge Diät sichert den Erfolg. Nur wer nüchtern, ist Herr seiner Kraft: eine Askese im Dienst des Zeus. Freunde stecken ihren Günstlingen Amulette zu, damit sie siegen. Volle zehn Monate dauert vor dem Wettkampf das Üben und Trainieren; Übungsplätze (Gymnasien) waren dazu in Olympia selbst vorhanden.

Wer weiß nicht vom Zeusbild des Phidias? Ins Flache stellte man den stattlichen, bunt bemalten dorischen Tempel, darin der bärtige Riesengott hockte, aus Gold und Elfenbein zusammengehämmert, auf reich geschmücktem Thronsessel, eng eingepfercht, als sollte er die Wände sprengen. Stünde er auf, er hätte nie durch die Tür gekonnt. Wer weiß nicht vom Hermes des Praxiteles, der da als Schmuckstück im benachbarten Heratempel stand (der ganze Heratempel war zum Museum geworden), und von der Viktoria, der Nike des Paionios, die durch unsere deutschen Ausgrabungen dort aus dem Sande gehoben worden sind? An den zwei Giebelfeldern des Haupttempels die Darstellung der Rossebändigerin Hippodamia in doppelter Wiedergabe, worüber es viel zu raten gab[8]. Aber all diese Sehenswürdigkeiten gab es zu der Zeit noch gar nicht, von der wir jetzt handeln. Die Götter waren damals noch anspruchsloser

und nahmen mit einer guten Gesinnung und kräftigem Opferdampf in einer schönen Natur vorlieb.

Fünf, sechs oder auch sieben Tage dauerte das Fest; an jedem Morgen wird geopfert, und die Menge staut sich auf dem Platze. Berühmte Männer tauchen auf, der Sparterkönig mit dem Knebelbart oder Themistokles oder Kimon; dann ist große Sensation, und alles weist auf sie, und des Redens ist kein Ende, bis alles zum Stadion strömt, wo 10 000 Menschen Platz finden. Und die Vorführungen beginnen.

Abwechselung genug; nur den heut unvermeidlichen Fußball, auch Riegenturnen und Klettern gibt es nicht, auch keine Menschenpyramiden nach Art unserer Zirkusleute. Alle Tage neue Wettbewerber. Sie haben sich zuvor angemeldet. Wettlaufen: Knaben laufen, dann Jünglinge, auch spitzbärtige Männer; sie schnauben [9] und hetzen sich in südländischem Heißblut. Das Publikum muß Geduld haben; denn es währt lange. Aber viele haben ihre Angehörigen unter den Läufern und verfolgen die fliegenden Gruppen mit Gier. Man sitzt in der prallen Sonne, völlig schattenlos. Gegen den Hunger hat man sich Frühstück mitgebracht. Auf alle Fälle ein Hochbetrieb, spannend und flott.

Denn schon kommen die Gerwerfer, dann gar die Diskuswerfer. Blitzend fliegt der Diskus, die runde Metallscheibe, wie ein gewirbeltes Rad gegen die Sonne. Wer sie am weitesten schwingt, hat gewonnen. Ein Schauspiel: denn auch der Schönheitssinn kam dabei zu seinem Recht. Das Schauen selbst nannte man göttlich [10]. Nie zeigte sich der Körper schöner als hier [11]. Kein Photograph hat das leider festgehalten; aber der Erzguß half. Der dorische Künstler Polyklet hat den Ger- oder Speerwerfer, aber nur im Ruhestand, dargestellt; der attische Künstler Myron dagegen den Läufer und den Diskobolen sogar in voller Bewegung: der Läufer mit eingezogenen Weichen und so, daß das Erzbild mit losem Fuß von seiner Basis zu springen schien; der Diskuswerfer (es ist der, der heute im Vatikan steht) vorschnellend im Sprung, da eben die Scheibe sausend aus seiner

Hand fliegen will. Welch kühne Lebendigkeit! Das Blondhaar[12] ist immer kurz geschoren, dazu rundlicher Kopf; feine Lippen, gerades Nasenbein, der Körperwuchs harmonisch mit festem Fleisch, geraden Schenkeln; die Haltung angespannt und edel: so sind jene sportenden jungen Menschen für die Ewigkeit festgehalten. Nur der feuchte Glanz des Auges ist erloschen; kein Volk galt als so schönäugig wie das hellenische. Aber der Wettkämpfer schlug es nieder und schaute nie beifallssüchtig ins Publikum. Denn strenge Zucht herrschte. Und alle nackt; die Nacktheit schien in der Hitze unentbehrlich. Eben deshalb aber waren keine Frauen im Publikum; nur die Spartaner erlaubten trotzdem ihren Töchtern das Zuschauen: charakteristisch für die Mädchenerziehung in Sparta.

Nun aber erst der Einzelkampf Mann gegen Mann, das Ringen im Zweikampf: der Griff, das Ausweichen, der lauernde Blick, die blitzschnellen Bewegungen! Muskelkraft und Überlistung! Das währte oft stundenlang. Das Schreien im Publikum wird schon erregter. Und endlich gar das Boxen, die schweren Kerle mit den Bulldoggennaturen auf die Mensur! Da hört freilich die Ästhetik auf, aber die Sensation wächst ins Ungeheure. Die Fäuste im festen Riemenhandschuh, mit Bleibeschlag. Die Schläge krachen, und es gibt Wunden, zerhauene Ohren, blutende Nasen; die Zähne flogen aus dem Kiefer. Der Wundarzt mußte helfen.

So ging es von Tag zu Tag mit immer neuem Personal. Wer den Hieb erleidet, trägt ihn stumm; nur die Volksmenge schreit wehe[13]. Die Zuschauer aber applaudieren nicht nur und jauchzen; sie machten auch ihre Witze. Trollte einer im Wettlauf als letzter, so hieß es: „Er kann nur fliegen, wenn man ihn zu Tisch lädt; er sollte mit dem Mund laufen und mit den Füßen essen.“ Vom übel zugerichteten Boxer sagte man: „Odysseus war 20 Jahre von zu Hause abwesend, und sogar sein Hund erkannte ihn doch sogleich, als er heimkam. Den Boxer erkennt kein Mensch und kein Hund wieder. Erben soll er; aber damit wird es nichts; denn die Testamentsvollstrecker erkennen die Identität der Person nicht mehr.“

Zehn Preisrichter hatten den Vorsitz, von Polizisten oder Stabträgern begleitet, die, wo Unordnung einriß, dareinschlugen. Die Kämpfer hatten, um die Schweißbildung zu hemmen, den ganzen Körper mit Olivenöl eingerieben. Nach dem Kampf schlug der Sieger rasch den Mantel um seine Glieder und trat so, in einer Wolke von Ölgeruch, mitten ins Publikum, um sich anjubeln zu lassen[14]. Dann strich er sich mit dem gehöhlten Schabeisen das Öl ab (als Apoxyomenos), man reichte ihm die schmale Siegerbinde, und er band sie sich selbst um die Schläfen fest (als Diadumenos).

Hatte er die Binde wirklich verdient? Man diskutierte wohl noch hinterdrein und die Meinungen prallten aufeinander. Aber die Schiedsrichter erwiesen sich als untadlig, und so folgte endlich noch der schönste Lohn: kein silberner Ehrenpokal; auch silberne Ehrennadeln gab es nicht wie heute. Nur ein Zweig wurde von jenem altheiligen Ölbaum Olympias geschnitten, den einst Herakles gepflanzt, und der zum Kranz gebogene Zweig von Priesterhand dem Jüngling feierlich auf das Haupt gelegt. Der Zweig aber mußte mit goldenem Messer geschnitten sein. Das war die höchste der Ehrungen.

Sank das Dunkel herein, da ging natürlich der Becher um; der Südwein floß aus den Mischkrügen, ein wonniges Gelage. Die übliche Weise, das „Heil dir im Siegerkranz", das Tenella kallinike scholl[15] und Lieder noch sonst, in Fülle[16]; denn „der Sieg begehrt Gesang"[17]. Ein Schwärmen und Verbrüdern im linden Hauch der Sommernacht, indes des Mondes heller Blick mit holdseligem Schimmer das weite Tal umfing[18].

War das alles? Freilich, es gab im Hippodrom auch noch Pferdesport, das Wettfahren der Quadrigen mit dem Viererzug, und gewiß, das war eigentlich die Krone des Ganzen. Ein Dutzend, gelegentlich gar vierzig Wagen am Start. Die dicken Staubwolken flogen. Nur der Sieger, der vorn war, schluckte den Staub nicht. Die Tiere buntfarbig aufgezäumt, die Mähne stets nach links gekämmt, weil sie anderenfalls nicht siegten. Auch Maultiere liefen. Aber auch Reitsport gab's,

Wettreiten, leider nur in geschlossener Bahn. In den Siegesliedern wird uns ein zweijähriger Fuchshengst aus den Ställen des Königs von Syrakus gepriesen; das Tier hieß schon von vornherein Pherenikos, „der Sieger", und es hat seinem Namen Ehre gemacht. Aber nur Fürsten wie die Kleinkönige Siziliens und sonstige Männer des Großkapitals konnten sich einen Rennstall halten. Die Fürsten fuhren und ritten auch natürlich nicht selbst. Die braven Bürgerssöhne, die Ringer und Turner mit ihrem Familienanhang, das Stadtbürgertum war es allein, das der Feier den Stempel gab.

Kamen nun aber diese Bürgerssöhne nach Hause, da ging erst recht das Feiern los, wenigstens für die, deren Eltern solche Festfeier bezahlen konnten. Chöre wurden aufgestellt, um sie „schwebenden Schrittes" im Reigen zu feiern, und die großen griechischen Dichter, die sich aufs Musizieren verstanden, lieferten dazu die Gesänge, immer neu. Wer weiß nicht von Pindar? Es war Hymnenton. Die Volksmasse bleibt sonst immer im Trivialen hängen; der Dichter aber reißt die Stimmung zur Andacht, zum Erhabenen empor. „Selig, wer mit dem Rennpferd siegt; Gott gab ihm den Reichtum, sich ein Gestüt zu halten!" [19] Solche Seligpreisungen gibt es heute nicht mehr. Nennen wir es Sportpoesie. Durch hundert Jahre hat sie gedauert; Simonides, Pindar, Bakchylides ihre Hauptvertreter. Sie waren Konkurrenten, reisten von Stadt zu Stadt hin und her und brachten ihre Lieder, übten die Chöre auch selber ein. Waren sie persönlich verhindert, schickten sie den Text. Reichliche Belohnung war selbstverständlich.

Halten wir uns an Pindar; denn des Bakchylides erhaltene Lieder sind neben Pindar wie Holzmusik neben einem Konzertflügel. Ein stolzer Poet: wenn seine Leier ertönt, erlischt der Blitz in Zeus' Hand, und auf des Gottes Szepter entschlummert der Adler und senkt die raschen Flügel nach beiden Seiten, der Fürst der Vögel. So ergeht sich Pindar selbst in Bewunderung der eigenen Lieder.

Heut wird höchstens von der Musikkapelle ein Tusch für den

Sieger geblasen, oder in der Sportzeitung steht eine ehrende Erwähnung. Pindar dagegen macht die Sache zum städtischen Fest, und die Helden aus der alten Sagenzeit werden herbeigeholt, um die Stadt, die die Heimat des Siegers ist, zu feiern; denn die Großtaten der Väter sind wie die Sterne am Nachthimmel, die über uns leuchten [20]; „der Ruhm der Vorzeit ist eingeschlafen auf seinem Lager, aber wir wollen ihn aufwecken". Daneben verschwindet der junge Mensch, der jetzt eben gesiegt hat, fast ganz, und genaue Sportberichte sucht man umsonst in diesen Liedern. Wir hören vom Herakles und wie es kam, daß er die olympischen Spiele gegründet. Die Insel Rhodos wird erwähnt, die dem Sonnengott Helios heilig ist; wir hören, daß einst Zeus die Länder unter die Götter verteilte, nur den Helios hatte er vergessen; was tun? Er ließ aus dem Meeresgrund die schöne Insel Rhodos [21] aufsteigen und gab sie ihm. Held Jason wird eingeführt und die weissagende Medea; wir hören, wie wacker einst sich Jason benahm, der junge Drachentöter, dessen langes Haar nie eine Schere gemäht hatte, so daß ihm der reiche Glanz der Locken tief den ganzen Rücken hinabfloß [22] usw.

Das nimmt sich also wie regelrechte Balladen aus; sie fehlen als Einlage fast nie, ja, in ihnen erschöpft sich oft nahezu das Gedicht. Dabei herrscht fast überall ein enthusiastisch frohlockender Ton. Die Erzählungen aber sind doch oft nur abgerissen, zwar prächtig koloriert, aber vieles nur andeutend, wie Spiegelungen im zitternden Wasser, die da reizend aufleuchten, um plötzlich zu verfließen. Der Dichter streicht sich dann selbst die Stirn: mein Lied hat sich verirrt; ein Windstoß brachte mein Boot aus dem Fahrwasser [23]. Aber auch ernste Worte der Ermahnung findet er oft: „Steil sind der Vollendung Pfade" [24]. „Nimm dich in Zucht; die Begabung genügt nicht; du mußt lernen" [25]. „Suche zu jedem Tun das Maß in dir selber" [26]. „Wünsche dir hienieden kein ewiges Leben" [27], und das berühmte „Werde wie du bist" [28]!

Im übrigen herrscht eine schwärmende, geradezu genuß-

süchtige Fröhlichkeit, und alles flimmert in goldiger Stimmung: „Ich liebe die Fülle des Reichtums, nicht um ihn zu hegen, sondern um Gaben zu spenden, um zu genießen und gelobt zu sein“ [29]. „Lebensgenuß ist das erste, der Ruhm das zweite“ [30]. „Was ist schöner, als sorgenfrei zu sein nach dem Gelingen?“ [31] So kredenzt der Poet dem jungen Sieger sein Preislied wie den Zutrunk köstlichen Weines, den jemand einem Bräutigam zutrinkt, der das selige Glück der Liebe gefunden [32].

Hoffentlich hat dem Sieger der poetische Zutrunk auch gemundet; hoffentlich hat er das Gedicht überhaupt verstanden. Denn junge, siebzehnjährige Sportleute sind meistens keine Gelehrte, und Pindars Sachen sind gewaltig schwer. Keine deutsche Übersetzung kann sie auch nur annähernd wiedergeben; das liegt am unruhig freien Versmaß, das erst, wenn man es in Musiktakte umsetzt, zweckmäßig erscheint, es liegt an der Hast der Gedankenführung, der selbst unsere modernste Lyrik mit ihren hilflosen Gedankenstrichen nicht nahekommt; es liegt an der oft unglaublichen Verwegenheit des Sprachausdrucks, der Mischung der Tropen. In deutscher Wiedergabe wird der Vers stockig, die Sprache nahezu irr [33]. Nur der Gräzist, der ihm sein volles Studium widmet, wird zum Bewunderer des Pindar [34]. Sagt doch der Dichter selbst, solch Dichten ist mühsam wie eine Bergbesteigung [35].

Brechen wir also ab und ermüden uns nicht weiter. Gewiß war es viel Großes und Herrliches, was Olympia gab: Steigerung der Kultur, Bereicherung des Geisteslebens, Ertüchtigung der Jugend in körperlicher Schulung und ihre Verklärung in lyrischem Hochgesang, der bis heute immerhin beispiellos geblieben ist. Aber Griechenland? Welchen Gewinn hatte davon das politische Griechenland, der große Gedanke des Allgriechentums?

Bei uns in Deutschland waren es, ehe uns ein Bismarck erstand, die wackeren Schützen- und Sängerfeste, unsere Turnvereine, auch die Schillergedenktage, wo sich von überall, von Rhein und Oder, von Schwaben und Ostpreußen die Männer trafen und, so verschieden sie waren, sich treuherzig anbiederten und sehn-

süchtig als Deutsche fühlen lernten mit der ewigen Frage: was ist des Deutschen Vaterland? Kam nicht auch in Olympia dieselbe Sehnsucht zu Worte und nährte den großgriechischen Gedanken?

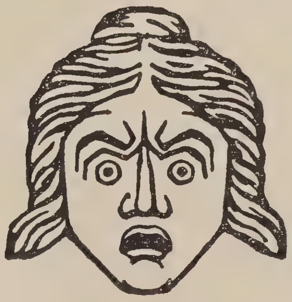
Es ist auffallend genug, bei Pindar finden wir nichts von solchen Fragen: was ist der Griechen Vaterland? noch auch gar die Antwort: das ganze Hellas soll es sein. Vielmehr wurde umgekehrt durch seine stolzen Preisgedichte überall nur der bornierte Lokalpatriotismus genährt. Der Dichter war Thebaner; schon das besagt genug. Als der athenische Staat sich die Insel Ägina angliedern will, macht er Stimmung gegen diesen Gewaltakt. In ihm herrschte nur die Liebe zum Einzelnen, nicht zum Ganzen.

Und nicht anders stand es mit dem Sportwesen selbst. Das um Sparta gruppierte dorische Volkselement bildete in Olympia die erdrückende Mehrheit. Das zeigen allein schon die Siegerlisten. Athen suchte sich dort zur Geltung zu bringen, war aber immer viel zu schwach vertreten. Als das athenische Bürgerheer einmal irgendwo in einem Lokalkriege eine Schlacht verloren hatte, da durfte der Sieger gerade hier, in Olympia, ein Siegesdenkmal errichten. Das war nicht ermutigend. Aber Athen rächte sich [36]. Überraschend schnell bildete jetzt Athen selbst einen neuen Mittelpunkt für das festfeiernde Griechenland, und Olympias Bedeutung verblaßte rasch; die grandios aufgeputzte Turnerlyrik wurde unmodern und ging ein, und in Athen erhob sich die griechische Tragödie: Äschylus gegen Pindar. Der Sieg war entschieden.

Mochten die Boxer in Olympia am schönen Alpheios weiter boxen, mochten auch reiche athenische Herren dort noch ab und an ihr Viergespann laufen lassen: was da geschah, hatte für das Gesamtgefühl keine Bedeutung mehr, und die Namen der Sieger verklangen. Das Niveau sank; es blieb nur noch ein Jahrmarktstreiben mit Berufsathleten, bis es gar auf der altheiligen Stätte zu wüsten Raufereien, zum Messerstechen, zum Kampf um die Tempel selber kam. Als Alexander der Große seinen Fuß dorthin setzte und sich lächelnd umschaute, war die Sache Griechenlands endgültig verloren; es war der Mann, dessen Phantasie und Wille über Babylon bis zum Indus reichte.

*

# Die tragische Bühne



# Äschylus.

Auch Athen hatte Feste genug. Der Sonntag fehlte den Alten; aber auch ohne das brachte das Jahr in seinem Umschwung zahlreiche Gelegenheiten zur Geschäftsruhe und Andacht. Freilich hatten Athens Feste fast alle nur lokale Bedeutung; eines der prächtigsten die Panathenäen, in der Mitte des Sommers. Auch da gab es wie in Olympia Wettfahren und -reiten, aber auch Fackellauf, auch Wassersport der jungen Marine im Hafen, vor allem Chorgesang im Theater, endlich noch die große Prozession, bei der unter anderen auch die schönsten Greise des Landes eine gesonderte Gruppe bildeten. Eine Schönheitskonkurrenz der Grauköpfe war damit verbunden; das ist echt griechisch; Schönheit über alles!

Nur die Dionysfeste Athens griffen allmählich über das bloß lokale Interesse hinaus. Denn da schlug man eine Bühne auf, und was ist lockender als Mimik, zumal in festlicher Ausstattung?

Schon bevor Xerxes Athen nahm, hatte die Stadt sich literarisch geltend gemacht; denn Anakreon beschloß da sein Dichterleben; vor allem war Athen für den Vertrieb des Homertextes der Mittelpunkt geworden. Aber auch ein primitives Theaterspiel, d. i. ein Chorreigen von fünfzig Satyrn mit nur einem Solisten war damals schon begründet worden zu Ehren des Dionys, des Gottes der Todesschrecken und der Auferstehungsfreude. Tragische Stoffe aus der alten Sage wurden auch da schon vorgetragen; mit den Wehklagen aber, die nie fehlten, wechselte stillos, unharmonisch und grell das toll ausgelassene Getriebe des als Satyrn maskierten Chorpersonals. Alles das liegt für uns jedoch im Dunkeln. Erst nach der Überwindung des Perserschreckens und dem Wiederaufbau des zerstörten Athens beginnt für uns die Geschichte des Dramas, und die Riesengestalt des Äschylus steht vor uns, der stolze Patriot, der als Jüngling bei Marathon mit gefochten, eine der größten Schöpfernaturen und kühnsten Dichter, Musiker und Dramaturgen, die die Weltliteratur gesehen.

Was war die Voraussetzung seiner Leistungen? Einen

tragischen Stoff verlangte das Fest; auch der Chor als Urbestand der Feier konnte nicht aufgegeben werden, und es galt, ihn auszunutzen. Äschylus aber stellte nun zwei Solisten neben den Chor, und ein Zwiegespräch entstand; die Solisten wurden zu Schauspielern; denn das Gespräch bringt Konflikt, und der Konflikt bringt Handlung. Die homerische Sagenerzählung wird also zum Drama, das Geschehen wird zum Erleben und das Vergangene zur Gegenwart. Aber noch mehr. Die Mischung von Ernst und grobem Scherz wird jetzt aufgehoben, und die Tragödie erhabenen Stiles löst sich als das „Spiel menschlicher Leiden“ [1] streng und endgültig vom Spiel der Satyrn, das nun zum Beiwerk herabsinkt. Wer den Prometheus dichtet, kann keine Falstaffiaden brauchen. Aber auch der Gegensatz zu Pindar ist klar; Pindar war nur Gelegenheitsdichter; auch er liebte zwar die Sagenstoffe genial neu zu gestalten, tragische Konflikte aber berührte er nicht gern. In Athen dagegen wird jetzt das verzweifelte Ringen des Menschen um sein bißchen Erdenglück zum erschütternden Gegenstand erhoben in Werken, die nicht bloß Gelegenheitsgedichte, sondern auf Wiederaufführung berechnet waren und überall gleich wirksam schienen; und dies blieb der Zweck der Tragödie bis heute. Das alles war des Äschylus Werk.

An den steilen Südabhang der Akropolis lehnte der weite, aber schmucklose Zuschauerraum. Das Wort Theater heißt nur Zuschauerraum, nicht Spielraum auf Deutsch [2]. 20000 Menschen konnten auf den bescheidenen Holzbänken Platz finden, die hoch aufgestützt den kreisrunden Tanzboden, die Orchestra, umspannten. Dieser kreisrunde Tanzboden war aber durchaus nicht für das Drama hergestellt; er diente vielmehr nur den Rundtänzen der sonstigen zahlreichen Musikaufführungen, wie sie z. B. an den Panathenäen stattfanden [3]. Diese Rundtänze wahrten eben die Kreisform (oben S. 71), und nur in ihrem Dienst erhielt die Orchestra diese Form. Äschylus verringerte nun das Chorpersonal von fünfzig auf zwölf erlesene Sänger, die in ihrer geringen Zahl in der Orchestra sich lächerlich aus-

genommen hätten; vielmehr sollten sie auf der Bühne mit Platz finden können. Denn auch noch ein hölzernes Bühnengebäude, das Skene hieß (wir sagen Szene) und außer dem Vorbau der Sprechbühne Garderobenräume und Maschinenräume enthielt, wurde am Rand des Tanzkreises aufgebaut. Wie man eine Statue nicht auf den Erdboden stellt, so auch nicht die Schauspieler; sie kamen nur auf einem Podium zur Geltung. Dort oben spielten sie; die Chorleute aber umstanden während der Handlung die zwei Schauspieler rechts und links zu je sechsen auf der Bühne, und nur in den Zwischenakten traten sie auf ein niedrigeres Podium, um dort in viereckiger Aufstellung mit feierlichem Gesang ihre Zwischengesänge aufzuführen.

Es ist Morgenstunde im ersten Frühling. Die Winterstürme schweigen, die Seefahrt ist wieder eröffnet, und die Fremden kommen und laufen im Hafen ein. Athen feiert die großen Dionysien. Der Seewind fächelt in den offenen Theaterraum, die Morgensonne wirft ihre Strahlen hinein, und die Seele des Zuhörers ist in der Frühstunde für alle Seeleneindrücke am offensten wie eine unbenutzte Photographenplatte. Auch unser Kirchengottesdienst liebt die Frühstunde als Stunde der Weihe.

Und in der Tat: dem Gottesdienst gleichen diese Theaterspiele. Denn die Ohnmacht der Menschen, die Allmacht des Göttlichen ist's, was sie vorführen in hundertfach neuen Bildern. Das Altertum entbehrte sonst der Predigt, der Kanzelrede, die bei uns allwöchentlich Erziehung und Erbauung der christlichen Gemeinde auf sich nimmt. Man mache sich klar, welch wichtiges Element der Volkserziehung dem Griechenvolk fehlte. Nur das Vorlesen aus dem Homer bot Ersatz. Aber Äschylus wollte mehr geben, als Homer gab. Homer wendet sich nie unmittelbar erziehend ans Publ.kum; der Chor des Äschylus tut es; Erziehung, Stärkung der Charaktere ist sein offenes Programm. Es blieb das Programm auch seiner Nachfolger[4].

Und er begann eine angespannte Schriftstellerei. Man möchte ihm dabei über die Schulter sehen — es heißt, er dichtete nur im Rausch —, wie seine Hand übers Papier fegte, wenn er, der Titan,

seine Strophen wie Blöcke, seine langdröhnenden Worte wie Donnerkeile schleuderte. Achtzig bis neunzig Dramen hatte man von ihm, mit Musiksatz; an drei Tagen hintereinander wurde gespielt. Andere Dichter konkurrierten. Wettkampf war alles, so auch das Dichten der Tragiker. Jeder Dichter lieferte vier Dramen, die er für die nächste Konkurrenz fertigstellte (vielfach gewiß Schnellproduktion) und die an einem Tag hintereinander gespielt wurden. Man erschrecke nicht; denn die vier Dramen waren hintereinander nicht so lang wie Richard Wagners Meistersinger; Wagners Meistersinger, ein Lustspiel, in Musik durchkomponiert: für die Griechen wäre das etwas Entsetzliches, ja etwas Sinnloses gewesen.

Die Tragödie ist zwar aus der Musik geboren, aber nur in dem Sinne, daß sie sich aus ihr loszumachen suchte. Denn das Singen ist auf alle Fälle undramatischer als das Sprechen. Aus dem Gegensatz zur Musik ist also das Drama der Alten geworden; es konnte die Eierschalen nur nicht ganz los werden[5].

Doch zur Sache. Homer hatte alle Familiengreuel, alles unheimlich Problematische zu erzählen vermieden. Äschylus sucht es auf. Die Tragödie ergänzt also Homer. Die großen unlösbaren Probleme werden jetzt aufgeworfen, als da sind: Schicksal und Willensfreiheit, Schuld und Sühne, Vererbung der Blutrache, Unentrinnbarkeit des Fluches, den ein Gott vernahm. In Angst, Schrecken und Entsetzen wirft Äschylus die Seelen seiner Mitbürger, um weit ausholend die Lösung zu bringen, die das Herz beruhigt. Es ist die Tragik, wo Tod und Leben sich umarmen. Wie wunderbar, daß diese hochernste Dichtung (denn es gibt keine, die es in Wahrheit so bitter ernst meinte und so an die innersten Nerven griffe wie die griechischen Tragödien), wie wunderbar, daß diese Dichtung aufkam und durch annähernd hundert Jahre blühte just in der Zeit, wo Athen, aus allen Gefahren errettet, der hellsten Gegenwart sich freute und dominierend dastand, als überall der Reichtum, der flotte Geist wuchs und ein genial kühnes Sichgehenlassen herrschte! Aus Pindar sehen wir, wie das Volk in der Freude

am Reichtum, in Behagen und Selbstzufriedenheit dahinlebte. Aber gleichwohl oder eben deshalb: das ganze Schulerziehungswesen wurde damals bei den Griechen strenger und straffer; auch die regsame bildende Kunst gerade dieser Zeit geht in der gleichen strengen Richtung [6], und so ist es, als ob auch Äschylus, der Dichter-Erzieher, sein so leichtlebiges Volk am Haarschopf fassen wollte mit der finsteren Mahnung: Hier ist Größe; recke dich der Größe entgegen [7]; in der Schmiede der Schmerzen festige dein Wesen; lerne dein loses Herz bändigen im Anblick des Schicksals, das uns erhebt, wenn es uns zermalmt. Dies war die Mission der äschyleïschen Tragödie.

Leider liegen von ihr wie von einem niedergeworfenen Tempel nur noch Bruchteile zerstreut. Trotzdem läßt sich ein Bild gewinnen.

Die Vorstellung beginnt. Fünfzig junge Weiber stürzen kreischend herein [8]; sie sind auf der Flucht aus Ägypten. Es sind die Danaïden, die fünfzig Töchter des Danaos, der sie begleitet. Sie fliehen vor ihren fünfzig ägyptischen Vettern, der garstigen, dunkelhäutigen niederen Rasse, die sie freien wollten [9], um sie als Sklavinnen zu halten. Beim König in Argos, auf griechischem Boden, suchen sie Zuflucht; denn in Argos haben sie Heimatsrecht, und der König der Stadt verspricht Unterkunft und Schutz. Schon aber nahen die bösen Vettern aus Ägypten selbst; ihr Herold droht. Die Mädchen stürzen an den gewaltigen Altar mit den hölzernen Götterbildern und wollen sich vor Angst und Wut an ihnen erhängen. Nur mit Mühe gelingt es dem Vater Danaos, sie zu beruhigen.

Soweit der erste Akt (oder die erste Tragödie in der Trilogie) [10]. Im folgenden wird trotzdem die Hochzeit bereitet. Denn der erwähnte König (er heißt Pelasgos), der den Schutz gewährte, ist gestorben. Danaos, der Vater der Mädchen, herrscht jetzt selbst in der Stadt Argos; die Ägypter aber haben im Kampf gesiegt, und Danaos muß seine Töchter nun doch zur Ehe verpflichten. Er tut es unter der Bedingung, daß die Mädchen nicht nach Ägypten verschleppt werden, sondern daß die Hochzeit sogleich in Argos

stattfindet. Seine Töchter sind im Palast verborgen; die Hochzeitsbettbereiter bilden jetzt den Chor des Dramas; aber sie singen unheimliche Hochzeitslieder, und Danaos hat gar seinen Töchtern Dolche gegeben. Sollen die Mädchen sich selber töten? Nein, es war anders gemeint. Da es Abend geworden, kommt die furchtbare Meldung: die Danaïden haben einmütig ihre verhaßten Gatten, da sie schliefen, ermordet, eine wahre Bluthochzeit. Die Judith, die den Holophernes schlachtet, ist nichts dagegen. Und ein Hymenäus des Grauens ist das Finale.

Aber das ist nicht der Schluß des Ganzen. Im letzten Akt treten die ägyptischen Gefolgsleute auf; sie bilden den Chor und klagen über das Schreckliche, das geschehen. Danaos dagegen berühmt sich der Mordtat, siegreich und stolz. Aber siehe, eines der Mädchen, Hypermestra, hat ihren Gatten verschont. Welch Wunder! Die ägyptischen Leute preisen die junge Heldin; Danaos dagegen, der Vater, will sie sogleich im Jähzorn strafen, in den Kerker werfen, da sie den Feind verschonte, ja ihm sogar zur Flucht verhalf. Lynkeus heißt ihr Geliebter. Hat sie ihn umsonst gerettet? Die Sache der Liebenden scheint verloren. Da tritt die Gottheit selbst dazwischen, und der Dichter spricht aus ihr: Aphrodite selbst erscheint und preist die Rechte der Liebe. In Hypermestra hat sie selbst, die Göttin, gewirkt[11].

Ein Frühwerk des Dichters; Haß, Rassenhaß das treibende Motiv; aber die Liebe siegt über den Haß. Das Recht des Individuums, das Recht auf freie Entscheidung des Herzens wird gewahrt und von der Gottheit selbst sanktioniert, die Freiheit der großdenkenden Natur gegenüber dem dumpfen Instinkt der Masse. Das Ganze kein Trauerspiel, nach allen Schrecken ausklingend in Jubeltönen. Warum hat kein moderner Dichter diesen wundervollen Stoff neu zu behandeln unternommen? Man gebe uns einen neuen Äschylus in freier Behandlung.

Wie anders Niobe, das Trauerspiel! und zwar ein Trauerspiel der Schuld: Niobe, die in rasender Überhebung sich gegen die Gottheit auflehnt, das große Vorbild für die Isabella in

der Braut von Messina. Ein Stück des Todes. Der Tod, hören wir, ist ein Gott, anders als alle anderen:

Der einz'ge Gott, der Gaben ablehnt, ist der Tod.
Man baut ihm nicht Altäre, wagt kein Opfer ihm
Zu bringen, singt ihm heil'ge Festgesänge nie,
Und das Gebet verstummt vor diesem Gott allein.

Lydische Königin, Tochter des Tantalus ist Niobe, und göttliches Blut fließt in ihren Adern. Vierzehnmal hat sie geboren; sieben untadlige Söhne, sieben Töchter sind ihr Stolz. Kein Erdenweib, keine Göttin kamen ihr gleich. „Ich ehre dich nicht," hatte sie zu Leto, der Göttin, hochfahrend gesprochen, „du Armselige, die du nichts als zwei Kinder, Apoll und Artemis, gebarst." Apoll und Artemis aber hörten es und nahmen Rache und schossen mit ihren sicheren Pfeilen alle Söhne, alle Töchter nieder, bis auf die letzten, erbarmungslos. Nun hockt Niobe auf ihrer Kinder Grabbau, in sich gekauert, eine vernichtete Größe, und damit erst beginnt das Stück. Das Schreckliche ist schon geschehen; das Ganze eine Kantate fast ohne Handlung[12]. Der Chor singt von Niobes Trauer, der Vater Tantalos sucht umsonst zu trösten; in wechselnder Fülle folgen sich Reden und Gesänge; sie aber, die Hauptperson, bleibt wortlos stumm und starr, zur Statue entgeistert, und redet nichts durch zwei Drittel des Dramas, mit großen, leeren Augen ins Publikum starrend, ein gespenstischer Anblick. Der Zuschauer ahnte schon, wenn der letzte Klageton verhallt war, welches Ende ihrer harrte. Als steinerne Frau wird Niobe weiterleben, in einen Felsgrat verwandelt, der da seelenlos nichts fühlt, ob Sonnenglut ihn sengt, ob Wintersturm über ihn hinfährt. Es ist der Sipylusfelsen in Kleinasien gemeint, damals allen Reisenden wohlbekannt, aus dem als Gießbäche in Ewigkeit Niobes Muttertränen fließen, die nie versiegen.

Gewiß ist es echteste Tragik, wenn die Leidenschaft starke Naturen in Verschuldung reißt und sie unter den Folgen zugrunde gehen. Die tragische Schuld ist daher späterhin eine

Forderung der Theoretiker geworden; schon Aristoteles redet von ihr. Äschylus aber bewegte sich frei und ohne Schablone, und jeder gewaltsame Stoff war ihm recht. Opernhaft sind solche Stücke. Hören wir von Memnon. Memnon soll mit Achill vor Troja kämpfen, die zwei gewaltigsten jungen Helden: Memnon der Sohn der Morgenröte, der Göttin Eos, Achill der Sohn der Thetis, der Meeresgöttin, beide untadlig, beide der Liebe und Bewunderung wert. Wer von beiden soll fallen? Zeus selbst tritt hier auf die Theaterbühne; Zeus selbst liebt beide, Memnon und Achill, mit gleicher Liebe. Beide Mütter, Thetis und Eos, knien rechts und links zu seinen Füßen und flehen in Liedern für ihre Söhne. Zeus greift ratlos zur Wage und hält sie hoch, legt die Lose [13] der Helden in die Schalen, und siehe, die Schale des Memnon sinkt. Es tönt schon der Ruf, daß Memnon im Kampf gefallen. Die Morgenröte trägt seine Leiche hinweg. Dabei halfen Theatermaschinen. Auf hohem Unterbau wie auf dem Olymp spielte sich die Szene ab, und ein Krahn war nötig, an dem sich die Göttin herunterließ, um die Leiche zu bergen. Den Zeus selbst aber wagte Äschylus hier auf der Bühne zu zeigen. Ähnliches hat Goethe im Vorspiel des Faust nicht gewagt. Das ist michelangelesk, wie so vieles bei ihm. Der Grieche sah hier den höchsten Gott einmal leibhaftig; der Schauspieler trug des Gottes Maske. Phidias, der Bildmeister, hatte für seinen Zeuskopf schon hier ein Vorbild.

Und der Zuschauer? Mit welchem Gefühl verließ er das Stück? Die Tugend umsonst, selbst des Gottes Gnade umsonst! Ein blindes Schicksal gibt es, das über allem steht und unentrinnbar den Schlag führt, wenn Gott selbst zaudert und schonen möchte.

Es ist der Michelangelo der Dichtkunst, von dem ich handle, und er holt weit aus, er greift ins Ungeheure und schafft den Prometheus. Mit den Jahrtausenden wirft er um sich, und es handelt sich jetzt um Gott selbst und den ewigen Bestand seiner Herrschaft; es handelt sich zugleich um das Heil der armen hilflosen Erdenmenschen: also Theologie, die gleichsam die Ewig=

keit umspannt und von der Urzeit des Vergangenen bis in die unendliche Zukunft reicht. Leider ist auch dieser Prometheus nur Bruchstück. Nur das erste Drama der Trilogie ist uns erhalten[14]. Es läßt sich jedoch bei gutem Willen erkennen, wie die Handlung weiterging.

Sie ist für uns fremdartig genug, aber es lohnt sich, sie aufzudecken. Absehen muß man dabei natürlich von der Auffassung unserer modernen Dichtung, wonach Prometheus nichts als den Trotz menschlicher Intelligenz bedeutet, der sich gegen die Götter auflehnt[15]. Die Sache liegt anders.

Zu Anfang war das Chaos. Dann herrschten die Titanen im Weltall, die wild vulkanischen Mächte, die Mächte des Gesetzlosen. Zeus erhob sich zum Kampf gegen sie als der Gott der Ordnung, des Kosmos, und bezwang sie. Auch Prometheus war Titane, aber er war zugleich die Klugheit selbst, wie schon sein Name besagt; er sah der Titanen Niederlage voraus und versuchte einen Ausgleich; als seine Brüder trotzten, stellte er sich im Kampf auf die Seite des Zeus, und Zeus siegte durch ihn. Zeus aber gedachte auch das elende Menschengeschlecht zu vernichten, die Menschen, die damals stumpf wie die Tiere dahinlebten; er wollte ein anderes schaffen. Da erbarmte Prometheus sich ihrer, stahl heimlich das Feuer, das er aus einem Vulkane holte, und brachte es im glimmenden Holzstab den Menschen, lehrte die Menschen Herd und Herdflamme, die Schmiedekunst und tausend andere Künste und Segnungen, die die lebendige Flamme, die Wunderkünstlerin, schafft, er lehrte sie auch das Schreiben, und der Kulturmensch entstand. Aber Prometheus tat mehr: er raubte den Menschen das lähmende Vorwissen der Zukunft und pflanzte ihnen vielmehr das Hoffen ins Herz, d. i. den Optimismus, den treibenden Glauben an das Bessere. Durch alles das entstand in uns die Freiheit, die Willensfreiheit in der Menschenbrust. Freiheit ist nun aber das Gesetzlose; im ganzen All gibt es sie nicht[16] außer im Menschengeist, der durch Prometheus frei oder autonom wurde. Da aber Zeus Vertreter des Gesetzes ist, das allein,

unerbittlich durchgeführt, den Kosmos sichert[17], so wirft er seinen Haß auf den Befreier. An den Felsen im fabelhaften Hochgebirge des Kaukasus wird Prometheus mit diamantenen Fesseln geschmiedet, durch die Brust ihm der Keil getrieben, eine furchtbare Qual; denn er ist unsterblich und lebt so weiter, lebt und leidet nun; er leidet, aber er trotzt. So sehen wir den Riesen auf der Bühne. Den heiligen Äther, die bewegten Winde und Erdströme, das lachende Meer ruft er als Zeugen seiner Vergewaltigung an; umsonst. An Mitleid fehlt es nicht; auf vogelbespannten Wagen fliegen die göttlichen Okeaniden heran und forschen: warum, Edler, leidest du? Auch der uralte Okeanos selber kommt von den Grenzen der Welt, auf beschwingtem Greifen kommt er durch die Luft geritten; er will helfen. Prometheus lehnt ab; es ist alles umsonst. Der Kluge aber ist im Besitz eines Geheimnisses, das Zeus nicht kennt: Zeus wird von seinem eigenen Sohne vom Weltenthrone gestürzt werden, und dieser neue Gott wird statt seiner herrschen, wenn Zeus diesen Sohn nicht ungezeugt läßt. Götterdämmerung! Es mutet uns wie Revolution des Glaubens an; Gott selbst muß einmal sich verjüngen und ein Gott der Menschenliebe werden. Zeus sendet zum Prometheus seinen Boten: „Eröffne mir das Geheimnis und sei deiner Bande ledig.“ Prometheus aber trotzt und schweigt voll Hohn, und unter Blitz und Donner stürzt der Felsen mit ihm in den Abgrund des Tartarus.

Ungemessene Zeiten vergehen; da spielt der zweite Akt. Prometheus wußte voraus, was kommen würde. Wieder sehen wir ihn an den Felsen gefesselt, und der Adler kommt nun gar und hackt ihm die Leber aus dem Leibe zur Verdoppelung des Leidens, und er sehnt sich jetzt nach dem Tod, den kein Gott stirbt. Zeus aber ist jetzt endlich zum Ausgleich geneigt, und die Überraschungen folgen sich. Er läßt zunächst die Titanen frei, daß sie ausziehen können und im Chor den Gefesselten trösten. Dann sendet Zeus seinen eigenen Sohn Herakles, daß er den Adler mit dem Pfeil erlegt, und Prometheus öffnet zum Dank nun wirklich den starren Mund und verrät dem Zeus-

boten Hermes[18] endlich das Geheimnis, das dem Zeus die Herrschaft sichert. Es ist vollbracht; die Fesseln fallen von ihm. Prometheus aber befiehlt, daß die Menschen, die sterblichen, hinfort sich mit Kränzen schmücken sollen, wenn sie in Festfeiern fröhlich sich ergehen; denn der Kranz ist Ring, ist Umschlingung, ist also Fesselung und soll die Sterblichen in Lieblichkeit an die Fesseln erinnern, die Prometheus einst für sie getragen.

Wie aber steht nun Zeus zu der befreiten Menschheit, der er das Feuer nicht gönnte? Dem Dichter kommt es denn doch nicht nur auf die Götter an; wir müssen noch hören, was aus der Menschheit wird. Auch Zeus ist jetzt zum Menschenfreund bekehrt, und die Menschenliebe wird zur Tugend der Götter. Das darzutun, war das dritte Schauspiel nötig[19]; sein Inhalt ein Vertrag der Menschheit mit Gott: der brennende Funke ist nicht umsonst in die Menschheit geworfen; alle Gaben der Kultur dürfen sich nunmehr entfalten und der Geist der Staubgeborenen im Wuchs sich frei über das Tierdasein erheben. Aber Zeus fordert dafür Frömmigkeit; er nimmt hinfort die Opfer von brennenden Altären an, die er bisher verschmähte; der brennende Herd selbst wird jetzt geheiligt in jedem Bürgerhause und Hestia, die Göttin des Herdes, bestellt, ihn zu hüten[20]. Vor allem Prometheus selbst, der für uns litt, der Feuerbringer, wird zu den Tischen der Olympier erhoben, um in Frieden mit ihnen zu tafeln, und die Erdenmenschen feiern in Athen ihm zu Dank und Ehren fortan das Prometheusfest mit dem Fackellauf, der durch die Straßen rennt und im flackernden Feuerbrand alljährlich an die Wundergabe erinnert, die einst der Titan gegeben. Er gab uns mit dem Feuer zugleich auch einen Funken Titanentrotz ins Herz, und wir düfen uns dessen freuen. Zeus duldet es.

Goethes Faust, Dantes Göttliche Komödie, Äschylus' Prometheus, welches Werk ist allumspannend großartiger ersonnen?

Kehren wir denn noch einmal zur Menschheit zurück. Man redet so viel von der Schicksalstragödie der Alten, und in der Tat nimmt Äschylus das Wort Schicksal oft genug in den Mund;

den Ausdruck „Schicksalstragödie“ aber kennt das Altertum nicht. Unsere nächste Gegenwart ist es, die neuerdings in ihrer Weise etwas derartiges hervorbrachte; das sind die widrigen Stücke mit den vererbten Krankheiten, wofür Ibsens „Gespenster“ das Muster gaben; deutsche Theaterstückfabrikanten haben es dann nachgeahmt: der Vater starb an Gehirnerweichung, also droht auch seinem Sohn Oswald dasselbe Ende. Das ist in der Tat blindestes Schicksal. Anders Äschylus; auch bei ihm spielt die Vererbung eine Rolle, indem er weitsichtig ganze Generationen vorführt, aber was sich da vererbt, ist die Verstrickung in die Übertretung. „Die gottlose Tat erzeugt ein Geschlecht böser Taten“ [21]. So vor allem in jener düsteren Trilogie, die drei Geschlechter umfaßt, vom Vater des Ödipus, der sich sodomitisch verging, von Ödipus selbst, der dann seine Mutter freit, und von Ödipus' Söhnen, die im Wechselmord enden; ein tragischer Niedergang, aber ohne physische Degeneration. Es sind starke Charaktere, die im Jähzorn gegen ihr Los kämpfen; aber eine höhere Notwendigkeit wirkt in ihnen. Die Mühlen der Götter mahlen spät, aber gründlich.

Das einzige Äschylusstück endlich, das noch heute, freilich in unzureichender Übersetzung, über die Bühne geht, ist der Agamemnon; in Reinhardtscher Aufmachung hat man es im Zirkus gespielt, galvanisiert, mit Statisten, modernstem Theaterfirnis und Lichteffekten. Es fehlte nur noch, daß man das Stück aufs Kino brächte. Warum nicht? Kino ist ja schließlich auch ein griechisches Wort.

Klytemnestra, das Schreckbild, tritt uns hier entgegen, das weibliche Gegenbild zu Richard III.

Es handelt sich hier um die Pflicht der Blutrache, dieselbe heimtückische Blutrache, die in Griechenland noch heute gilt und voll lebendig ist; sie ist ein Krebsschaden im Volksleben, und der Rechtsstaat kann sie nicht dulden. Agamemnon und Ägisth sind Vettern; die gräßliche Fehde ihrer Väter geht auf die Söhne über. Ägisth haust als Buhle Klytemnestras auf der Burg in Argos, und so ermorden die zwei den Agamemnon, da er

eben als königlicher Sieger zu seiner Königin aus Troja heimkehrt, im Bade. Klytemnestra selber schwingt die Axt. Dies der Inhalt. Es ist wunderbar, wie Äschylus hieraus ein durchaus selbständiges Drama formt, das doch in Wirklichkeit für seine Zwecke viel zu eng und wieder nichts als der erste Akt einer Trilogie ist, ein Teil des üblichen Dreigespanns. Der Dichter will lehren, daß es mit solcher Blutrache endlich einmal ein Ende haben muß; daher muß zunächst im zweiten Drama der Sohn Orest noch für den Vater die Rache an Klytemnestra vollziehen; er ersticht sie; die Rachehunde der Erschlagenen, die Erinyen, kommen dann über ihn, und er flieht vor ihnen zum Apollinischen Tempel, das Mutterblut noch an den Händen, da die Erinyen nicht ruhen, bis auch an Orest ein Rächer die Rache vollzog.

Aber das dritte Stück rettet ihn, und es bringt zugleich die Lösung der Prinzipienfrage, im seltsamsten aller Theatervorgänge. Wir erleben eine nüchterne Prozeßverhandlung. Orest steht vor Gericht. Die Göttin Athene führt den Vorsitz; athenische Bürger stimmen auf dem Areopag ab. Die Erinyen treten auf, belangen Orest; Apoll verteidigt ihn, ein Wortgefecht. Die Abstimmung entscheidet zugunsten Apolls; Orest ist freigesprochen; denn dem Blute nach, so hören wir, und durch den Akt der Zeugung steht der Sohn dem Vater näher als der Mutter. Im übrigen aber soll hinfort kein Mord mehr durch Mord gesühnt, sondern durch ein Bürgergericht auf dem Areopag Athens abgeurteilt werden; d. h. der Staat vollzieht von nun an die Sühne. Die bösen Erinyen werden endlich von Athene besänftigt; sie heißen hinfort die Eumeniden, d. i. die Gutgesonnenen, und in feierlicher Schlußprozession werden sie in ihr neu gestiftetes Heiligtum abgeführt.

Programmatisch wird die Idee natürlich n i ch t ausgesprochen, die der Dichter seinen Werken zugrunde legt; aber wie man aus jedem gotischen Bau die Idee des Hochstrebens oder die Himmelssehnsucht herausfühlt, so auch die latenten Grundgedanken aus jenen Trilogien. Sie sind Ideendichtung. Trotzdem leben die

Menschen in ihnen doch aber als Vollmenschen sich aus, am wuchtigsten jene Klytemnestra, die lauernde Natter, das dämonische Weib, ein Übermensch, wie aus Stahl geschmiedet; entschlossen und frech, die energischste Sünderin ohne Skrupel und ohne Reue. Nach dem Mord tritt sie mit dem blutigen Beil frohlockend aus der Palasttür: „Ich hab's vollbracht[22]; da liegt er, mein Gatte, ein Werk meiner Meisterhand, die ihn geschlachtet". Wie ein böser Rabe steht sie über der Leiche. Das Wehe aber durchhallt das Stück.

Man muß staunen, daß das Publikum, das im Theater zusammenlief, Verständnis hatte für diese schwere Dichtkunst, Verständnis hatte für das phantastisch Unwirkliche, Überwirkliche, das sie vorführt. So auch die Sprache des Äschylus; der Gipfel des Pathetischen, eine Spreizung des Wortes; büffelmäßig nannte man zum Scherz diese Sprache. Der Bilderreichtum ist oft verwirrend; so heißt es: das Weib bangt vor der Zukunft wie der Vogel vor dem Vogelnetz. Alte Männer, die nicht mehr in den Krieg ziehen können, wandeln verdorrten Leibes dreifüßig einher (dreifüßig, weil sie den Stab brauchen), und sie sind wie ein eintägiges Traumbild[23]. Das Feuer auf dem Altar heißt der wohlriechende Weihrauchzehrer[24], der Winter der Vogeltöter[25], der Kriegsgott Ares gar der Leichengeldwechsler, weil er mit den Leichen umgeht wie der Geldmann mit den Goldstücken[26]. Unheimlich andeutend der Chorgesang: „Zwei Adler flogen aus, der schwarze und der weiße, die die trächtige Häsin jagen und fangen": eine üble Vorbedeutung für Agamemnon. Kalchas weissagt: ein Opfer wird daheim gerüstet, gesetzlos, ruchlos; welches Opfer? Der Chor ahnt schon Übles und wimmert angstvoll den Refrain: „Ailinon, Ailinon! Dennoch möge das Gute siegen". Dann tritt zu Wagen Agamemnon auf, als Siegerkönig; über blutfarbige Purpurdecken heißt Klytemnestra gleißnerisch ihn eintreten in seinen Palast, und heuchelnd spricht sie zu ihm, bilderreich: „Du bist uns nun wieder wie ein Wächterhund im Hofe, wie ein Schiffstau, das den Mastbaum hochhält, wie ein fußfester Pfeiler für das Dach des Hauses,

wie ein schöner Frühlingstag nach dem Wintersturm"[27]. „Zu viel Worte," erwidert darauf tadelnd Agamemnon; „nach Orientalenart gähnst du mir knierutschenden Redeschwall entgegen." Die Ahnung des Bösen aber wächst; die Männer im Chor raunen sich zu: „Mein Gesang weissagt mir wider Willen; umsonst wehrt sich der Verstand; die Furcht täuscht nicht; im Strudel nahender Erfüllung kreist mein Herz." Erregter noch, extatischer die Sprache der Seherin Kassandra, die zugegen; anfangs ist, was sie sagt, noch undeutlich verschleiert wie das Antlitz der verschleierten Braut; aber sie reißt den Schleier herunter und verkündet „von Menschenblut ein Trinkgelage", das drinnen im Palast beginnt; „der Erinyen blutgewohnter Schwarm (niemand kann ihn verscheuchen) kauert im Haus, und sie kläffen da wie Hunde ihren Singsang heulend vom ersten Ursprung alles Unheils und speien Hohn, wenn sie der Schuld, der altererbten Schuld gedenken." Kalter Schauder erfaßt den Chor und das Publikum mit ihm. Im raschen Zug folgt dann die Tat; an das Ohr des Zuschauers aber schlagen dann Weisheitssprüche wie dieser: „O Lose der Sterblichen! Beklagenswert der Glückliche: ein Schatten huscht über sein helles Glück, und es ist nicht mehr. Beklagenswerter der Unglückliche: der nasse Schwamm des Vergessens wischt wie eine geschriebene Schrift alle Erinnerung an ihn weg, und niemand will mehr seiner gedenken"[28].

Der Zuschauer aber, der geduldig aushielt, hatte nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen. Am erstaunlichsten vielleicht der Anblick der vielerwähnten Erinyen, die, unmittelbar aus der Hölle gekommen, zunächst auf der Bühne laut schnarchend schlafen, schwarz wie die Teufel mit ekeltriefenden Augen, dann hinter Orest her ihr „Hetz hetz" rufen und ihren Chortanz aufführen, nicht etwa in des Theaters Rund, wie Schiller es sich dachte, sondern im Viereck. Jeder Chortanz war allemal Quadrille. Äschylus, der Dichterkomponist, erfand dafür selbst allerlei neue Tanzverschlingungen oder Touren und war stolz darauf[29]. Der vielseitige Mann sorgte aber auch für Kulissen-

malerei, er sorgte für Theatermaschinen, Unter- und Oberbühne, optische Überraschungen jeder Art.

Und wo steckte er selbst nur, der Dichter? Denn er spielte auch selbst regelmäßig in seinen Dramen mit; er war sein eigener Devrient oder Talma. Ob er nicht gar die Effektrolle der Klytemnestra spielte? Nur an der Stimme ließ sich das erkennen; denn sein Gesicht steckte in der Maske. Es wurde nur in Masken gespielt. Schauspielerinnen gab es nicht, und Männer maskierten sich also auch als Frauen. Solche Maske wechselte nie im Ausdruck; sie errötete nicht, sie lächelte nicht. Dazu die hohen Perücken mit Haarmähnen und die Auspolsterung; um größer zu erscheinen, wurden die Spieler mit Polstern unter ihren Prachtgewändern ausgestopft, und auch durch den Kothurn endlich wurden die Figuren vergrößert, einem Jagdstiefel mit hohen Sohlen, der in späteren Zeiten sogar zur hohen Stelze sich auswuchs.

Hätten die Zuschauer Operngläser gehabt, sie hätten über solche Aufmachung gelacht. Aber all das war auf Fernsicht berechnet, zur Steigerung der Deutlichkeit; denn die Bühne lag weitab von den Zuschauern an der Tangente des Orchestrakreises, welcher Orchestrakreis selbst ja ganz anderen Zwecken diente. Die Akustik war in eben jenen Theatern wunderbar; wir können das an den Ruinen noch heut erproben. Alles Optische aber war auf Fernsicht, also auf Verkleinerung berechnet. Natürlich litt die Illusion; aber auf sie war es nicht abgesehen.

Klar ist aber auch, daß die Schauspieler sich in ihrer Tracht auf der Bühne immer nur langsam und mit Vorsicht bewegen konnten. Alle Tötungen geschahen deshalb nur hinter der Szene, und der Bote mußte von ihnen berichten. Auch gesessen wird selten, gespeist und getrunken nie. Die Masken hinderten. Das Bühnenbild zu zwei, höchstens drei Personen wirkte zumeist so ruhig wie ein edles attisches Relief, das mit seinen stillen Figuren die erregte Handlung nur andeutet. Über all dies Unrealistische der Inszenierung mußte schließlich die Dichtung selbst durch ihre packende Sprache hinweghelfen.

Die drei Dramen sind aus. Sollte das Volk nun nach Hause gehen? Gut drei Stunden lang (sagen wir, von 8—11 Uhr vormittags) hat es geduldig alle Schauer des Tragischen ertragen. Aber das Dionysosfest war doch auch ein Fest der Freude, und Äschylus fügte deshalb zum Schluß noch eine ausgelassene Posse, die sich rasch abspielte, hinzu; ein Satyrspiel; die meckernden Satyrn waren darin die Hauptpersonen. Bald ist es eine edle Jungfrau, die die Naturburschen am Quell beschleichen (Amymone), bald tritt Kirke auf, die des Odysseus Gefährten in Schweine verwandelte, bald gibt die Sphinx ihr berühmtes Rätsel auf, und die Satyrn freuen sich, wenn der junge Wandersmann Ödipus kommt und das Rätsel errät und das Ungetüm sich in den Abgrund stürzt. Lachen tut wohl; erleichtert strömt das Volk endlich aus dem Theater, um den Rest des Tages beim Humpen Wein und im Kommersieren zu des Bacchus Ehren zu verjubeln. Wir können leider nicht mittun und stellen stattdessen in aller Nüchternheit nur noch Folgendes fest.

Das Theater war die Schöpfung des Äschylus, des Atheners. Aber diese Schöpfung war zum Glück nicht nur für Athen gemacht, sondern für alles, was griechisch sprach; das stellte sich bald heraus, und das ist das Wichtigste für den, der auf die Entwicklung des Griechentums acht gibt. Die Bretter, die die Welt bedeuten, eroberten sich auch diese Welt für alle Zukunft. Äschylus dichtete nicht etwa in dem Dialekt, den man nur in Athen sprach, sondern in einer planvoll wechselnden Sprachbehandlung, die man in Kleinasien so gut wie in Theben und Sparta verstand, und bald genug strömten zu diesen dramatischen Dionysien von weit her wirklich die Auswärtigen heran. Aber auch er selbst, der stolze Mann, blieb nicht in Athen; um für seine Sache Propaganda zu machen, reiste er wiederholt, dreimal, persönlich nach Sizilien. Denn nicht in Sparta, Korinth oder Theben, wohl aber in Sizilien, vor allem in der Großstadt Syrakus, gab es, wie in Athen, ein selbständiges literarisches Leben von Bedeutung, das von Dichtern wie Stesichoros und Empedokles getragen wurde; vor allem brachte Epicharm eben

damals in Syrakus die ersten Versuche eines Lustspieles, also auch das ein Bühnenbetrieb. So hat Äschylus als Dichter, Schauspieler und Regisseur auch dort gewirkt, hat sich durch seine Aufführungen auch das dortige literarisch interessierte Publikum planvoll gewonnen, und der unmittelbare Effekt war, daß die Theaterdichtung fortan alle andere Dichtung tot machte.

So wirkte der Unermüdliche, ein Willensmensch voll herber Überlegenheit, kurz angebunden und streng und doch vom Erfolg gekrönt, von der Sympathie getragen, bis in sein hohes Alter.

Der Lieder Überredungskunst,
Sie blieb mir durch der Götter Gunst
Voll Kraft im Herzen,

sagt der Altgewordene von sich[30], bis der Tod ihn in Sizilien, fern von Athen, überraschte. Ob ihn ein Schlag getroffen? Die Anekdote erzählt es anders: ein Adler hatte eine Schildkröte gegriffen, stieg hoch und ließ das Tier aus seinen Klauen fallen, und das fallende Tier zerschlug des Äschylus kahlen Schädel. Gewiß eine sinnreiche Fabel[31]; denn aus der toten Schildkröte wurde ja die Leier hergestellt; nun rächte sich die Schildkröte an dem, den die Leier groß gemacht.

## Sophokles.

Inzwischen war Athen wie Syrakus mehr und mehr zur Großstadt geworden, und nicht nur das Theater der Stadt zog die Fremden an. Vieles hatte man der Liberalität Kimons zu danken. Kimon war es, der die südliche hohe Stützmauer des Akropolisplateaus baute, und der Bergfelsen wirkte nun erst wie ein kunstvolles, mächtiges Konsol, würdig, die stolzesten Tempel zu tragen; übrigens pflanzte Kimon auf dem Marktplatz Platanen und schattige Alleen bei der Akademie. Derselbe siegreiche Mann brachte Polygnot nach Athen; Polygnot, der erste Kunstmaler großen Stiles, wurde athenischer Bürger; er malte in einer der öffentlichen Hallen große Fresken, unter

anderem die Schlacht bei Marathon, dem Vater Kimons zu Ehren, und Athen wurde so der Quell- und Ausgangspunkt auch für die große Kunst der Wandmalerei, die in der Freskokunst bis heute dauert; er selbst noch archaisch im Duktus und schlicht-erhaben wie Äschylus. Auch Myron, der Plastiker, auch Kalamis, schlugen ihre Werkstätten in Athen auf; Phidias aber übertraf sie alle, der damit begann, das Riesenerzbild Athenes, mit der Basis neun Meter hoch, auf die Akropolis zu pflanzen. Sie stand im Freien, und ihr ragender Spieß glitzerte in der Sonne, ein Wahrzeichen, das der anfahrende Schiffer schon aus der Ferne freudig grüßte.

Seit dem Jahre 464 aber führte Perikles den Staat, und alles steigerte sich noch weiter. Auch Staatsmittel wurden jetzt in den Dienst der Kunst gestellt. Wie vom Hymettos der süße Honig der Bienen, so kam vom Pentelikon der pentelische Marmor; man entdeckte seinen Kunstwert und Luxuswert, und der wundervolle Parthenon entstand endlich im Jahre 439, durch und durch Marmor, auf dem Burgberg hoch über dem Theater, dazu der vornehme Portalbau der Propyläen, durch den man den Berg betrat; blendende Bauten; es gab bisher nichts der Art. Die Marmorberge selbst wandeln sich von jetzt an in Tempel, und der Tempel ist Bein von ihrem Bein. Phidias schlug dort oben selbst sein Atelier auf, zog Schüler heran, und jener Tempelschmuck, die Marmorfriese und Giebelfiguren des Parthenon wurden geschaffen, die noch heute das Wunder der Welt sind. Beklagenswert Winckelmann, daß er sie noch nicht kannte. Man überbiete einmal die Komposition des Parthenonfrieses, eine einzige, langhinwandelnde Prozession von gut hundert Personen in wohltuend stetiger, ruhiger Bewegung, die schönste Mannigfaltigkeit in der geschlossensten Einheit, oder hoch im Giebelfeld die Tauschwestern und den „Theseus“, die wuchtig lagernden Gestalten in Vollplastik, atmender Stein, kraftgesättigt, die Gewänder wie feucht herabfließend in rieselnden Falten, als genössen sie sinnenfreudig die Schönheit der Glieder, die sich in sie kleiden. Es war dies die erste wahrhafte Vergöttlichung des Menschenleibes.

Dagegen hatte das obligat steife, elfenbeinbeschlagene Holzbild Athenes, das Phidias in die Tempelstube stellte, im Grunde wenig zu bedeuten; denn wie viele waren es, die Zugang zu ihm hatten? Mit Emblemen und Schmuck war das Bild überladen; der Mantel der Göttin, aus purem Gold geschmiedet, hatte allein ein Gewicht von 40 Talenten, das sind etwa 26 Kilo; ein Teil des Staatsvermögens war tatsächlich in diesem Mantel angelegt. Athene trug also die Goldreserven des jungen Bundesstaates auf ihren Schultern. Wann würde die Zeit kommen, wo man gezwungen war, sie einzuschmelzen? Nach alledem aber wurde Athen nun nicht nur für die Poesie, sondern auch für die Bildnerkunst die Zentrale, und die Aufträge von außen kamen; vor allem bekam Phidias den Auftrag, in Olympia den Zeus zu bilden.

Aber noch mehr; auch für das musikalische Konzertleben wurde die Stadt der Mittelpunkt; denn Perikles baute ein Odeon, ein steinernes Konzerthaus; es war der Mutterbau aller Odeen der Folgezeit, der Jetztzeit. Und das Bauhandwerk bekam noch mehr zu tun: die Altstadt Athen selbst ließ sich zwar nicht umbauen, wohl aber die Hafenstadt, der Piräus; er wurde modernisiert wie ein Schachbrett mit rechtwinklig sich schneidenden, schnurgeraden Straßen und Häuserkarrees[32]. Dazu die neuen Docks und Arsenale! Wer zu Schiff anfuhr, kam aus dem Staunen nicht heraus. Rapid entstand das alles. Athen war mit seinem Hafenplatz die fürstliche Residenz für ein Volk der Matrosen, Töpfer, Küfer und Walker geworden.

Und zu Schiff kam dann auch noch ein unerwarteter Gast, ein regelrechter Philosoph aus Kleinasien, an, und auch das ist erwähnenswert; es war Anaxagoras, der in Athen um das Jahr 460 sein Lehrbuch schrieb. Er lieferte gleichsam die jonische Spekulation an Athen aus, und damit hatte sich die große Spinne der Philosophie hier festgesetzt. Natürlich brachte der Mann sein eigenes System mit. Was nützte es aber den Athenern damals, über Atome und Weltwirbel eine neue Theorie zu hören oder daß die Sonne größer als der Peloponnes sei?

Sokrates, der Forscher, zerriß hernach schnell genug die Spinnweben dieser gutgemeinten Träumereien. Derselbe Anaxagoras war es auch, der, als man ihn fragte, wo ist dein Vaterland? nichts zu sagen wußte und nur tiefsinnig auf den Himmel wies[33]. Er war nicht von dieser Welt. Für das hochstrebende politische Leben der Stadt war das nichts, und man begreift, daß das Volk ihn mit Mißgunst und Haß verfolgte.

Und was ist solcher Mann gar für uns heute? Seine Lehre ist verklungen wie ein Vogelschrei im Sturmwind. Anders wahrlich die Dichter, die neben Anaxagoras sich erhoben! Sie sind echte Athener, Sophokles und Euripides[34]. Erst durch diese zwei kam die tragische Dichtung Athens zur höchsten Entfaltung; sie waren die Fortsetzer des Werkes des Äschylus. Beide das Herz voll Menschenliebe, die zum echten Dichter gehört: Euripides, der jüngere, eine problematische Natur und das Problematische suchend, darum interessanter gerade durch seine Fehler, mit der Sucht, ja Sehnsucht nach intimen Reizen, die nur durch Verkleinerung des Großen zu erreichen waren; Sophokles der glücklichere, den, wie man rühmte, nie ein Übel betroffen[35], des Äschylus eigentlicher Konkurrent, der noch den großen Ton wahrte, gleichwohl aber das Seelenleben im Drama schon wesentlich bereicherte. Die Träne des Mitleids begann erst jetzt zu fließen, denn Äschylus war vielmehr der Dichter der Furcht gewesen. Äschylus wirkte erschütternd, Sophokles ergreifend, und er hatte Honig auf der Lippe[36]. Auch der heutige Leser kann dies einigermaßen nachempfinden; denn Sophokles und Euripides lassen sich auch in der Übersetzung ganz wohl würdigen. In Goethes Iphigenie klingt der Ton weiter, den Sophokles anschlug.

Im Genuß der erfochtenen Siege Athens war Sophokles aufgewachsen, ein bildschöner Mensch aus vornehmem Haus, Sohn eines Großfabrikanten. Als Sechzehnjähriger feierte er den Seesieg von Salamis mit, wo die munteren Knaben das Lob- und Triumphlied sangen und im Tanze sprangen und er selbst leierspielend voranschreiten durfte, nackt und die Haut

glänzend von Öl. Polygnot, der Maler, benutzte den jungen Menschen als Modell. Ein Virtuose im Ballspiel[37] war er auch, und bald genug der jovialste Gesellschafter. Alles liebte ihn, und er verstand auch das Lieben: Äschylus der herbe Michelangelo, Sophokles der Rafael, der Mensch des Sonnenscheins, aber zugleich praktisch klug und geschäftskundig und auch als Beamter im demokratischen Staat verwendbar. Mochte er dichten, soviel er wollte: man machte ihn zum ersten Finanzbeamten des Bundesstaates[38], ein gefährlicher Posten, denn wie leicht war es, über die Bundeskasse falsch Buch zu führen. Er wurde gelegentlich auch Stratege, einer der zehn Kommandanten der Bürgerwehr, und zog als solcher mit Perikles zusammen zu Schiff gegen die Insel Samos, die ihre Bundespflicht verletzte[39]. Perikles war gewiß kein Napoleon, Sophokles erst recht nicht; gleichwohl ging die Sache glatt. Übrigens lernte er bei dieser Unternehmung den Dichter Jon kennen, und dieser Jon erzählte hernach, wie sie da zusammen gezecht und wie gewandt und spaßig tändelnd sich Sophokles im Umgang zeigte. Sophokles scherzte da über Homers rosenfingrige Eos und meinte: wollte man Eos wirklich rosenfingrig malen, so würde man glauben, ihre Hand sei die Hand eines Purpurfärbers. Dann überlistete er den kleinen hübschen Mundschenken, der ihm schon vorher ins Auge stach. Ein Halm oder ein Fäserchen hing an seinem Trinkbecher. „Blas' mir den Halm weg," befahl er; als aber der Bursche den Kopf artig näherte, umfaßte er ihn rasch und küßte ihn und sagte dann: „Perikles behauptet, ich sei nur Dichter und kein Stratege. Nun hab' ich aber doch wohl auch meine Strategie bewährt."

Welch Glück, daß wir von dieser heiteren Seele nun auch ein lustiges Drama im Bruchstück erhalten haben, ein Satyrspiel „die Spürhunde", als Nachspiel hinter drei Tragödien gedacht; gedichtet im harmlosen Märchenton. Was kann es erquickenderes geben? Die lieben Götter agieren: Gott Apoll besitzt eine schöne Rinderherde; sie ist aber gestohlen, weggetrieben. Nun ruft er die Satyrn mit ihrem Papa, dem

Silen, aus den Gebüschen herbei: „Sucht, sucht! findet sie mir wieder. Die Tiere sind am Huf kenntlich, dem ein Dreifuß eingebrannt ist. Wer sie mir wiederschafft, erhält einen Kranz von Gold." Die Satyrn machen Juchheißa, juchhe!, rennen, schnüffeln am Boden und spionieren und plärren dazu ihren Singsang: Dax dorido, halli hallo, wauwau, juhi! bis sie die Spur der Tiere gefunden haben, vor einer Felsengrotte in Arkadien. In der Grotte sitzt unterirdisch der Dieb; wer ist's? es ist der schlaue Gott Hermes, das Kind. Hermes ist eben erst fünf Tage alt, aber, weil er Gott ist, schon ganz stark und hochgewachsen. Und plötzlich lauschen die Satyrn: horch, horch! Sie hören Saitenspiel aus der Tiefe. Welch Entzücken. Derartiges hörten sie noch nie. Sie hopsen und lärmen. Da erhebt sich aus der Grotte die Bergesgöttin Kyllene, verbittet sich dies rüpelhafte Betragen und erzählt, daß der junge Gott Hermes soeben eine Großtat begangen, daß er die Leier erfunden hat. Es gab bisher noch keine Leiern in der Welt. Hermes griff sich eine Schildkröte und zog Saiten über den hohlen Schild des toten Tieres und festigte die Stäbe mit Rinderhaut.

Mit Rinderhaut? Also war er der Rinderdieb, der Gauner! Woher sonst die Rinderhaut? In der Tat, er tat es, der Gott aller Spitzbuben. Schon kommt Apoll hinzu, und der Tauschhandel beginnt. Hermes mag das gestohlene Vieh behalten, aber er liefert dafür seinem edlen Bruder Apoll die Leier aus, und so wird Apoll der Gott der Lieder und beginnt sogleich göttlich aufzuspielen, und die Satyrn tanzen dazu, so ausgelassen sie können, und raufen sich um den goldenen Kranz, den sie als Finderlohn erhalten, bis Papa Silen sich ihn auf seinen Kahlkopf setzt[40].

Warum macht man aus diesem süßen Scherz nicht einmal eine Spieloper für die heutige Bühne? ein Singspiel? Ein Mozart müßte dazu mit seiner Zauberflöte kommen.

Jeder spürt die Gesundheit der Seele dieses Dichters. So ist Sophokles denn auch Priester des Asklepios, des Gottes der Genesung gewesen. Er war es, der den Kultus des Asklepios

aus Epidaurus nach Athen übertrug. Er hatte ärztliche Interessen. „Planlose Muße schafft nichts Gutes, und Gott ist nicht mit dem Nichtstuer," war sein Ausspruch[41]. Hart oberhalb des Theaters selbst, am Hang des Felsens, wurde die Asklepioskapelle gebaut, und wenn Sophokles dort sein Priesteramt vollzog und um die Kranken sich bemühte, konnte er in das offene Theaterrund hinabsehen, wo man seine Tragödien gab. Auch die tragische Dichtkunst schafft Gesundung, Reinigung der Seele.

Er war ein fruchtbarer Dichter und hinterließ an 120 Dramen; es wurden also durchschnittlich in zwei Jahren immer vier Dramen fertig. Er schuf leicht wie Rafael und in rafaelischer Anmut und Wahrheit. Schon achtundzwanzigjährig siegte er über Äschylus mit einem Stück, das noch ganz in des Äschylus Art Götter auf die tragische Bühne brachte, handelnd von der Korngöttin Demeter, die ihren Apostel über die Welt sendet, um der Menschheit die Saat und Saatbestellung zu schenken, also ein Agrarierstück[42]. Kimon, der Feldherr, kam gerade von auswärts zur Aufführung heim, und er war es, der bei der Preisverteilung zu des jungen Dichters Gunsten entschied; auch Kimon war agrarisch interessiert. Hernach aber änderte Sophokles seine Kunst; er änderte das Wesen der Tragödie. Vor allem die Götter verschwinden aus ihr, ebenso die verblüffenden Maschinenkünste. Die Vermenschlichung des pathetischen Dramas war sein Verdienst. Das Leben ist grausam, die Schuld verlangt ihre Sühne, und das Schicksal ist unerbittlich; das weiß auch er, aber das alles wird zum rein persönlichen Erleben, und wir hören das Pochen des Herzens derer, die da kämpfen und streben und untergehen.

Aber auch der Chor tritt jetzt mehr zurück; was er voller Wohllaut singt, ist nur noch das Echo der Leidenschaften, die sich auf der Bühne abspielen. Und die Helden selbst? Des Äschylus Figuren waren wie aus Basalt gehauen; durch ihren Eigenwillen steif gehalten, stehen sie da, immer sich selber gleich, bis sie umfallen oder triumphieren. Bei Sophokles lockert sich alles; wir sehen die Entschlüsse aufkeimen, sich durchkämpfen, sehen

die Zweifel und alle zarteren Empfindungen sich regen; gleichsam an die Weichteile der Seele wird gerührt, und alles ist Entfaltung, Spannung, inneres Erleben.

Aber noch eins: Sophokles dichtet auch nicht mehr in breiten Trilogien; drei Stücke gab er zwar pflichtgemäß; aber sie hingen nicht mehr unter sich zusammen: Kondensierung des Dramas, Verdichtung der Dichtung war die Folge. Der Rahmen der Handlung wurde enger, die Arbeit um so schwieriger. Denn es ist schwerer, eine Novelle zu schreiben als einen Roman; die innere Wahrscheinlichkeit leidet in der Einengung nur zu leicht, weil alle Übergänge der Stimmungen sich nun um so rascher vollziehen müssen und doch eine ausreichende Motivierung nicht fehlen darf. So kann man denn ruhig vermuten, daß dem Dichter keineswegs alle Werke gleich gut gelungen sind. Wir sehen es noch an seiner Deïanira; dies verliebte Weib handelt denn doch bei ihm zu planlos töricht; die Motivierung ist geradezu schlecht, und der Kummer der Frau will uns nicht rühren. Aber sonst! Gerade die Frauengestalten sind des Sophokles Ruhm; er stellte das Edelweib auf die Bühne; kein weichlicher Typ, sondern rassig und stark.

Nehmen wir wieder den viel behandelten Stoff vom Orest, der an der Mutter die Ermordung seines Vaters Agamemnon rächt. Bei Sophokles ist nicht Orest Hauptperson der Handlung, sondern seine Schwester Elektra, und nach ihr heißt das Stück. Von ihrer infamen Mutter mißhandelt und als Sklavin gehalten, lebt Elektra hoffnungslos trauernd im Palast; Orest ist fern; die Stimmung ist grau in grau. Sie ergießt sich in wortreichen Klagen, ihr Herz krampft sich in ohnmächtigem Groll. Da erscheint schon Klytemnestra, und es kommt zum fanatischen Wortgefecht zwischen den zwei Frauen, Mutter und Tochter, das großartige Vorbild für den Kampf der Frauen, wie ihn Schiller wiederbrachte: Elisabeth gegen Maria. Wie mit Peitschenhieben fährt Kletemnestra auf Elektra ein; der moralische Sieg aber ist bei der Überwundenen. Der Dichter steigert zunächst noch ihren Jammer; denn die Kunde kommt: Orest

ist tot. Und nun setzt gleich danach der wundervoll erregende Wechsel ein: Schwung und Gegenschwung. Orest steht leibhaftig vor ihr; er lebt, er ist da; er gibt sich zu erkennen. In ihrer Seele erjauchzt ein namenloses Entzücken; sich überstürzende Worte; Orest muß die Schwester mäßigen, und ihre Energie schnellt nun gleich mächtig empor. Rache! Wie im Fluge geht jetzt die Handlung: „Stoß zu, stoß noch einmal!" ruft sie, als Orest nach bangem Zweifel die Mutter, die Megäre, wirklich tötet. Ägisth erscheint. Wieder ist es Elektra, die Ägisth, den Sünder, mit siegreicher List zu Fall bringt, und jedes Wort atmet Erlösung. Der Wechsel der Stimmungen ist wunderbar. Von den Erinyen aber ist nichts mehr zu spüren[43].

Kein Zweifel: solche Elektren können nur nach dem Leben gezeichnet sein. Die bedeutende Frau steht hier vor uns, die echte Athenerin. Man irrt sich, wenn man die Griechinnen jener Zeiten gewöhnlich als hausbackene, geistig unentwickelte Personen, als gesellschaftliche Nullen betrachtet. Das wird uns späterhin auch die Komödie des Aristophanes lehren, und die Grabdenkmäler vom Dipylon, die Grabreliefs mit den edlen Bildern attischer Frauen, ob sie nun Hegeso oder Korallion heißen, bestätigen es. Nicht nur die Dichtung, auch die Plastik hat die attische Frau verherrlicht.

Und nun die Antigone. Neben dem Stück des Sieges das Stück des Unterganges. Es ist das Stück, das da predigt, daß die Geschwisterliebe höher steht als die Gattenliebe[44]. Gefochten aber wird um eine Idee: das ungeschriebene Naturgesetz in Kollision mit dem Staatswillen, dem Willkürgebot des Herrschers. Antigone ist Nichte des Königs Kreon; Hämon, ihr Vetter, der Sohn des Königs, liebt sie, und sie soll ihn ehelichen. Aber Antigones Bruder ist soeben im Krieg als Landesverräter gefallen. Der König gebietet, der Verräter soll unbestattet liegen bleiben, den Hunden ein Fraß. Antigone hört es, und ihr Herz empört sich gleich. Ihre zaghafte Schwester steht neben ihr; die Schwester will nichts wagen. Da eilt Antigone allein zur Tat (denn die Verwesung droht schon der Leiche), obschon sie weiß,

daß ihr selbst ein grauenhafter Tod bevorsteht, und bestreut die Leiche heimlich mit Erdreich. Der Tatbestand wird entdeckt, das Erdreich entfernt; sie aber wiederholt mit lautem Wehschrei die Tat, wird ertappt, ergriffen, vor den König geschleppt. Da strömt gegen den Allmächtigen ihr Herz über, in schlichter Beredsamkeit; es ist das göttliche Recht, das sie vertritt. „Du bist König, aber du bist nicht Zeus. Mag der Staat meinen Bruder, der sich versündigte, hassen: nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da"[45]. Die Schwester stößt sie zurück, die nun mit ihr sterben will (die Schwester hat sich den Tod nicht verdient) und singt schon ihre eigene Totenklage voll Zagen und Trauer; wie menschlich wahr! Ihre Großtat hat sie nun plötzlich vergessen, und die Schauer des Todes kommen über sie: „So jung muß ich ehelos dahin! der Tod mein Bräutigam! das Grab mein Brautgemach!" Lebendig begraben, eingemauert wird sie, um zu verhungern[46]. Wie soll sie es ertragen? Sie erhängt sich. Der Kampf aber geht weiter. Denn den König packt inzwischen jählings die Reue; er möchte jetzt alles rückgängig machen und eilt in das Grabgemach! Zu spät! Er muß sehen, wie dort sein Sohn Hämon, der brave, der Antigone liebt, sich vor seinen Augen ersticht. Auch Hämons Mutter überwältigt der Gram, und sie rennt in den Freitod. Wie ein gefällter Eichenstamm bricht da endlich Kreon zusammen. Beide Parteien sind im Prinzipienkampf erlegen. Was da siegt, ist die Idee. Wen aber die Idee erfaßt, wird selbst ins Idealische erhoben.

Das ist reines Menschentum, und so ist es bei Sophokles überall, auch im Philoktet, daß sich aus dem freien Spiel der Charaktere allein das Drama gestaltet. Im Philoktet aber geht zugleich ein gewisses wohliges Behagen durch die Handlung. Freilich, an einem guten Quantum Jammer fehlt es auch hier nicht; denn zum Klageton ist die Tragödie eben verpflichtet. Der Titelheld krankt an einer eitrigen Wunde und hat sogar böse Krämpfe; Sophokles aber verweilte gern und mit naivstem Realismus bei diesen Zuständen (so hat auch Rafael den Epileptiker gemalt); denn Sophokles selbst war ja Priester des Ärzte-

gottes, und Krankheitsbeschreibungen lagen ihm deshalb nahe. Was da aber vor sich geht, ist ein flottes Intrigenstück; im Mittelpunkt steht ein kreuzbraver Jüngling; er heißt Neoptolemos, der in sich den ethischen Konflikt erlebt, der die ganze Handlung umwirft. Zu List und Trug im staatlichen Interesse wird er angehalten, deckt den Trug aber im entscheidenden Augenblick offen auf, da er nicht anders kann, als ehrlich sein. Der Titelheld Philoktet selbst ist im Stück la dupe; er ist passiv, menschenscheu und lamentabel; Odysseus der überlegene Intrigant, Neoptolemos die gute Seele ohne Furcht und Tadel; zum Schluß aber muß der vergöttlichte Herakles kommen und ein Machtwort sprechen, um das durchzusetzen, was der List mißlang[47]. Wie leicht könnte man daraus eine Komödie machen mit dem Titel „Der Misanthrop" oder gar „Ehrlich währt am längsten"[48]!

Aber auch Themen des Greuels und der Blutschande, wie das Thyestesmahl, hat der schönheitssüchtige Dichter zu behandeln sich nicht gescheut[49]; er schrieb uns endlich auch den Ödipus, jenes mächtigste Trauerspiel, in dem Schuld und Verhängnis furchtbar ineinanderspielen. Ich sage, er schrieb es uns; denn das Drama ist auch heute noch bühnengerecht. Wie es wirkt, habe ich im Jahre 1901 in Athen selbst verspürt, wo ich es von echten Griechen griechisch spielen sah. Mir wurde dabei der Satz bewahrheitet, daß man jeden Dichter auf seinem Heimatboden lesen muß; auch Homer, Vergil brauchen ihr Klima. Ödipus ist der Mensch, der seine Herkunft nicht kennt: vormals, als junger Wandersmann, hat er in Zorn und Notwehr einmal irgendeinen unbekannten Mann erschlagen. Er hat das längst völlig vergessen. Jetzt aber wird plötzlich die Frage laut: wer erschlug den Laïos, den König Thebens? Das Staatswohl verlangt, daß man es wisse. Ödipus selbst ordnet die Untersuchung hastig an. Aber die Indizien richten sich sogleich gegen ihn selber. Er hört es nervös, mit Jähzorn, verdächtigt die, die ihn verdächtigen, verhöhnt in banger Vorahnung und wachsender Wut sowohl Götterstimmen wie heilige Eide, bis wie Stricke die

Argumente sich eng um ihn zusammenziehen und ihn erwürgen. Er weiß jetzt, er erschlug den Laïos, und es war sein eigener Vater, und die er ehelichte, war gar seine Mutter. Die Selbstblendung ist das Ende. Ödipus sticht sich die Augen aus, da er schon vorher wie ein Blinder durchs Leben ging.

Das Ganze ein Enthüllungsdrama wie Ibsens Rosmersholm oder Sardous Fedora[50]. Wie die Enthüllung von Sophokles geführt ist, vibrierend, von Szene zu Szene, Schlag auf Schlag, die Angst hochtreibend, ebenso pathologisch richtig wie bühnentechnisch meisterhaft, in der Wirkung zerreibend, habe ich, wie gesagt, nirgends so tief wie damals im athenischen Theater empfunden. Furcht und Mitleid, mehr als das: Selbstzertrümmerung! „Nur Wahn ist's, wenn wir uns glücklich dünken; die Menschengeschlechter gleichen dem Nichts." Man muß freilich die Psyche des Morgenländers haben, um die Wollust des Jammers zu ertragen, in dem der blinde Ödipus schließlich losbricht mit dem Schrei: „Gräßliche Nacht um mich her! o Grauen! Mich durchbohrt die Wut der Schmerzen." Das „Wehe" hat kein Ende. Mit tierisch verzerrtem Gesicht, schlotternd, zähneblecken stand der Schauspieler da, mit leeren Augen nach oben stierend, die Brust mit Fäusten schlagend, in rasendem Paroxysmus, als wollte er sich selbst zerfleischen. Den athenischen Zuschauern aber, zumeist Studenten, gefiel das ausgezeichnet; frenetischer Beifall kam von allen Bänken. Man pries Sophokles in einer Ansprache voll Dank als den guten alten Hellenen, der der Stadt immer noch Ehre mache, und warf zwei aneinander gefesselte lebende weiße Tauben auf die Bühne, die der Ödipus sich verneigend aufgriff und dankbar an seinen Gürtel steckte.

Sicherlich ist das antike Publikum Athens nicht weniger dankbar und nicht weniger lebhaft als das heutige gewesen. Nach jedem effektvollen Szenenschluß oder Gesangsstück schrie man auch damals dacapo, trampelte mit Händeklatschen[51] oder zischte, je nach Bedürfnis. Ja, man pfiff und zischte auch; denn natürlich machten nicht alle Akteure ihre Sache nach Wunsch, und das

Ohr des Atheniensers war fabelhaft feinhörig. Ein kritisches Nasenrümpfen gehört nun einmal zur Bildung, damals wie heute. Wurde die Sache langweilig, so lief man massenhaft aus dem Lokal[52]; denn das Entreegeld war so gering[53], daß man dabei keine Reue empfand. Auch Auswärtige gab es viel im Publikum, deren Zulassung Gastfreunde vermittelten. Die Plätze waren ohne Frage nicht numeriert, und viele Hausväter verstanden es, mehr Personen auf den Eintrittsschein hineinzuschmuggeln, als ihnen zustand.

Und wie urteilte das Volk? Da müssen wir uns auf Triviales gefaßt machen. Denn jene Griechen Hinz und Kunz waren doch auch nur Menschen. So wie der Jude, wenn er krank ist, am Buch Hiob Trost findet, so war es auch da: eine Mutter hat ein Kind verloren; da tröstet es sie, des Äschylus Niobe zu sehen, der es noch viel schlimmer ging. Philoktet hinkt über die Bühne; der Spießbürger, der lahm ist, findet darum das Stück ausgezeichnet. Held Telephos ist in Not geraten und muß betteln; dem Verarmten lacht das Herz, wenn er das sieht, und der Dichter ist ihm äußerst sympathisch[54]. An solche Wirkung hatten freilich die Dichter selbst am wenigsten gedacht. Nach jeder Dichterkonkurrenz wurden, wie schon erwähnt, Ehrenpreise verteilt. Bei den Kunstrichtern, die da die Entscheidung trafen, hat sich nun offenbar schon früh eine gewisse Kunsttheorie, d. h. Gesichtspunkte und Grundforderungen ausgebildet, nach denen man urteilte, sowohl ethische Forderungen wie vor allem auch Ansprüche technischer Art, wie wir sie bei Plato und hernach bei Aristoteles antreffen: über Einheitlichkeit der Handlung, rechtzeitigen Abschluß, Durchführung der Charakterzeichnung und edle Sprache. Schwer aber wird es den Richtern oftmals gefallen sein, gegen die Volksmasse, die immer den Kitzel und die roheren Effekte liebt, ihr Urteil zu behaupten. Denn das Volk sagt: alle Achtung für die große Kunst; ich aber will mein Vergnügen[55].

Daher siegte hernach in den Zeiten des sinkenden Griechentums Euripides über seine beiden Vorgänger Äschylus und

Sophokles. Euripides war weniger normal und weniger künstlerisch als jene, für die Masse also um so erbaulicher, die gern das Erhabene nach unten zerrt. Er löste Tränenbäche, war dabei aber barock in der Erfindung, vielfach nett familiär im Ton, äußerst unterhaltend und voll von Paradoxien, die nach ungegorener Philosophie schmeckten. Er bückte sich ernst-melancholisch und freundlich zur Menge herab. Man empfand das als reizvoll, als modern. Die Andacht wich dem Unterhaltungstriebe. Erst eine spätere Zeit hat dem Äschylus und Sophokles ihren Primat wieder zurückgegeben.

Soll ich schließlich noch eine Probe der lyrischen Kunst des Sophokles zu geben versuchen, so wähle ich das Sterbelied der Antigone aus[56]. Ein Sterben in Schönheit. Man beachte dabei, wie der Chor der Greise, vornehmer Thebaner, Antigones Klage herzlos unterbricht. Die Bürger, die in den Tragödien den Chor bilden, zeigen oft nur ein ungenügendes Verständnis der Lage und sind keineswegs dazu bestimmt, etwa die Meinung des Dichters selbst wiederzugeben[57]:

Antigone: Ihr Bürger der Stadt, seht mich, seht,
Die ihre letzte Straße geht,
Mich, die den lichten Sonnenstrahl
Hier nun schaut zum letzten Mal
Und nie wieder! Sondern mich leitet
Er, der das Bette jedem bereitet,
Hades davon,
Führt mich lebendig zum Acheron.
Nimmer erklang
Mir Hymenäus und Brautgesang
In der Jungfrau'n Reihen,
Sondern den Acheron muß ich freien.

Chor: So hast du doch Lobes und Ruhmes genug,
Wenn du so gelangst in der Toten Bereich,
Da dich keine zerstörende Krankheit schlug
Noch auch das Schwert mit rächendem Streich.

Nein, wie kein Sterblicher gehst du zum stillen
Hades lebendig nach eigenem Willen.

Antigone: Doch ich vernahm, Niobe fand,
Tantalus' Tochter, im phrygischen Land
Schmerzlichsten Tod, auf des Sipylus Grat.
Denn umklammernd wie Efeu hat
Wachsender Fels ihr den Leib durchdrungen,
Und die Versteinte, so wird gesungen,
Träufend vom Naß
Stürzenden Regens ohn' Unterlaß,
Netzt nun die Au'n
Aus ihren weinenden Felsen-Brau'n.
Sie ist's, der ich gleiche,
Lieg' ich gebettet im Totenreiche.

Chor: Doch jene war Göttin und göttlicher Art;
Wir sind nur Menschen, zu Menschen geschart.
Der mag voll Stolz sich erheben,
Wem göttliches Schicksal beschieden ward
Nicht im Tod nur, nein, auch im Leben.

Antigone: Ha, man verhöhnt mich[58].
Götter der Heimat, gebet acht,
Wie man mich ins Gesicht verlacht,
Eh' ich verbleiche.
Burg, o, und Bürger, ihr an Macht
Ersten im Reiche!
Weh!
Hain Thebens, des rosselenkenden,
Quell Dirkes, der uns tränkenden,
Euch kann ich doch rufen, daß ihr im Leid
Mir Zeugen seid,
Wie ich, von Freunden unbeweint, ins dunkle
Grab,
In Leichenhügels Kerkerschlund (ein neues
Sterben) muß hinab!

Weh' mir, so muß ich aus der Welt,
So graunvoll muß ich endigen,
Weder den Toten zugesellt
Noch den Lebendigen!

Chor: Du warst zu kühn, zu zornbereit.
Am Throne der Gerechtigkeit
Bist du nun arg zerschellt, o Maid.
Dies Dulden
Entgilt nun väterlich Verschulden[59].

Antigone: An bittre Sorgen
Hast du gerührt mir, an alten Gram,
Unheil, das dreifach vom Vater kam
Und nun hienieden
Alle uns schlägt mit Schande und Scham,
Uns Labdakiden[60].
Weh Lagerstätte,
Weh mütterlich Bette,
Da die Mutter des Schlafs mit dem eigenen Sproß
Blutschändend genoß!
Da ward von ihnen ich Unseligste gezeugt,
Und geh' zu ihnen nun ins Grab, so ehelos, so fluchgebeugt. —
Aber auch dir, mein Bruder, sei, ach,
Mein Wehruf entboten.
Du starbst und reißt mich nun lebend dir nach,
Dir nach, zu den Toten.

Chor: Fromm ist's, hast du auf Frommes acht.
Doch der, der im Besitz der Macht,
Ist auf sein Machtgebot bedacht.
Und mit Wissen
Hast du dich selbst ins Grab gerissen.

Antigone: So freundlos und so unbeweint, so eh'los, so im Herzen bang,

So geh' ich nun den letzten Gang,
Soll, ach, ich arme, des heiligen, klaren
Tages Aug' nicht mehr gewahren.
Keine Träne seh' ich rinnen,
Niemand seufzt — und ich muß von hinnen!

Das Schicksalsjahr 431 nahte heran; bis zu diesem Jahr hatte die Bühnendichtung auf alle Fälle schon eine Fülle des Besten gegeben [61]. Auch Euripides hatte schon eingesetzt; seine Alkestis gehört in das Jahr 438. Sorglich hatten die Dichter vermieden, politische Gegensätze zwischen Athen und Sparta und anderen Staaten anzudeuten. Griechenland hatte nunmehr einen Neuerwerb an Nationalliteratur, der alles Frühere überbot und der aus Athen kam.

Die Wirkung war just dieselbe, die vor nun hundert Jahren unsere deutschen Klassiker Lessing, Schiller und Goethe bei uns erzielten. Wenn diese deutschen Dramatiker so tief auf unser Deutschtum wirkten, so taten sie es nicht so sehr durch die Aufführungen ihrer Dramen, als durch die buchhändlerische Verbreitung. Es waren Dichtungen, die auch als Lesebuch, ja, ganz vorzüglich als solches besonders wirkten. Sie wurden zum Hausschatz der deutschen Bürger. Ganz ebenso ging es damals mit der Bühnendichtung Athens. Die Aufführungen verklangen; von Wiederaufführungen hören wir selten [62]. Aber in den Buchläden lagen die Tragödien auf; man las sie mit Gier; der Handelsreisende las sie auf dem Schiffsdeck, und man wußte die Texte in dem Grade auswendig, daß Gefangene, die in der Einsamkeit schmachteten, sich Tragikerverse aufsagten und daran ihren Trost fanden. Man lernte die Texte auswendig, so wie unsere Jugend den Faust oder den Tell.

Luthers deutsche Bibel, Luthers deutsche Publizistik machte zuerst den Versuch großen Stiles, das zerrissene Deutschland geistig neu zu einen, aber erst als Goethe und Schiller das Wort ergriffen, ist diese geistige Einigung bei uns völlig gelungen, die auch die politische schließlich mit sich brachte. Sollte das nicht in Griechenland ebenso gehen? Durch bildende Kunst und

Dichtung war Athen, nach dem Ausspruch des Perikles, zur Erziehungsschule aller Griechen geworden; mehr als das, es war nicht nur der Intellekt Griechenlands, es war auch das Herz Griechenlands geworden. Alles kam jetzt darauf an, wie sich Sparta stellte. Auch die Spartaner steckten durchaus nicht so tief in Unkultur, daß sie nicht lesen und schreiben konnten. Auch zu ihnen drangen die Bücher; ja, für Musik und edleren Chorgesang war dies Soldatenvolk immer hoch empfänglich. Es fragte sich, ob dort nicht Männer erstanden, die einsahen, daß eine Politik der kantonalen Eifersucht, des Rasseninstinktes, der Abneigung des dorischen Blutes gegen das jonische wertlos, daß nur ein Dauerbund Spartas mit Athen die Rettung der Zukunft aller Hellenen sei.

*

# Perikles.

Inzwischen waren die politischen Ereignisse weiter gegangen, und die große Entscheidung, die alle Griechen anging, mußte fallen. Es galt womöglich den Kongreßgedanken des Jahres 479 wieder aufzunehmen. Der geistige Einfluß Athens genügte nicht; die Politiker mußten eingreifen. Geistige Bande sitzen lose; der einzige Strick, der hält, ist das Interesse.

Wir stehen im Jahre 470. Athen ist schon im Hochtrieb, Sparta zurückgedrängt. Offiziell bestand noch immer ein Bundesverhältnis zwischen Athen und Sparta, aber diese Tatsache hatte keine praktischen Folgen; denn während Athen immer noch gegen Persien focht, im Angriffskrieg unter Kimons Führung, hielt Sparta sich untätig zurück, weil es keine Interessen in Kleinasien hatte, oder auch aus Vorsicht, weil es Persien nicht reizen wollte; es wollte im Notfall für Persien bündnisfähig bleiben. Auffällig war, daß Sparta sich darum bemühte, Thebens Macht und Selbstvertrauen wieder zu verstärken; Böotien mit Theben lag in Attikas Flanke. Das war den Athenern unbequem.

Sollte nun für das Zusammenstehen des Griechentums etwas Förderndes geschehen, so mußte es von den Athenern kommen; denn diese waren damals allein die Schöpfer aller Ereignisse; sie galten als die immer ruhelosen, die auch andere nicht in Ruhe ließen[1].

Warum hatten die Staatsmänner Athens nicht alsbald einen Hansabund gegründet, der alle ebenbürtigen Handelsplätze wie Korinth, Ägina mit Athen gleichberechtigt zusammenfaßte? In der deutschen Geschichte hat sich solcher Hansabund großartig bewährt; die verschiedensten Städte an der Ost- und Nordsee, von der Schelde bis zum Kurischen Haff, nahmen teil, und es wurde daraus eine Macht, die den König von Dänemark bezwang, die sogar England überbot. Das gleiche Interesse, ein Bündnis auf gleicher Basis, hätte auch die griechischen Emporien zusammenkitten müssen, und auch Sparta wäre dann als ein isoliertes Hinterland gefügiger geworden. Aber für solche Projekte war es zu spät. Athen war zu un-

aufhaltsam schnell durch den Gang der Dinge Bundeshaupt und Herrscherin über seine Verbündeten geworden, um ebenbürtige Teilhaber am Bund zu ertragen. Es hatte schon die Herrschsucht gelernt und war gierig auf den Alleingewinn, und Korinth fühlte sich darum gedrängt, an Sparta sich anzulehnen: Korinth, der wichtigste Handelshafen des peloponnesischen Bundes, welchem Sparta vorstand. Die Korinther waren darum hinfort die besten Hasser Athens.

So blieb nichts übrig, als entweder Spartas Freundschaft dauernd zu gewinnen oder aber es zu vernichten, gelinder gesagt, in dem Grad Sparta zu schwächen, daß es sich gegen ein von Athen geführtes Gesamtgriechenland nicht mehr sperren konnte.

Der erste Weg war unbedingt vorzuziehen; denn der peloponnesische Sonderbund hielt fest zusammen, und die Entscheidung war, wenn man den zweiten Weg einschlug, nur durch einen Landkrieg herbeizuführen, der aussichtslos erscheinen mußte. Denn Spartas Macht war alt und bodenständig, Athens Macht jung und bröckelig, seine Hilfsmittel über die Küsten verstreut. Auch konnte sich Athens Miliz oder Bürgerwehr im Felde, so tapfer der Einzelmann dreinschlug, mit Spartas Berufssoldaten nicht messen; denn Athen war nun einmal Industrie- und Handelsstadt, Sparta die Stadt des Militarismus.

Aus alledem erklärt sich die Politik Kimons, des siegreichen, der allein schon aus Trieb und Gewöhnung Spartafreund war; denn er war durch gastfreundlichen Verkehr mit dortigen Häusern eng verbunden. Aber auch sein Verstand leitete ihn dazu an. So kampffreudig seine Natur, mied er es darum in seiner führenden Stellung sorglich, Sparta zu erzürnen. Er sagte: Unser Griechenland steht nur auf einem Fuß, wenn man Sparta schwächt. Es galt also nur, die Interessensphären Athens und des peloponnesischen Bundes einmal vertragsmäßig abzugrenzen, um gegen alles Nichtgriechentum, es sei nun Persien, Ägypten, Mazedonien, Karthago, eine einheitliche Front zu bilden.

Ganz anders aber war die kühne Ultrademokratie Athens gesonnen, der eigentliche Demos. Er hatte zu schmecken bekommen, wie angenehm es ist, von Untergebenen Abgaben zu beziehen und in größeren Verhältnissen zu leben. Er fühlte sich geistig überlegen, war in der Tat arbeitsamer und unternehmender als alle und träumte von Unbesiegbarkeit, von rascher Ausdehnung der Macht, ja, von Weltherrschaft[2], wenn wir das Wort brauchen wollen im Hinblick auf jene Länderbereiche, die für das Altertum die Welt bedeuteten. Das war Imperialismus. Als sein Vertreter und Führer erhob sich Perikles.

Verfolgen wir kurz die Ereignisse.

Eine robust tatkräftige, aber schlichte Natur alten Stils, das war jener Kimon. Weder für Musizieren hatte er Sinn, noch gar für philosophische Dinge. Bedauerlich, daß uns kein Porträt des ausgezeichneten Menschen erhalten ist; wir hören nur gelegentlich von seinem krausen Wollkopf. Als rechtem Haudegen war das spartanische Soldatentum ihm ein Vorbild; machten seine Leute schlapp, so bekamen sie das „Die Spartaner sind andere Kerle als ihr" von ihm zu hören. Drei Söhne hatte er, und es ist bezeichnend, wie er sie benannte; sie hießen mit Eigennamen der Lazedämonier, der Thessalier und der Eleer. Darin liegt seine ganze Politik der Verbrüderung auf das schönste ausgesprochen. Nicht nur auf Sparta oder Lazedämon kam es ihm an, sondern auch auf die Freundschaft Thessaliens, das Athen von Norden her schützte, und auf Elis, das Land der gemeingriechischen olympischen Spiele. Kam er als Sieger von seinen Perserschlachten heim, so war der Jubel natürlich groß. Er zeigte die liebenswürdige Geste des vornehmen Mannes, der er war, zeigte auch eine offene Hand, und sein Einfluß war stark. Wie dankenswert, daß er z. B. die reichen Bergwerke an der thrazischen Küste[3] für Athen in Besitz nahm und den eingeborenen Besitzern entriß! Aber seine Stellung war gleichwohl nicht sicher. Wie leicht das wetterwendische Volk einen verdienten General fallen läßt, wenn Demagogen

gegen ihn hetzen, wissen wir auch heute. Als Kimon nicht auch noch an Mazedoniens Küste Eroberungen machte, wurde er sofort von den Demokraten angeklagt. Perikles führte dabei das Wort; man schrie gleich: „er ist von Mazedoniens König bestochen!“ während in Wirklichkeit Kimon seinen Athenern die dauernde Feindschaft Mazedoniens hatte ersparen wollen. Und der Prozeß ging radikal auf Tod und Leben. Den Kimon rettete in diesem Falle seine Schwester. Sie hieß Elpinike, und hier sehen wir also einmal, was so selten, ein Weib in die politischen Dinge sich mischen. Elpinike, die vornehme Frau, setzte persönlich den Fuß in das Haus des Perikles, um für ihren Bruder zu bitten, ihn zu rechtfertigen. Perikles war noch jung, und er sagte, keineswegs höflich und etwas frivol: „Du bist zu alt, Elpinike, um in solchem Falle etwas durchzusetzen.“ Aber er lächelte dabei. Perikles bremste, und der Prozeß verlief sich im Sande.

Dann kam das erste große Ereignis, das Athens Sache wunderbar zu begünstigen schien, das große Erdbeben des Jahres 464, das die Stadt Sparta niederwarf. Sparta war nahezu zerstört und plötzlich wehrlos, als sich obendrein auch noch die geknechtete Landbevölkerung des Umlandes zum Aufstand erhob, die sog. Heloten, um das Unglück ihrer Tyrannen auszunutzen. Sklavenaufstände gab es bei den Griechen sonst nicht; denn die Sklaven, die man sich hielt, waren Ausländer und durch Krieg oder Sklavenhandel importiert. Anders die Heloten; sie waren uralte Landangesessene, heimatberechtigte Kolonen, und ihre Sehnsucht nach größerer Freiheit, nach Erleichterung der Knechtung, die sie erlitten, nur zu begreiflich. Siegreich schalteten sie jetzt als Herren im Landgebiet; Ithome in Messenien diente ihnen als Hauptstützpunkt ihrer Macht[4]. Die Spartaner brauchten darum in ihrer gefährdeten Lage schleunig Hilfe; ihre peloponnesischen Bundesgenossen genügten nicht; so sandten sie flehend nach Athen. Ein kritischer Augenblick. Es war das einzige Mal in der Geschichte, wo Spartas Schicksal in Athens Händen lag. Schickte es jetzt seine

Mannschaft aus, um die Heloten zu unterstützen, Sparta zu knebeln, einen demokratischen Staat dort unten am Eurotas zu errichten, so war alles für alle Zukunft gewonnen. Aber selbst die Ultra-Imperialisten Athens waren nicht so abgefeimt wie die modernen, die ihren Ruhm darin gesucht hätten, so zu handeln. Die Demokraten begnügten sich damit, Sparta die Hilfe zu versagen, Kimon aber setzte das Gegenteil durch und zog wirklich persönlich mit 4000 Mann gegen die Heloten aus.

Kaum aber war er da, so wurde er den Ephoren verdächtig; sie fürchteten tatsächlich, Kimon könne doch mit den Heloten gehen, und schickten ihn kurzweg nach Hause. Er gehorchte und zog ab. Da wurde ihm in Athen ein übler Empfang zuteil. Es war katastrophal. Der imperialistische Haufe hatte gleich Überwasser, und Kimons versöhnliche Bundespolitik war von nun an erledigt und abgetan. Ephialtes ist der Hauptstimmführer der Demokraten; Perikles steht neben ihm. Durch Scherbengericht wird Kimon aus Athen ausgewiesen, und die große Schwenkung vollzieht sich: Kampfstellung gegen Sparta, es komme, was da wolle. Der tiefe Riß geht zum ersten Male durch Griechenland: eine schwere Verantwortung für den, der ihn veranlaßte. Das Bündnis mit Sparta wird ausdrücklich gekündigt, und Perikles, der jetzt die auswärtigen Dinge leitet, zieht daraus kurzweg die Folgerung und geht handelnd vor; um auf dem Peloponnes Fuß zu fassen, schließt er ein Bündnis mit der Kleinstadt Argos, die seit Urzeiten mit Haß auf Sparta blickte; ebenso ein Bündnis mit Thessalien, das gute Reitertruppen stellt. Aber auch im benachbarten Megara faßt er Fuß, was besonders wichtig. Denn der Zufall fügte, daß dies megarische Ländlein sich durch Korinth bedroht glaubte und bei Athen Anlehnung suchte; sogleich ließ Perikles dort, als wäre er der Herr, starke Befestigungen errichten; denn dies Megara war sonst die Eingangspforte für jeden spartanischen Vormarsch auf Athen. Nun fühlte Athen sich gesichert. Das nicht genug: auch Ägina, die Insel, wird noch erobert: gegen

Ägina und Korinth gab es Seekrieg, der mit Athens glänzendem Sieg endete, und Ägina ist jetzt athenischer Besitz, für immer. Aber alle diese Sicherungen genügten der Hauptstadt selbst nicht, und Perikles sorgte jetzt auch für die Neubefestigung Athens im großen Stile. Ein einziger Mauergürtel von 40 Stadien oder 10 Kilometer Länge umschließt jetzt die Stadt mit ihren beiden Häfen Piräus und Phaleron, eine musterhafte Leistung der Befestigungsbaukunst. Kein Feind hat in der Tat diese Mauern je erstiegen[5].

Nach alledem mußte man sagen: des Perikles auswärtige Politik war erfolggekrönt; die Politik des Themistokles schien sich darin fortzusetzen. Er stand schon jetzt auf dem Gipfel.

Überdies kamen Athens Offensivstöße gegen Persien immer noch nicht zur Ruhe. Sie richteten sich jetzt gegen Ägypten, wo Persiens Herrschaft sich noch ungebrochen behauptete. Athen schickte eine starke Truppe nach Ägypten, um es zu befreien, d. h. dem Einfluß Athens zu öffnen: ein Plan, den erst Alexander der Große verwirklichte.

Inzwischen hatte sich Sparta erholt. Die aufständischen Heloten, die im Krieg doch nur ungeübte Knechte waren, erlagen der Fechtkunst der Spartaner schließlich doch, und die Ephoren holten nun zum ersten Male zum Hieb gegen Athen aus. Nach Westen zu lag Attika gegen Böotien offen; um Theben, Böotiens stolzeste Stadt, gegen Athen zu stärken und angriffsfähig zu machen, schickte Sparta seine Mannschaften dahin[6]. Bei Tanagra stellen sich die Athener und werden geschlagen, dank der Unzuverlässigkeit ihrer thessalischen Reiter. Es gab in Athen immer noch Spartafreunde, Anhänger der kimonischen Politik, die geradezu auf Spartas Sieg hofften; der Volkspartei schienen sie Verräter. Auch dadurch wurde augenscheinlich die Kampfkraft der Athener, ihr Siegeswille gelähmt.[7]

Ohne den gewonnenen Vorteil auszunutzen, zogen danach die Spartaner ab. Da wird Kimon aus der Verbannung zurückgerufen; Perikles selbst rief ihn zurück. Es war ein großer Augenblick; die Versöhnung des Themistokles und

Aristides wiederholte sich da: ein Ausgleich der Parteigegensätze. In die athenische Miliz fährt nun ein neuer Geist, und Athen triumphiert; es siegt nun als Angreifer über die Macht Thebens (bei Önophyta, den Weinbergen, im Jahre 457; Myronides führte). Ein ungeheurer Gewinn. Ein gutes Stück Böotiens wird jetzt dem athenischen Staatenbunde angegliedert und dort sogar die demokratische Verfassung eingeführt, weil Athen das will. „Nur immer weiter! erobern wir uns diese Griechen!" und des Perikles Aggressive ging jetzt gegen den Peloponnes selbst, Schrecken verbreitend. Um die ganzen Küsten segelten die attischen Triëren und landeten und plünderten, wo sie Lust hatten. Zuerst tat dies Tolmides, der Admiral (im Jahre 456), der sich sogar Sparta nähert, Spartas dürftige Schiffswerften und Hafenplätze zerstört, dann nach der Adria vorstoßend das Westmeer erschließt und Zante, eine der wertvollen sog. jonischen Inseln, für Athen gewinnt, nebst anderen Küstenplätzen. Athens Interessen reichten hiernach schon bis an das Meer, das Italien bespült, sie reichten bis nach Süditalien und Sizilien hinüber. Athen war berauscht. Perikles wollte sich endlich selbst als Sieger zeigen; mit einer Armada von 100 Schiffen machte er im nächstfolgenden Jahre dieselbe Umfahrt, eine prahlende Flottendemonstration, wie etwa heute Nordamerika sie im Großen Ozean macht, um Japan einzuschüchtern. Das Ergebnis war freilich enttäuschend. Was war damit gewonnen, daß er an allen Küsten wieder die Sommerernte zerstörte?[8] Die Stadt Sikyon zum Bündnis zu zwingen mißlang ihm. In der Hafenfestung Naupaktus (heute Lepanto) am korinthischen Meerbusen siedelte er Heloten an und machte den Ort Naupaktus selbst zum Waffenplatz für etwaige Seekämpfe im westlichen Meer. Sollte aber durch alles das der peloponnesische Bund gesprengt werden? Das konnte nur durch Lockung, es konnte nicht durch Schrecken geschehen.

Auf alle Fälle strotzte Athen von Machtgefühl; denn es war nicht nur die Gebieterin der Wogen, die stolze Königin der See,

sondern jetzt auch als Landmacht auf dem altgriechischen Boden obendrein Sparta fast ebenbürtig und unangreifbar. Kimon vermittelte, und Sparta ging (im Jahre 450) auf den Friedensschluß ein, der alle Erfolge der Rivalin anerkannte[9]. So stand Athen im Jahre 450 auf dem Höhepunkt seiner Hegemonie. Es mochte in Glorie auf seinen Erfolgen ausruhen. Daß die Expedition nach Ägypten (460—455) kläglich scheiterte, war zwar ein bitterer Verlust an junger erlesener Mannschaft; aber der Verlust wurde auffallend rasch verschmerzt. Athen war so stark, daß es solche Opfer kaum noch zu verspüren schien. Bald nach jenem Friedensschluß starb Kimon, und Perikles war fortan auch der Feldherr Athens, sein eigener Generalissimus.

Perikles „der Olympier“! Er hat den athenischen Bundesstaat als geschickter Demagog und zugleich als immer wieder vom Volk gewählter Stratege vierzig Jahre lang fast wie ein Monarch verwaltet, eine Tatsache, einzig in ihrer Art: der Stellvertreter des souveränen Volks im demokratischen Staat. Er ist nie zeitweilig zurückgetreten, nie verbannt worden und starb als 70 jähriger in seiner herrschenden Stellung. Kein Freistaat hat im Altertum, und in der Neuzeit wohl nur Florenz etwas Ähnliches aufzuweisen; ich denke an Lorenzo, den Medizeer. Anders der ältere Scipio Africanus, der Römer, der nach der Schlacht bei Zama gleichfalls lediglich kraft seines Ansehens den Senat und die Komitien Roms völlig beherrschte, aber doch schließlich von seiner Höhe geworfen wurde.

Perikles schätzte, liebte, ja, bewunderte seine Athener; daraus erklärt sich viel; aber er war auch ein Mann der Disziplin und Selbstzucht; daraus erklärt sich mehr. Wie wenig gleicht er dem Themistokles, der schlagenden Pulses und voll List und Wagemut lediglich seinen genialen Instinkten folgte, wie wenig auch dem Kimon, der gleichfalls in seinen großen Eigenschaften nur frei und fröhlich sich auslebte! Bei Perikles war alles durchdacht; er war von des Gedankens Blässe angekränkelt; er moussierte nicht, und aus Angst, einen Fehler zu begehen, unterdrückte er alle Affekte.

Schuld daran trug schon sein Äußeres; denn er war zwar gut gewachsen und sein Gesicht von feiner Bildung und durchgeistigtem Ausdruck, wie es die Porträts uns zeigen; dazu leidenschaftslos wie das Wasser im Brunnen, das keine Wellen schlägt. Sein Schädel aber war unheimlich mißgebildet und häßlich aufgewölbt wie ein Kürbis, eine fatale Mitgabe, und schon als Knabe muß er darüber von bösen Buben ständig gehänselt und verspottet worden sein. So etwas aber wirkt nach. Ebenso haben später auch die Komiker auf der Bühne immer wieder höhnend darauf angespielt: „Perikles läuft mit seinem Odeon auf dem Kopf herum", hieß es, oder noch toller: „Sein Kopf ist so lang wie elf Speisesofas, die man beim Gelage verwendet, und in seinem Schädel rumort es deshalb ständig, als hätte er darin eine Tischgesellschaft." Dies der Grund, weshalb sich Perikles womöglich nur im hohen Helm zeigte, den auch die Bildhauer ihm aufsetzten, wenn sie seine Büste formten. Alle Menschen mit derartigen Körpergebrechen aber bekommen aus Trieb zur Defensive etwas Wortkarges, Zugeklapptes, Eingeschachteltes im Wesen; so auch er. Er war eingehüllt in Ruhe, und das machte sich schließlich majestätisch.

Eben dahin aber wirkte auch seine Erziehung, die tiefgründig ihn zur Reflexion erzog. An ästhetischer und philosophischer Bildung überragte er alle Praktiker des Lebens im geschäftigen Athen. Er war Ästhet, Phidias, Anaxagoras und Aspasia seine nächsten Freunde. Es gilt der Satz: an deinen Freunden will ich dich erkennen.

Anaxagoras war sogenannter Physiker, Beobachter aller Naturphänomene, Aufklärer und Zerstörer des Aberglaubens, er, der da lehrte, daß Helios, die Sonne, die man für einen Gott hielt und anbetete, nichts sei als ein heißer Steinklumpen, der mechanisch über den Himmel rollt. An die Stelle der tätig wirkenden Götter setzte er die mechanischen Kräfte im All[10]. Als ein Bauer voll Bestürzung einen Widderkopf mit nur einem Horn vom Land ins Haus trug und alle anderen das für ein übles Wunder und warnendes göttliches Vorzeichen hielten,

untersuchte Anaxagoras nur einfach den Schädel und wies die Ursachen der Mißbildung nach. Perikles aber erwies sich als sein Schüler. Als er das Admiralsschiff besteigt, verblaßt plötzlich der Himmel; es ist Sonnenfinsternis. Der Steuermann erschrickt und will nicht fahren; Perikles aber hält ihm seinen Mantel vor die Augen: „Ist es nun dunkel?" Ja. „Hältst du das für ein Wunder?" Nein. „Nun, mit der Sonne da oben steht es ebenso, nur daß der Mantel etwas größer ist." [11] So stand er nüchtern und aufgeklärt hoch über der abergläubischen Menge, ließ durch kein Mirakel sich schrecken, lehnte auch Delphis Orakel ab [12] und gehorchte nur seinem kühlen Verstande, der in der Natur wie im Menschenverkehr immer nur nach Ursache und Wirkung fragte. Alles das gab ihm eine feste Haltung und Selbstsicherheit, die imponierte. Man staunte ihn an wie ein Ausnahmewesen. Er war gewiß nicht ohne Temperament; kein Südländer ist das; aber er ließ es spielen nur nach Berechnung. Er konnte als Redner blitzen und donnern (und so nannte man ihn den Olympier, d. h. den Zeus); aber so oft er die Rednerbühne betrat, betete er vorher zu den Göttern, daß ihm kein Wort entfalle, das er nicht vorher überlegt hatte. Geschriebenes wurde in seinem Nachlaß gesucht, aber nicht gefunden [13]; er schrieb also nichts auf. Das Meditieren genügte ihm [14], um jene durchdachten Reden vorzubereiten, von denen uns der Historiker Thukydides einige Proben zu geben versucht hat.

Philosophie bedeutet Verlust und Gewinn. Verloren geht durch sie die freie Naivität, die uns je mehr erquickt, je größer der Mensch. Der Gewinn ist dagegen die Geschlossenheit des Wesens, die sich auch im Unglück bewährt, das Zweckbewußtsein, das uns sagt, daß wir nur ein Glied sind im Organismus des Weltalls.

So war Perikles: er war keine geniale Natur, aber ein Organisator erster Ordnung.

Reden wir jetzt nicht von seiner Kriegspolitik, die sich anfechten läßt; er wurde selbst durch die Tatsachen darüber

belehrt. Das wunderbarste ist, daß es ihm gelang, das Stadtvolk Athens, das er selbst mündig gesprochen, in dem Grade, wie wir es sehen, zu beherrschen und zu bevormunden. Das Wort Demagoge genügt dafür nicht; er war Beherrscher des Demos mit fürstlicher Vollmacht, er war Demarch, der den Volkswillen in sich sammelte und darstellte. Wie gelang es ihm, diese Stellung zu gewinnen und zu behaupten? Der Name des Perikles ist berühmt genug, um etwas länger bei ihm zu verweilen.

Wie Kimon war er von Haus aus Aristokrat, stammte wie er aus dem Hochadel des Landes und trat als Inhaber eines glänzenden Erbes ins Leben[15]. Auf das demokratische Wesen blickte er anfangs mit Scheu. Aber seine Begabung zog ihn; denn wo Talent ist, ist Ehrgeiz, und wo alles politisierte, trieb es auch ihn in die Politik. Es galt also gegen den großen Kimon aufzukommen. Da zu jener Zeit Ephialtes, ein Mann voll Energie und unbescholtenen Rufes, Vorkämpfer der radikalen Demokratie war, stellt sich der junge Perikles unter seine Leitung. Wer für die Masse der Armen und Geringen eintrat, hatte bei den Abstimmungen auf alle Fälle die Majorität für sich, und es war dies das beste Mittel, gegen Kimon hochzukommen. War es echte Liebe zu den kleinen Leuten, oder war diese Stellungnahme nur Mittel zum Zweck? Die Überlieferung legt dem Perikles das letztere unter. Als Anwalt der Masse stand er auf breitem Boden. Insbesondere die Hafenbevölkerung, die Leute von der Handels- und Kriegsmarine mit den teerschwarzen Händen rangen nach wachsendem Einfluß[16]. Kimon mußte ihn gewähren lassen, denn er war meist draußen im Krieg. Nicht nur in der äußeren, auch in der inneren Politik bestand also zwischen Kimon und Perikles ein schroffer Gegensatz.

Und es geschah nun die große Revolution im Gerichtswesen. Ephialtes, den ich nannte, war der Schöpfer der Neuerung, Perikles ging nur mit. Es handelte sich um Änderung des Rechtsganges. Der Areopag, gleichsam die Oberkirchenbehörde, war bisher für den Strafprozeß der altmodische Gerichtshof, wo

nur hohe Würdenträger des Staates judizierten. Daneben gab es für Zivilprozeßsachen das Institut der Geschworenen. Ephialtes aber setzt es durch, daß der Areopag hinfort nur noch über Mord zu befinden hat, und erweitert auf seine Kosten die Funktionen des Geschworenengerichts erheblich, um in volkstümlichem Sinne den Einfluß der Vornehmen zu brechen. Es ist jenes Geschworenengericht, das hernach von Athen aus durch alle Demokratien bis in die Gegenwart sich durchgesetzt hat. Auch Rom hat es ausgebildet; von da haben es die Männer der großen französischen Revolution übernommen. 6000 Geschworene werden nun in Athen jährlich aus der Bürgerschaft ausgelost, die an zehn verschiedenen Gerichtsstätten zu je 500 Leuten zusammentreten; die Unbeschäftigten dienen als Ersatzleute. Bestechung der Laienrichter wurde dadurch verhindert, daß niemand von ihnen vorher wußte, an welcher der zehn Gerichtsstätten der bevorstehende Prozeß verlief.

Von jetzt an wird annähernd jeder Prozeß aktuell; denn der Rechtsbetrieb beschäftigt alle und jeden, und wer da irgend kann, bildet sich zum Redner aus. Der Archont formuliert nur die Anklage; der Ankläger selber spricht und begründet, der Angeklagte verteidigt und widerlegt. Die Zeugen für und gegen werden vernommen. Der Advokatenberuf kann sich rasch entwickeln, ebenso freilich auch das Angebertum der Spitzel oder Sykophanten, das da aufsproß wie das Unkraut in der guten Saat. Jeder Vornehmste konnte nun aber auch in jedem Augenblick vor das Laiengericht gezerrt werden, auch die höchsten Beamten, ohne Unterschied der Person. Die kleinen Leute aber bekamen Einblick in die großen Vermögensverwaltungen. So ging es tagtäglich. Die Zikade, heißt es, singt nur zwei Monate im Jahre; der Athener aber schwätzt und schwitzt im Gericht jahraus, jahrein. Freiheit und Gleichheit war damit durchgeführt[17].

Die Empörung der Männer aber, die auf hohen, verantwortlichen Posten standen, ist hiernach begreiflich; es wurde unbehaglich, durch Stellung oder Anstellung exponiert zu sein,

und so warf sich der Haß auf den führenden Mann, auf Ephialtes. Er war der eigentlich geniale Demagoge, und man ermordet ihn[18]: eine gemeine, aber völlig planlose Tat. Folgen hatte sie nicht. Persönliche Motive müssen da mit eingewirkt haben. Sonst ist es der Ruhm der athenischen Demokratie, daß sie sich seit Harmodius und Aristogiton durchaus unblutig und von Mordtaten unbefleckt entwickelt hat. Wer erstach den Ephialtes? Auf Kimon selbst fällt natürlich kein Verdacht. Der Täter wurde aber nie festgestellt[19]. Es scheint fast, als ob der Areopag, der über Mord zu befinden hatte, die Untersuchung planmäßig niederschlug.

Seit dieser Untat schnellt nun aber das Ansehen des Perikles mächtig empor, und er allein ist der Führer der Radikalen. Es kam daher sogar der unerhörte Verdacht auf, daß er es war, der den Ephialtes beseitigte. Davon ist abzusehen. Hatte er sonst Konkurrenten zu fürchten? Auf alle Fälle gab es Mittel, sich die Herzen der Spießbürger dauernd zu gewinnen. Auch die Götter nahmen Geschenke, warum nicht das Volk? Kimon trat persönlich liberal auf, hielt dem Volk seine Obstgärten offen, gab gelegentlich nette Massenspeisungen u. a. m. Auch Perikles streute jetzt, aber er streute mit Staatsgeldern; denn wozu gab es die Überschüsse? Das Staatsbudget erlaubte das. Die 6000 Geschworenen bekamen jetzt also Geschworenengelder, ihre Obolen, aus der Staatskasse für jede Geschworenensitzung ausgezahlt; ja, auch das Volk, das an den Spieltagen ins Theater strömt und das Eintrittsgeld zahlen muß, erhält vom Staat das Theatergeld nunmehr ersetzt. Die Wonne war groß. Alle sonstigen hohen Ämter — ob Archont, ob Stratege — waren unbesoldete Ehrenämter; nur der Geschworene dient dem Staat für Geld. Die Wohlhabenden der ersten Steuerklasse mußten aus ihren Privatmitteln dem Staate Kriegsschiffe stellen, die Theateraufführungen ausstatten[20]; das Volk ging gratis ins Theater. Der kleine Bürger, ob Töpfer oder Kesselschmied, hatte das Vergnügen, den Tag über die oft so interessanten Prozesse mit zu erleben, irgend-

einen vornehmen Mann abzuurteilen, sich von ihm womöglich um Milde und Gnade anflehen zu lassen, und dann kam er zum Abendessen nach Hause, das Geld im Mund[21], und seine Tochter lief ihm zärtlich entgegen und küßte ihn so lange, bis sie das Geld im Munde hatte.

Kein Wunder, daß die Volksversammlungen solche Anträge des Perikles glatt bewilligten. Seinen sonstigen gewiß nützlichen Maßregeln, die da die Staatsmaschine zu regulieren suchten, können wir hier nicht nachgehen. Sie bezweckten vor allem, allzu tumultuarische Hergänge in den gesetzgebenden Volksversammlungen unmöglich zu machen und die Antragsteller, die da wüst und ins Gelag hinein die Masse zu beschwatzen suchten, für die Folgen ihres Vorgehens persönlich zur Verantwortung zu ziehen[22]. Die Demokraten gemäßigter Richtung — nennen wir sie die Rechtspartei[23] — hatten wohl oft genug Anlaß zur Opposition; aber sie drangen nicht durch. Kimon war gut genug, draußen die Perser zu besiegen, und des Perikles Beredtsamkeit, die wie im Strom ging, berückte alle, eine siegreiche Suada, überlegen im Ton, auch im Stimmklang wohltuend, bestrickend. In dieser Beziehung erinnerte er an Pisistratus, den Tyrannen. Er sprach selten und nur in wichtigen Fällen; sonst schickte er seine sogenannten Freunde vor.

Er wußte, daß man sein Privatleben scharf beobachtete. Denn der Spießbürger, der vor seiner Haustür herumsteht, sieht nicht weg, wenn solch ein ausgezeichneter Mann die Gasse daherkommt, und die Neugier war um so größer, je zugeknöpfter Perikles sich gab. Aber zur allgemeinen Genugtuung stellte man fest, daß er hübsch bürgerlich häuslich lebte und abends nie zu Schlemmereien der Vornehmen ausging; „er lebt nicht besser als wir“, war das Ergebnis. Wie anders, gottlob, als jener Pisistratus! Auch seine Frau und Söhne hielt er sparsam; es ging bis zum Knausern; jedenfalls war sein ältester Sohn darüber erbittert bis zum Haß. Dann löste er seine Ehe mit Zustimmung der Gattin und heiratete die Aspasia, die Ausländerin (etwa im Jahre 445), deren Vor-

leben wenig bekannt und die im Rufe stand, Hetäre zu sein. Auch das war dem Publikum nicht unlieb; denn es hatte nun doch etwas zu klatschen. Vornehme Hetären hatten immer den Nimbus des Interessanten um sich, und niemand war ihnen gram. Auch Aspasia war bisher eine solche gewesen [27]; das bewies schon hinlänglich der Umstand, daß sie allein und unvermählt in der Welt herumreiste [25] wie jene Galatea, die zum Tyrannen Dionys nach Syrakus kam. Jetzt stand sie ohne Frage schon in gesetztem Alter; ihr großzügig freies Wesen zog Perikles an, und die Heirat machte sie gesellschaftsfähig. Weltdame war sie, dazu geistreich, ja, auch wissenschaftlich gebildet. Es war ein Ereignis, daß sie als des Perikles Gattin eine Schule auftat, um junge Athenerinnen einer höheren Bildung zuzuführen [27]; das erinnerte an Sappho. Aber auch junge Männer lernten da bei ihr Konversation und Redekunst; selbst Sokrates kam und hörte ihr gern zu (unsere höheren Lehrerinnen können sich also auf eine Aspasia berufen). Das geschah in des Perikles Haus, indes der Herr Gemahl selbst aushäusig den Staatsgeschäften nachging. Aber er war ein zärtlicher Gatte; die Nachbarn beobachteten, daß er ihr jedesmal einen Kuß gab, wenn er das Haus verließ, und einen zweiten, wenn er wieder nach Hause kam.

Übrigens wahrte er sein Phlegma nach Möglichkeit. Ein Götterbild bleibt stumm erhaben, auch wenn man es anspuckt; so auch er. Schimpfte irgendein Kerl rabiat hinter ihm her, so ließ er ihn schimpfen und ging seiner Wege, als hörte er nichts. Solcher Fall wird uns erzählt: es war aber schon Abend geworden, und die Gasse lag im Dunkeln. Das einzige, was Perikles sprach, war der Befehl an seinen Hausdiener: „Bring eine Fackel und leuchte dem Menschen, damit er wieder nach Hause findet.“ Gewiß hatte er so auch schon als Knabe den Spott der Straßenjungen über seine Mißgestalt wortlos hingenommen; und so duldete er nun überhaupt die ungebundenste Redefreiheit und Preßfreiheit. Das betraf vor allem die Komödie, jene Spottdichter, die schon um das Jahr 450 von

Perikles

der Bühne herab an allen öffentlichen Dingen und Personen ihren frechen Witz übten. „Laßt sie gewähren!" so dachte der Doktrinär; „man muß das Prinzip der Freiheit durchführen." Wie nachteilig das war, sollte sich später zeigen.

Kein Wunder, daß die Volksmasse, auch wenn sie ihn hänselte, doch unbedingt an ihm festhielt, nnd je älter er wurde, je mehr wuchs er sich zum Landesvater aus. Gab es Unruhen draußen bei den unbotmäßigen Bundesstaaten, zog er als Stratege zu Strafexpeditionen aus und kam jedesmal erfolggekrönt nach Hause. Für den Inselkrieg, den Kleinkrieg, um den es sich da handelte, reichte sein Feldherrntalent ohne Frage trotz all seiner Bedächtigkeit aus. Sein Grundsatz war: größte Vorsicht! und Menschenschonen! Es ging von ihm das Wort um: „Was an mir liegt, sollen alle Soldaten unsterblich sein." [28] War kein Krieg, so schickte er in jedem Sommer etwa 60 Galeeren mit junger Mannschaft zur Manövrierübung aufs Meer hinaus (jeder Athener sollte etwas von Nautik wissen): eine helle Freude für die Beteiligten.

Man spricht vom Perikleïschen Zeitalter als von etwas Köstlichem. Das Ideal ist: der humane Mensch im humanen Staat. Perikles schien es verwirklicht zu haben, so wie dies späterhin Kaiser Hadrian und Mark Aurel im weiten römischen Reich versuchten. Gewiß, er war der Volksbeglücker, und er war echter Humanist. Zum Humanisten gehört aber auch die Kunstliebe, und daher nun also auch der epochemachende großartige Aufschwung der Plastik und Architektur, den er begünstigte zur Verschönerung des Stadtbildes, und die pomphafte Ausstattung der Gottesdienste. Es geschah nur alles fürs Volk (kein Privatluxus), und der Kunstsinn steigerte sich mit der Kunstleistung. In diesem Punkte war der strenge Rechner ein Verschwender. Das betraf das herrliche Stadtfest der Panathenäen, ebenso aber auch die Festspiele auf der heiligen Insel Delos, wohin die Prozessionen aus dem Piräus über das sommerlich blauende Meer in ganzen Flottillen gingen, alle Schiffe mit Kränzen und bunten Tüchern geschmückt. Dazu

klangen die Jubellieder und Päane, rauschten die Harfen. So ergötzte er seine Athener. Vor allem aber begann er das Tempelbauen; denn noch immer sah man bis dahin auf der Akropolis die traurigen Reste des Perserschuttes. Nun entstand dort oben endlich der majestätische Parthenon, es entstanden all die anderen Idealbauten und praktischen Bauten, über die ich schon früher gesprochen habe. Die Kunstliebe und Künstlerliebe war groß in diesem philosophisch angelegten Manne. Eben daher seine Freundschaft zu Phidias. Vielleicht kam keiner ihm so nahe wie dieser Fürst unter den Bildmeistern.

Blicken wir zurück. Plato sagt: Perikles gab dem Volke den puren Wein der Freiheit. Der Südwein ohne Wasserzusatz ist aber schwer; er köpft. Es fragte sich, ob das Volk ihn vertragen konnte.

Ich habe bisher nach dem Herkommen das Wort Demokratie gebraucht. Aber wir müssen uns hüten, dabei an unsere moderne Demokratie zu denken. Im Altertum sah die Sache ganz anders aus; denn die antike Demokratie war ein exklusiver Bürgerstaat mit Ausschluß der Arbeitermassen. Es gab keine sogenannten Proletarier. Heute herrscht wirklich die Masse der Gesamtbevölkerung, da auch die großen Schichten der Fabrikarbeiter Landesangehörige, also Staatsbürger sind und darin jedem Protzen gleichstehen. Ja, auch unsere Frauen belastet jetzt das gleiche Stimmrecht. Wie weit bei solchen Verhältnissen eine Volksherrschaft nützlich und staatserhaltend ist, darüber kann man streiten. Es scheint, daß sie sich minder gut als selbst die absolute Monarchie bewährt; denn der Tyrann kann wechseln und kann auch gut sein; die Volksherrschaft ist unwandelbar despotisch und durch das starre Dogma von der Gleichheit der Ungleichen gebunden. Der Tyrann *kann* geistigen Zwang ausüben, die Demokratie *muß* es und tut es ständig; es liegt in ihrer Natur.

In Athen und im ganzen Altertum lag alle Roharbeit des Lebens dagegen, wie allbekannt, in Händen der Sklaven[29]. Sklaven arbeiteten vielhundertköpfig in den Bergwerken, in den Waffenfabriken, Gerbereien usf., auch auf der See als

Rudermannschaft. Diese sogenannten Sklaven (der Grieche sagte statt dessen nur Douloi, d. h. Diener oder Knechte) waren zu allermeist gar keine Griechen, sie waren Ausländer, die als Kriegsgefangene oder auch durch Kauf nach Athen kamen — so wie wenn wir in unseren Bergwerken chinesische Kulis hätten. Sie zeugten dann Kinder und vermehrten sich; daß sie gut gehalten wurden, lag schon im Interesse der Besitzer, und an soziale Aufstände haben sie nicht gedacht [30]. Daß man aber diese fremdblütige Bevölkerung vom Staatsbürgerrecht ausschloß, verstand sich von selbst. Gut die Hälfte, ja, annähernd zwei Drittel der Gesamtbevölkerung des athenischen Staatsgebiets waren also damit von der Demokratie ausgeschlossen; der Reichtum des Landes zeigte sich eben in der ungeheuren Masse der unfreien Arbeiter, über die es verfügte [31]. Freiheit und Gleichheit galt somit nur für die eingesessenen Bürgerklassen, nach unserer Ausdrucksweise für Adel, Großkapital und Mittelstand, für solche Haushaltsvorstände, die über dienende Hände genug verfügten, um sich geistigen und politischen Fragen bis zu einem gewissen Grade widmen zu können. Und der Athener war klug und helle und nicht auf den Mund gefallen; er politisierte unausgesetzt und war intelligent genug, um an die Ungleichheit der Begabung und an souveräne Führer zu glauben.

Diese Demokratie spielte also gleichsam auf der Hochbühne über dem Niveau der staatsfremden Arbeitermasse ab. Es war eine blaublütige Republik; ein aristokratischer Zug geht durch dies Bürgertum hindurch, vom Strategen bis zum Schiffssoldaten: blaublütig wie die Stadtgöttin Athene selber, die ja das rechte Sinnbild Athens war und blieb. Wir haben Statuen genug von ihr, der Göttin Athene, um zu sehen, wie man sie sich dachte: schlank, schön, jung und heiter und doch im Eisenhelm, mit Schild und wuchtigem Speere; so war sie die Freiheit, aber die gewappnete Freiheit, die sich unerschrocken und tapfer gegen die drohenden Nachbarn wehrt. Wahrlich, es ist nichts wundervoller, nichts geistreicher, als solche künstlerische Ver-

sinnlichung des Charakters eines Staatswesens durch ein göttlich beseeltes Menschenbild [32]!

So viel von der politischen Freiheit im Sinne des klassischen Griechentums. Die Freiheit hatte aber gleichsam auf sich selbst verzichtet, da Perikles die Launen seiner Athener mehr und mehr nach Gutdünken lenkte. Der Wille der Masse senkte sich vor ihm wie das Kornfeld vor dem Winde.

Gleichwohl gab es noch Gegner, und er hatte noch einmal einen ernstlichen Kampf zu bestehen. Kaum war Kimon gestorben (im Jahre 449), der loyal und in gut republikanischem Sinne sich allen Majoritätsbeschlüssen gefügt hatte, so bildete sich ein Klub der spartafreundlichen Gruppen, der die Opposition organisierte und durch Gegenanträge, Anklagen und Schikanen die radikale Entwicklung aufzuhalten beschloß. Ihr Führer war ein ausgezeichneter Mann, Thukydides mit Namen, ein nicht zu verachtender Gegner, und hier sehen wir Perikles endlich einmal im parlamentarischen Kampfe. Thukydides mißbilligte nicht nur des Perikles Kriegspolitik, sondern auch seine Finanzwirtschaft, da er die Gelder, die von den Bundesgenossen kamen, zur Verschönerung Athens verbrauchte, was bei den Bundesgenossen üblen Eindruck machte. Die Agitation gipfelte in einem Prozeß vor dem Volke mit der Anklage: Perikles verschleudert die Staatsgelder durch Bauten und Feste, dem Mob zuliebe; Athen behängt sich mit Schmuck und Juwelen wie ein eitles Weib. Natürlich wurden dabei die etlichen Millionen Drachmen vorgerechnet, die das kostete. Wie verteidigte sich Perikles? Er soll sich kurzweg erboten haben, die gesamten Kosten auf sein Privatkonto zu nehmen, aber unter der Bedingung, daß auf alle Bauten und Kunstwerke sein Name als der des Stifters graviert werde. Das klingt durchaus schwindelhaft; aber wir können nur nacherzählen, was die alten Zeugen uns vorplaudern. Natürlich protestierte dann das liebe Volk sofort, und er hatte gewonnen. Seine Beliebtheit wuchs nur noch mehr; er stellte die Machtfrage, und Thukydides wurde durch Scherbengericht aus der Stadt entfernt, der Aristokratenklub zwangsweise aufgelöst.

In Wirklichkeit war das Geld ja auch nicht vergeudet; vielmehr hatten auch alle Teile des Seebundes davon ihren Vorteil. Das Geld zirkulierte eben im Lande und gab unzähligen Leuten, auch auf den Inseln, zu verdienen; es wurde in Arbeit umgesetzt und die Arbeit in Verdienst. Das betraf nicht nur die höheren Berufe, als da sind Architekten, Erzgießer, Ingenieure, Steinhauer und Maler; beiläufig auch Stadtmusikanten, Tänzer usf.; sondern schon für die Herbeischaffung des Baumaterials zu Lande und zu Wasser hatten Wegebauer und Wagenbauer zu tun, Fuhrleute und Sattler, Bergleute und Mineure, Schiffsreeder, Händler und Zwischenhändler. In alle Kreise ging Arbeit und Geld [33]; es war allerorts alles in Bewegung. Die Wohlhabenheit und Zufriedenheit der Kleinbürger wuchs, ein großes Getriebe und reges Leben, und Perikles war der Stratege, der den Feldzugsplan der Arbeit entwarf, die Arbeit leitete, die Leistungen und Kostenanschläge kontrollierte und schließlich die Finanzbeamten Zahlung leisten ließ.

Ein Komiker zählt uns einmal die Waren auf, die Athen damals von auswärts bezog; das gibt uns Anschauung: Rindsfelle von der Cyrenaïka, Fische und Pökelfleisch von den Dardanellen her, aus Italien Weizengraupen, aus Syrakus Schweinefleisch und Käse, aus Ägypten Buchpapier, aus Syrien Gewürze, aus Kreta Zypressenholz für Götterbilder, aus Afrika Elfenbein, aus Phrygien Sklaven, aus Phönizien Datteln, aus Karthago Kopfkissen und Teppiche usf. [34]. Was will man mehr?

Athen sonnte sich in Behagen; es war auf dem Höhepunkt seiner merkantilen und politischen Existenz und vielleicht sogar auch seiner ethischen Haltung. Freiheit, Reichtum und Schönheit, wohin man blickte: welch beglücktes Bürgertum und inhaltreich fröhliches Leben! Das Volk richtete und votierte, aber das denkende Hirn steckte in einem einzigen Kopfe, in dem übergroßen Schädel des Perikles. Alle Verantwortung fiel auf ihn, alle Machtmittel zu Lande und zu Wasser standen ihm zur Verfügung. Von nun an wird sein Ton herrischer und strenger, und er blitzt und donnert, wenn noch Widerspruch laut wird.

Wäre nur der Friede gesichert! Alles sah in der Tat so aus, als ob Athen im tiefsten Frieden lebte. Sparta war eingeschüchtert. Wer sollte den Athenern etwas anhaben? Oder plante Perikles weitere Eroberungen in Griechenland? Auch dazu hätte das Volk Beifall geschrien.

Elpinike, Kimons Schwester, lebte noch. Als Perikles von einem der Inselkriege heimkam (er hatte wieder einmal einen unbotmäßigen Bundesstaat gestraft) und als das Volk ihm da zujubelte, trat die mutige Frau auf ihn zu und sagte tadelnd: „Mein Bruder hat nur Perserblut vergossen, du vergießest in all deinen Kriegen nur Griechenblut." Perikles fand auf diese treffende Äußerung angeblich nur die fade und brutale Erwiderung: „Alte Frauen sollen sich nicht parfümieren." [35] Hoffentlich ist die Antwort gefälscht. Elpinike hatte Recht. Aber mit den Persern galt es unbedingt in Zukunft Frieden zu halten; denn alles kam jetzt darauf an, der unlängst errungenen Vorherrschaft Athens in Hellas Solidität und Dauer zu verschaffen, und es galt immer noch gegen Sparta das Schwert blank zu halten. Waffenstillstände dauerten damals nicht länger als die Wolke am Himmel des Südens; der Sonnenbrand hat sie schon aufgezehrt.

Der Bruderkrieg, Deutsche gegen Deutsche, Griechen gegen Griechen, ist allemal ein Frevel, er ist Todsünde, es sei denn, daß er zu einem Ziele führt, der beiden Teilen zum Heil gereicht. Aus solchem Bruderkrieg entstand bei uns das Deutsche Reich, und Bismarcks Wagnis war nur durch den Erfolg gerechtfertigt. Auch Perikles brauchte immer noch solche Rechtfertigung, oder der Vorwurf des Frevels, den Elpinikes Mund offen gegen ihn erhob, blieb unvertilgbar an seinem Namen haften.

Freilich gab es für den Imperialisten auch andere, auch friedliche Mittel, den Machteinfluß Athens auszudehnen. Das war das Kolonisieren, und auch damit versuchte es Perikles. Ganze Züge frischer, arbeitslustiger junger Männer sandte er hinaus in die fernen Gebiete, wo das Auslands-

griechentum saß, und es geschahen atheniſche Kolonialgründungen an der thraziſchen Küſte und bis nach Süditalien, bis nach Sinope am Schwarzen Meer. Perikles hat auch dies ins Werk geſetzt; denn er war ein fleißiger Mann, wenn nicht tiefblickend, ſo doch weitblickend, und ſein Plan: die höhere Kultur, die die Koloniſten mitbrachten, ſollte auch in der Ferne da draußen für Athen werben und Stimmung machen. Es fragte ſich wiederum, ob dies ein Kräfteeinſatz war, der ſich lohnte.

In Wirklichkeit gärte gegen das übermütig glückliche Athen in allen Städten und Neſtern, die ihm noch nicht untertan waren, vor allem in Korinth und Theben, bitterer Neid, ja, Groll und Haß, und auch in Sparta, der Stadt des Leonidas, war der alte Stolz und Ehrgeiz nie erloſchen, und es ſann auf nichts als auf Rache und Vergeltung, ſobald wie möglich.

Sparta fühlte ſich wieder ſchlagkräftig, Theben auch, und Perikles ſollte ſich wundern. Das Jahr 447 iſt das Jahr der unſeligen Glückswende, das Schickſalsjahr der furchtbaren Niederlage bei Koronea; Koronea, d. h. Krähenwinkel, iſt ein Name, den Athen nie vergaß. Alle ſo wichtigen, eben erſt gewonnenen Vorteile im Land Böotien gingen damit verloren, vor allem aber der Glaube an Athens Herrſcherberuf. Und ſchon folgte der zweite Schlag: auch Megara wurde weggenommen. Athen hatte es umſonſt befeſtigt; jenes Megara, das, hart vor Attika gelegen, wie ein Block Athen gegen den Peloponnes dauernd ſichern ſollte. Der eine Verluſt ſo peinlich wie der andere. Megara und Böotien gehörten jetzt wieder zum alten Spartanerbund; das attiſche Land lag von Weſten und Süden her jedem feindlichen Angriff wieder offen. Denn die dürftigen Bergkaſtelle gegen Böotien nützten nichts. Perikles verzichtete auf weiteren Kampf, und Sparta gewährte ihm zum Glück nach dieſem Doppelſchlag Frieden. Es war ein kläglicher neuer Friedensſchluß[36].

Woher dieſe Mißerfolge? Perikles verſtand ſich nur auf das Seegefecht; Landſchlachten hat er nie geführt[37]. Dazu kam

die zahlenmäßige Überlegenheit des Gegners; Athen verstreute seine Mannschaften auch auf seine Außengebiete und im Flottendienst; und die Athener waren keine Marathonkämpfer mehr. Sie merkten es selbst zu ihrem Schrecken. Seit sie Marineleute geworden, standen sie in der Landschlacht nicht mehr so handfest und zweifelsohne wie einst. Je selbständiger und verfeinerter der Einzelmensch, je gefährdeter ist die Disziplin. Anders der stiermäßig stumpfe Thebaner und der spartanische Klephte mit seiner Raubtiernatur. Im Kampf gegen solche Gegner braucht man zähe Nerven, kaltes Blut und Kadavergehorsam.

Was sollte nun folgen? Athen war jetzt in die alte Position von vor 20 Jahren zurückgedrängt, und es sah Sparta wieder ebenbürtig neben sich. Jetzt war für Perikles der Augenblick gekommen, die Politik Kimons wieder aufzunehmen, der offenbar alles dies vorausgesehen hatte; als genialer Kriegsmann hatte Kimon die Kräfteverhältnisse von vornherein anders und nach Maßgabe der damaligen Verhältnisse richtiger als Perikles eingeschätzt; Griechenland mußte, wie Kimon sagte, auf seinen beiden Füßen stehen [38], und die Einigung des Griechentums ließ sich nur gewinnen durch einen Vertrauensbund der ebenbürtigen zwei Großmächte. Aber Perikles war kein Kimon. Er hätte zurücktreten, den verbannten Thukydides hätte er zurückrufen müssen, um das zu ermöglichen, und das wollte er nicht; schwenken erst recht nicht. Vor allem mußte, um Kimons Politik wieder aufzunehmen, auch die demokratische Freiheit Athens im Sinne der Rechtspartei wieder eingeschränkt werden; denn der Gegensatz zwischen Sparta und Athen fiel mit dem Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie zusammen, und die Ephoren kämpften grundsätzlich allüberall gegen das verhaßte Selbstregiment der Volksmassen. Um so weniger Neigung hatte Perikles, der Doktrinär, von seiner Stelle zu weichen. Er war wie der eigensinnige Steuermann, der den Kurs nicht ändert, wenn auch der Wind umschlägt; und damit war die panhellenische Idee nun vorläufig abgetan, und es kam, was kommen mußte.

Freilich machte Perikles noch einmal einen Versuch, durch Verhandlung eine Annäherung zu erzielen, indem er als der große Mann einen panhellenistischen Kongreß zu sich nach Athen berief[39]. Der Gegensatz zu Persien wurde da wieder betont; man sollte zum Wiederaufbau aller Heiligtümer, die die Perser einst in Kleinasien, Thessalien, und wo sonst immer zerstört, und zur dauernden Sicherung der freien Schiffahrt gegen neue persische Übergriffe zusammenwirken. Athenische Gesandte wurden ausgeschickt, würdige ältere Männer, je fünf nach Kleinasien, nach dem Hellespont, nach Böotien, Thessalien, auch in den Peloponnes. Das Wort „Zusammenschluß im Handeln" (κοινοπραγία) klang so schön; aber mit der Persergefahr lockte man keinen Hund mehr vom Ofen. Das konnte der Unternehmer sich selber sagen. Der erste Protest kam gleich aus dem Peloponnes, und Sparta vereitelte alles weitere. Für Sparta war der Perser just so gleichgültig wie für den Seefahrer der Wind vom vorigen Jahre.

So blieb nur das Duell übrig. Jeder sah das jetzt voraus; hier finsterer Groll, dort immer noch leichtblütiger Übermut. Nur auf Perikles lastete die Sorge schwer; als Jüngling der Draufgänger, dann der methodische Führer der Imperialisten, sah er sich jetzt in der Defensive und plante, überlegte, sorgte und rüstete in Bedächtigkeit, so gut er konnte. Auch er erkannte das Duell als unvermeidlich, und er wollte es[40]. Der Zweikampf zwischen Österreich und Preußen im Jahre 1866 wurde rasch in zwei Monaten erledigt; die eine der beiden Mächte unterlag nach wenigen Schlachten, und das Ergebnis rechtfertigte den Kampf. Würde es mit dem Duell, das damals bevorstand, ebenso gehen? würde auch sein Ausgang den Perikles rechtfertigen? Kaum einer der griechischen Kantone würde neutral und unbeteiligt bleiben[41], und wie würde sich Persien verhalten, wenn Griechenland dabei war, sich selbst zu zerfleischen?

Die Kriegsanlässe ließen nicht lange auf sich warten, die Reibungen häuften sich, und auf des Perikles Verhalten konnte

man die Schuld werfen. In einem Falle war freilich Athen das beleidigte. Denn im Nachbarländlein Megara waren die Einwohner gegen Athen frech geworden. Es betraf die heilige Blumenwiese, die bei Eleusis lag, die den milden Göttinnen Demeter und Persephone geweiht war und die nie geschnitten werden durfte. Die Leute von Megara aber liefen über die Grenze und mähten sie ab. Darauf verbot ihnen Perikles den Marktverkehr in Athen; die Sperre wurde durchgeführt; kein Mensch von dort durfte mehr in Athen einkaufen. Megara aber, das dürre Stückchen Land, konnte sich nicht selbst ernähren und rief entrüstet Sparta um Hilfe an. Schlimmer waren die Konflikte mit Korinth, und sie gingen dem soeben erwähnten Ereignis noch vorauf. Eine korinthische Kolonialstadt, die auf einer Halbinsel vor der mazedonischen Küste lag, Potidäa mit Namen, war dem attischen Seebund beigetreten, stand aber zugleich immer noch unter leitendem korinthischen Einfluß. Perikles will dies nicht mehr dulden und fordert die Entwaffnung der Stadt. Es kam dort zum blutigen Handgemenge mit den Korinthern selbst, und er ließ es darauf ankommen, was für Folgerungen Sparta daraus ziehen würde. Die Vergewaltigung der schon vorher verbündeten Stadt war ihm wichtiger als die Vermeidung des großen Krieges.

Er wollte oder konnte der kimonischen Lehre nicht gehorchen, und wo immer Griechen gegen Griechen gingen, mußte er seine Finger dazwischen haben. Der Demos stieß ihn oder der Dämon. So war es auch jetzt noch. Im fernen Sizilien ringt die Stadt Syrakus um die Vorherrschaft; Perikles schließt eben jetzt dort ein Bündnis mit ihren Gegnern ab. Das sollte die unerwartetsten Folgen haben. Ähnlich ging es mit Korfu. Auch Korfu liegt im Westmeer. Ein leidiger Kleinkrieg ist zwischen Korinth und der Insel Korfu entbrannt, und die Korfioten rufen Athen um Hilfe an. Warum lehnte Perikles das gefährliche Gesuch nicht ab? Er spekulierte wieder auf Machtzuwachs für die Zukunft durch ein Bündnis mit jenem reichen Inselvölkchen[42], obwohl auch da wieder der Konflikt mit Korinth

unausbleiblich war. Freilich suchte Perikles in diesem Falle zu lavieren; er schickte nur zehn Triëren zur Hilfe mit der Order dorthin, sich im Falle einer Seeschlacht zurückzuhalten. Da sich das als lächerlich erwies, schickte er noch eine zweite Flottenabteilung hinterdrein, die aber deshalb zu spät kam, weil sie unterwegs erst auch noch in Kreta landete; auch in die Wirren auf Kreta mischte also Athen sich ein. Natürlich wurden die Athener bei Korfu dann doch in die Seeschlacht verwickelt zum Nachteil der Korinther, und Korinth schwoll von giftigem Haß; immer mächtiger scholl aus Korinth der Ruf: Nieder mit Athen!

Athen ist bereit, sich einem Schiedsgericht zu fügen[43]; umsonst. Spartas Ephoren entschieden jetzt endlich: der Zeitpunkt ist gekommen. Den Ausschlag gab die Verkehrssperre, die Megara betraf. Ares, der Teufel, ist los. Gegen Athen, das angeblich seine eigenen Bundesgenossen unterjocht und mißhandelt, tritt sogleich alles zusammen, was Athen haßt und fürchtet. Perikles, der Menschensparer, will durchaus keine Landschlacht wagen, und Athen, die Stadt, ist schon umzingelt. Der Spartanerkönig Archidamos ist durch Megara herangekommen und hat schon ein Stück des attischen Landes selbst besetzt. Nur Athens Hafen bleibt frei, und seine Schiffahrt kann niemand hemmen. Athen steckt eng, aber sicher in seinen hohen Mauern und beherrscht das Meer, Sparta das Land. Der Hai will mit dem Löwen kämpfen[44].

In Athen gab es gleich Tumulte. Perikles, der altgewordene, sollte es erfahren. Wozu war die demokratische Freiheit da? wozu gab es Volksgerichte, das schöne Recht, zu verleumden und anzuklagen? Perikles hatte es dumm gemacht, und er war in Worten mutig, im Handeln feige[45]. Warum wagte er keine Landschlacht, hatte nicht gleich Megaras Pässe, womöglich auch Böotien besetzt, um Athens Landgebiet, die Fruchtfelder und Gärten zu sichern? Kampflos sollte man zusehen, wie die Obstbäume vernichtet, die Rebstöcke abgehauen wurden? Alle Landleute, Bauern, Köhler und Hirten waren geflohen und nun in den engen Stadtmauern zusammen-

gepferdt wie die Schafherde in der Hürde, wenn der böse Wolf umgeht. Es war nicht zu ertragen. Anaxagoras, der Freigeist, war des Perikles Freund: verfolgt ihn! Die Götter zürnen sonst. Anaxagoras mußte Athen verlassen. Aspasia, diese gottlose Kupplerin,[46] hatte den Mann beschwatzt; macht ihr den Prozeß! Ein Komödienschreiber trat wirklich als ihr Ankläger auf. Perikles mußte persönlich vor seine Geschworenen treten, die er so gut bezahlte, und die geliebte Person mit Bittflehen verteidigen. Es gelang ihm zur Not. Und auch dieser Phidias ist des Perikles Freund! Wer hat dem Phidias auf die Finger gesehen, als er der Athene auf der Burg den schweren goldenen Mantel machte? Gewiß, er hat Gold veruntreut; ja, auf dem Bronzeschild der Statue Athenes hat dieser gottverlassene Künstler — glaubt es nur! — des Perikles Porträt und sein eigenes Porträt im Relief anzubringen gewagt. Das letztere galt als erwiesen, und Phidias wird verurteilt, erkrankt und stirbt im Gefängnis. Für Perikles waren das Stöße ins Herz; man kannte kein Mitleid. Gering war es dagegen, daß man ihn selbst in Geldstrafe nahm, daß man seine eigene Finanzverwaltung nachprüfte und unter Kontrolle stellte. Es war eine Hetze gegen ihn, und der Altgewordene blitzt und donnert nicht mehr; seine Reden klingen jetzt elegisch und fast wehrlos. Sein eigener Sohn Xanthippus brachte ihn hämisch ins Gerede der Menschen; er mußte auch das ertragen.

Aber die Kriegsnot drängte. Wer sollte den Krieg führen? Man hatte niemanden in der Stadt außer Perikles, und das Gefühl schlug um; man faßte wieder Vertrauen; man ließ ihn schließlich doch gewähren.

Er hatte sich seinen Kriegsplan gemacht und hielt mit Zähigkeit daran fest. Der Krieg war nur Sommerkrieg. Die Spartaner zogen allemal nach zwei, drei Sommermonaten, wenn es nichts mehr zu plündern gab, wieder ab, und das attische Landvolk konnte dann wieder für den Rest des Jahres auf seine Dörfer hinaus; es mußte da wohl freilich aus den städtischen Magazinen ernährt werden. Das Vieh hatte man

nach Euböa gerettet[47]. Athen aber sollte mit seiner Flotte alljährlich den Peloponnes blockieren, ihm die Zufuhren abschneiden, die dortigen Küstenplätze plündernd und verwüstend bedrängen. An eine Vernichtung des Gegners glaubte Perikles selber nicht; sie war ausgeschlossen. Es galt höchstens, einen erträglichen Frieden zu erzielen. Athen aber war reich und konnte es lange aushalten, und ob der Krieg Jahrzehnte dauerte; es nährte sich durch Import; sein Hafen war der offene Mund, durch den alles einfloß, und seine auswärtigen Besitzungen lieferten alles Nötige in Fülle. Sparta dagegen war arm und mußte bald ermüden. Es galt also, die Aktion in die Länge zu ziehen. Ein Ermattungskrieg, wie ihn Friedrich der Große gegen die Übermacht sieben Jahre lang siegreich durchgeführt hat[48]. So rechnete Perikles. Gleich das erste war, daß er aus der nahen Insel Ägina sämtliche Einwohner vertrieb und dort Athener ansiedelte; denn die übel gesinnten Inselleute hätten sonst den Hafen Athens, den Piräus, gefährdet[49]. Im übrigen warnte er jetzt ausdrücklich vor jeder Eroberungspolitik. Der Zweck des Kriegs war nur Defensive[50].

Würde seine Rechnung sich bewähren? Der Verlauf mußte es zeigen; die Zukunft mußte ihn rechtfertigen. Aber er sollte diese Zukunft nicht erleben.

Der zweite Kriegssommer des Jahres 430 war da. In den Gassen Athens, zwischen den langen Mauersträngen, die von Athen zum Piräus liefen, lagerte auch jetzt wieder das aus den Dörfern zusammengelaufene Volk mit Weibern und Kindern: eine unheimliche Überfüllung in der Enge. Wohnungen waren nicht genug vorhanden; obschon man gewiß auch mit Zwangseinquartierung zu helfen suchte, kampierten die Leute doch massenhaft auf der offenen Straße und schliefen unter Holzverschlägen oder gar in großen Tonfässern nach der Art des berühmten Fasses des Diogenes. Ein Abfuhrwesen bestand nicht; Desinfektion gab es nicht, und man kann die Folgen erraten. In der brütenden Sonnenhitze brach die Pest aus; der schwarze Tod ging bald durch alle Gassen, und es begann

ein großes Sterben. Mutmaßlich waren die Ansteckungskeime der Seuche von Persien oder Ägypten her eingeschleppt; denn zuerst brach sie im Hafen aus. Die Ärzte waren ratlos; gerade sie starben zuerst weg; ratlos waren auch die Orakel der Götter, und man denke sich die Verzweiflung in der belagerten Stadt. Die Erkrankten sprangen ins Wasser, in die Brunnen, um sich zu kühlen; sie liefen nackt herum, weil sie, fiebernd und von innerem Brand gequält, auch nicht das leichteste Gewand ertragen konnten. Kolik trat ein; dann kam die Entkräftung und das Ende. In den Tempelhöfen mußten die Massen der Leichen aufgehäuft werden, um sie von der Gasse zu schaffen; die Raubvögel, die sonst alle lästigen Kadaver beseitigen, rührten die Pestleichen nicht an. Und auch das Heer, die Truppen, die auf der Flotte ausfuhren, nahmen den Ansteckungsstoff mit, und von 4000 Hopliten starben 1500.

Auch des Perikles zwei älteren Söhne zählten gleich zu den ersten Opfern. Er trug es gelassen. Als aber auch sein dritter Sohn wegstarb, brach er zusammen. Er verbarg seine Tränen nicht, und die kritische Stimmung, der verhaltene Zorn, der in der Masse gegen ihn immer noch glomm, wich jetzt dem Mitleid. Man trauerte mit ihm, und er brauchte Trost. Denn er hatte von der Aspasia noch einen vierten Sohn, den er Perikles nannte, dem aber kein Bürgerrecht zustand, weil seine Mutter keine echte Athenerin war. Perikles selbst hatte einst das Gesetz durchgebracht, das solche sogenannten unechten Söhne in die Bürgerlisten aufzunehmen verbot. Jetzt stand der Mann mit gebrochenem Stolz flehend vor seinen Athenern, und sie beschlossen, dem Jungen das Bürgerrecht zuzusprechen, damit der greise Vater doch einen rechtmäßigen Sohn und Erben habe. Es war die letzte Ovation des Volkes für den, der so lange sein Liebling und sein Stolz gewesen.

Das allgemeine Sterben wirkte so angsterregend, daß man hinter des Perikles Rücken nach Sparta schickte, um um Frieden zu bitten. Die ganze Sachlage scheint beispiellos, und doch, man kann dabei an Napoleon, den Korsen, erinnern, der im

Orient, in Syrien kämpfte. Die Pest überfiel da auch ihn und sein Franzosenheer. Ganze Abteilungen lagen am Boden. Die Furcht schüttelte die Menschen; die Offiziere bestürmten Napoleon, den Befehl zur Umkehr zu geben. Er aber geht furchtlos und ruhigen Schritts durch die Reihen und spricht mit jedem starke Worte. Da bricht der Ruf los: Es lebe Bonaparte! und von der Stunde an war die Macht der Krankheit gebrochen. So redete auch Perikles zu seinen Athenern ermutigend, wennschon minder theatralisch, in der väterlich erziehenden Art, die im Alter ihm eigentümlich war, und im nächsten Jahre trat die Pest auch wirklich gelinder auf; denn man hatte gelernt, sie zu bekämpfen.

Aber Perikles selbst wurde nun von ihr ergriffen, und der Siebzigjährige starb nun auch dahin, um zu ruhen, wo seine Söhne ruhten. Seine kerngesunde Natur wehrte sich lange, und es war ein langsames Sterben. Das mündig gesprochene Stadtvolk, die glorreiche Demokratie Athens, mußte nun zeigen, wie weit sie dem Schicksal gewachsen war, wenn jüngere Männer sie führten.

Der Name des Gestorbenen hat einen herrlichen Klang behalten, und man spricht von seinem Zeitalter wie von dem der Elisabeth von England oder Ludwigs XIV. Er ist wie Sophokles zur Idealgestalt geworden; denn das Sehen aus der Entfernung verklärt und läutert, und die Phantasie tut ihr Werk. Wir aber wollen nichts als die Wirklichkeit. War er ein großer Feldherr? Schwerlich. Ein großer Politiker? Ich habe meine Zweifel nicht verhehlt. Für die große griechische Frage wußte doch wohl Kimon die bessere Antwort, nicht er. Aber er war ein musterhafter Organisator, auch Finanzmann, und einzigartig seine Psychagogie der Masse, seine Kunst, ein freies Volk durch das gesprochene Wort und durch das Beispiel unermüdlichen Fleißes und strenger Pflichterfüllung zu lenken. Der Schöpfer der Demokratie ist er keineswegs gewesen; sie stammte von Solon und Kleisthenes, und Ephialtes gab ihr das endgültige Höhenmaß an Freiheit. Was Perikles

hinzutat, war vor allem die Schönheit, und durch seinen Humanismus allein überbietet er alle seine Vorgänger. Seine Kunstliebe gibt ihm den Nimbus. Er hatte die Künstler nicht selbst geschaffen, die ihn umgaben, aber sie dienten seinem Ideal. Darin gleicht er dem Lorenzo, dem Medizeer, der für Florenz den Perikles machte, nur mit dem Unterschied, daß dieser Lorenzo auch sich selbst Paläste baute und seinen eigenen Haushalt mit Prunk erfüllte. Nicht nur für Skulptur und Baukunst war Perikles der große Auftraggeber, sondern auch der Organisator der Feste, vor allem des Musiklebens, indem er selbst für die Konzerte in seinem Odeon die Musikprogramme entwarf und nach eigenstem Urteil unter die Konzertierenden die Preise verteilte. So war Athen und mit ihm die hohe Göttin Athene verherrlicht.

Ein Mann des Feinsinns und gedankenreich. Davon hat uns Thukydides, nicht der vorhin erwähnte Parteiführer dieses Namens, sondern Thukydides, der Historiker, eine schöne Probe gegeben. Ich meine die Leichenrede, die Perikles im ersten Sommer des sogenannten peloponnesischen Krieges für die damals gefallenen Krieger (es waren nicht viele) gehalten hat. Die Rede, die uns vorliegt, ist allerdings von Thukydides, nicht von Perikles verfaßt; aber der Historiker hat sie ohne Frage persönlich mit angehört und sich die Hauptgedanken für sein Werk, das er plante, sogleich durch Niederschrift gerettet [51]. Jedenfalls ist, was wir da lesen, ganz so, als sähen wir in das Gedankenleben des Perikles selbst hinein.

Die Gebeine der Gefallenen wurden in Särge von Zypressenholz eingeschlossen, dazu auch die Totengaben, und so zu Wagen zu dem schönen Friedhof hinausgefahren, der in der Vorstadt lag; das Volk folgte in langen Zügen, und bei der Beisetzung ertönte das rituelle Wehgeschrei der Frauen, der Mütter und Schwestern. Für den Redner aber war dort eine hohe Sprechbühne errichtet. Perikles war zum Redner erwählt, und es waren Worte des Trostes, aber auch des Athenerstolzes, die er da redete und die nun aus der Zeitenferne wie durch den

Phonographen auch noch zu uns herübertönen; Trostworte für die Angehörigen [52]: „Die Eltern der Gefallenen sollen, wenn sie noch jugendlich, an weiteren Nachwuchs denken und sich des Nachwuchses in Zukunft freuen; denn mitberaten kann in unserem Staate nicht der Kinderlose, sondern nur, wer Kinder hat und für die Zukunft seiner Kinder die Verantwortung trägt. Die Eltern dagegen, die schon hochbetagt sind, sollen ihr Herz erheben an dem Ruhm ihrer Toten; denn die Ehre altert nicht, aber das Alter freut sich an der Ehre. Anders die Brüder der Gefallenen; sie sollen sich durch sie zum Wetteifer angespornt sehen; die Toten beneidet niemand, wenn man sie lobt, wohl aber den Lebenden, der sich hervortut. Und die Frauen endlich? Der Ruhm der Frauen wird um so größer sein, je weniger die Männer von ihnen reden.

„Für Athen aber ließen die Gefallenen ihr Leben, und es lohnt sich in der Tat, für Athen zu sterben. Denn wir haben eine Staatsverfassung, die für alle Auswärtigen das Muster geworden ist. Das Volk selbst herrscht bei uns und die Gesamtheit der Bürger; jeder hat gleiches Recht, und alle Würden sind allen zugänglich. Und wir sind liberal, nicht nur in Staatsgeschäften, sondern auch im Menschenverkehr. Das ist Freiheit. Keine Härte, keine saure Miene gegeneinander; aber vor den Gesetzen herrscht Scheu und Ehrfurcht. Wir sind liberal auch sonst: jeder Zuwanderer ist uns in unserer Stadt willkommen, und wir verhehlen vor niemandem unsere Zurüstungen und unser Wesen. Auch Freunde des Schönen sind wir und der Wissenschaft; aber das Schöne macht uns nicht üppig, und die Wissenschaft verweichlicht uns nicht. Wir sind reich, aber auch arbeitslustig. Schimpflich ist es nicht, arm zu sein, sondern unfleißig: so denken wir. Dazu die politische Erziehung: ein und derselbe Bürger sorgt für sein Haus und Geschäft und doch auch für das ihm auferlegte öffentliche Amt; auch wer auf dem Land sein Feld bestellt, versteht sich zugleich auf die Staatsdinge. Wer unpolitisch gesinnt ist, ist ein faules Glied im Staat. Und daher endlich auch unsere Redekunst. Man

muß raten und beraten können, ehe man mit Kühnheit handelt. Vollwert gibt dem Tapferen erst das Wissen von der Gefahr.

„Auch Wohltaten erweist unser Staat in freier Denkart viel und oft [53]; wir tun es nicht, indem wir auf Nutzen rechnen, aber wir fürchten auch den Undank nicht.

„Und so ist Athen eine Bildungsschule für ganz Hellas geworden. Ja, auch an Macht übertrifft es alle anderen Städte und geht getrost der Erprobung seiner Kraft entgegen. Wen wir besiegen, der braucht sich nicht zu schämen; denn er ist nicht von Unwürdigen besiegt. Auch fragen wir nicht nach einem Homer, daß er uns besinge, da an allen Küsten Denkmale dessen, was wir geleistet, zu finden sind. Das ist das Vaterland, für das unsere Söhne starben."

So sprach Perikles: „Athen geht der Erprobung seiner Kraft entgegen." Hören wir im Verfolg, wie diese Probe ausfiel. Es ist eine ergreifende Tragödie. Nicht dem banausischen Feind ist Athen erlegen, sondern seiner eigenen flackernden Natur, deren Mangel an Haltung nur zunahm mit dem Wachsen der Gefahr und seine besten Führer durch blinden Parteihaß zu Fall brachte.

*

# Thukydides und der peloponnesische Krieg

Es ist Krieg; kein Krieg mit Detonationen, und über den Schlachtfeldern liegt kein Rauch und Pulverqualm. Aber eine düstere Schicksalswolke hüllt gleichwohl ganz Griechenland ein, und der Blitz bedeutet Vernichtung, den sie birgt. Wohin würde er schlagen? Im kriegführenden Athen aber sprudelte das geistige Leben munterer als je zuvor; die Kunst stand wie ein schimmernder Regenbogen in der Wolke. Die Leute von Talent lassen sich nicht stören, obgleich jetzt Tausende von Männern aller Jahrgänge ständig unter Waffen stehen. Eben hat der Philister noch im Theater an Euripides sein Herz geweidet, da muß er aufs Kriegsschiff, das Kommando schrillt, und er füllt den Helm auf dem Markt noch schnell mit Bohnen- oder Erbsenbrei. Ein Dichten und Schlachtenschlagen, Philosophieren und Morden, ein Weinen und Lachen, Jauchzen und Wutgeheul durcheinander. Fast 30 Jahre sollte das so weitergehen.

An die klotzig dummen Spartaner, die zunächst nichts taten als die Sommerernte in Attika zu zertreten, hatte man sich bald gewöhnt; das waren Mückenstiche, die vergehen. Bedauerlich freilich, daß man jetzt keine fetten Aale aus Böotien mehr auf den Tisch bekam und keine feisten Ferkel aus Megara; die Abwechslung in der Speisenfolge wurde geringer; ein lustiges Thema für die elegischen Klagen der Dichter. Wie erbaulich dagegen, wenn in jedem Herbst die Flotte von draußen mit Siegesberichten zurückkam, und im Winter streckte man sich in Ruhe; Gott Ares hatte Ferien, und es war da, als gäbe es gar keinen Krieg. Der Hafen stand weit offen wie im Frieden, und der Fremdenzufluß blieb rege und nahm kaum ab. Zwar gab es auch furchtbare Erregungen, erschütternde Stöße, wie jene Pestseuche, die die Nerven des Volkes zermürbte und es zeitweilig in einen Taumel von Angst und gottlosen Leichtsinn riß, so daß alle sittlichen Bande brachen. Recht und Unrecht: wer fragte in jenen Tagen danach? „Laßt uns genießen und in Freuden vergehen; denn morgen sind wir tot.“ Aber alles das ging vorüber. Eine Kriegsentscheidung

aber fiel nicht; alle Gefechte waren im Grunde nichts als erste Kraftversuche. Ans Leben ging es den Spartanern und Korinthern nicht, und den Athenern auch nicht. Einen Nebenkriegsschauplatz schuf sich Athen im fernen Gebirgsland Akarnanien, das am Westmeer, am Adriatischen Meer, Korfu gegenüber, sich erstreckt. Athen ficht also mit zwei Fronten, eine defensiv gegen Sparta, die andere offensiv gegen den Westen, womöglich nach Sizilien hinüber, das dorisch und spartafreundlich ist und von dem der Peloponnes Zufuhren erhält. Aber auch im Norden, an Thraziens Küsten, war Athens Macht verankert; da lag z. B. Amphipolis, von dem Athen sein Bauholz bezog, und man sorgte ständig: was macht dort der mazedonische König und Sitalkes, der Odrysenfürst? Auch da galt es, vitale Interessen zu schützen.

In der Stadt aber gab es trotz aller Aushebungen immer noch Hände genug zur Arbeit, und der Fremde, der auf die Akropolis kam, sah mit Überraschung und Bewunderung den Aufwand und all die tätigen Menschen. Das Bauprogramm des Perikles wurde durchgeführt, und neben den Parthenon stellte man dort jetzt auch noch das Erechtheion, den stolzen Zierbau, wie eine Elegie aus Marmor; statt des dorisch Erhabenen jonische Anmut; ein Tempel mit kompliziertem Grundriß, berühmt durch seine geschmückte Türfassung und jenen Karyatidenvorbau, der das Motiv der gebälktragenden Frauenfiguren so herrlich zeigt. Die Säule ist zur Frau geworden; noch heute stehen sie, die Karyatiden, geduldig an ihrer Stelle, und der Reisende, der sie dort sonnenlichtübergossen sieht, unter ihrer Last so stolz gereckt, friedevoll, still und sicher, will es nicht glauben, daß sie entstanden sind unter Schilderrasseln und Trompetensignalen, die die Bürger hinaus gegen Sparta riefen. Vorn auf die Kante der Burg aber wurde, wie ein elegantes Schilderhaus, der kleine Niketempel gestellt; keck steht er da, als jauchzte er über Land und Meer: „Wir siegen!“ Eine Balustrade mit den berühmten Reliefs ist herumgeführt; in der Kapelle aber erhob sich das Bild

der Göttin Viktoria selbst, flügellos: denn wenn sie keine Flügel hat, kann sie nicht treulos zum Feind hinüberfliegen.

Erst hiernach zeigte sich die Akropolis der Welt, auch sonst von kostbaren Weihgeschenken erfüllt, in ihrer schlichten Vollkommenheit; sie war zur ersten Sehenswürdigkeit in Hellas geworden. Der Mensch fühlt sich durch seine Umgebung gehoben; herrlich, wenn er sie sich selber schafft. Wer diese abgeklärt vornehm in sich ruhende und gleichsam absolute Schönheit sah (was ist dagegen der Schwulst der Marmorprunkbauten Indiens?), ahnte freilich nicht, welch trübe Leidenschaften in dem Blut des Stadtvolks siedeten, das sie geschaffen. Eine immer gärend brodelnde Bewegung, wie im Wasser, das über der Flamme kocht.

Anaxagoras, der Philosoph, der Aufklärer, war vertrieben. Aber andere Freigeister kamen angereist, logierten sich bei Gastfreunden ein, und man verwies sie nicht des Landes. Einen Schwarm von Verehrern brachten sie mit, und die jungen Athener, die noch nicht im kriegsfähigen Alter, strömten herzu, zahlten schweres Geld für ihren Unterricht und lauschten mit Neugier ihren Vorträgen, die allerlei Neues brachten. Ein großes Ereignis war insbesondere, daß Gorgias kam (im Jahre 427). Gorgias ist Sizilianer, kommt als Gesandter aus Leontini, um Athen in einen sizilischen Krieg zu reißen; Athen sollte den fernen Leontinern gegen Syrakus helfen. Schon Perikles hatte dort politische Anknüpfung gesucht. Gorgias aber gewann die Großstadtluft Athens lieb; er blieb und begann als Lehrer zu dozieren. Die Beredsamkeit war sein Spezialfach, eine Theorie der Redekunst für Feinschmecker, die lecker einging und der Jugend wie Süßholz mundete. Der Mann wurde rasch Mode, und alles achtete nun darauf, ob die Worte, die man sprach, auch nett im Ohr lagen. Zugespitzt und abgezirkelt wurden alle Sätze, die Silben mußten assonieren oder lieblich fallen. Ohne „zwar“ und „aber“, Satz und Gegensatz, ging es nicht mehr. Man vergaß darüber ganz, auf den Inhalt zu achten[2]. Die Paradoxie blühte auf:

ein kluger Sprecher mußte sophistisch schließlich alles beweisen können. Derselbe Gorgias ist es aber auch gewesen, der durch seinen literarischen Einfluß durchsetzte, daß der attische Dialekt jetzt plötzlich für alle Griechen zur Schriftsprache erhoben wurde[3]. Um so höher schnellte das sieghafte Selbstgefühl der Athener empor: ihre Sprache siegte; sollten sich vor ihnen nicht auch die Speere des Feindes senken?

Das alles war indes schulmäßiger Lehrbetrieb, der schließlich doch nur den Anfängern und den kleineren Gehirnen wichtig war. Großartig dagegen das Theater des Äschylus; es blühte noch immer; Konkurrenzen nach wie vor, und Euripides, der Athener, eroberte sich jetzt neben Sophokles mühsam die tragische Bühne. Fieberhafter noch, genialer noch der Betrieb der Komödie. Ob das Kriegsglück wankt, ob Elend ringsum, die Komödie lacht frech ins Leben hinein wie ein geistreicher Clown, dessen Witze Funken sprühen, aber wie Ohrfeigen wirken. Sie ist ein wildes Kriegsgewächs, die aristophanische Komödie.

So jagen sich die Eindrücke; alljährlich neuer Krieg draußen, alljährlich neue Musik und Dichtung drinnen an allen Festen! Dazu nun gar Thukydides, der Historiker, auch er Athener, der sich entschließt, den Krieg zu buchen und aufzuschreiben; auf den, der heute Geschichte treibt, wirkt er wie eine Offenbarung. Und endlich mitten in all dem Wirbel der Menschenhasser Timon (der Shakespeareleser kennt ihn), Timon, der erste der Eremiten, der, das dröhnende Getriebe verachtend und überzeugt von der Niedertracht aller, sich störrisch einschließt in seine Klause, auch er ein ganz neuer Menschentypus, und neben Timon seine Gegenfigur Sokrates, der Menschensucher, der alles Köstliche und alles Furchtbare mit weit offener Seele miterlebt, um endlich in sich ein neues Menschentum zu gründen und ein Herold des Zukünftigen zu werden.

Fassen wir zuerst Thukydides ins Auge.

Ein Mann aus altvornehmem Hause, mit Kimon verwandt, Großkapitalist und Teilinhaber der reichen Goldbergwerke an

der thrazischen Küste, hat Thukydides im Dienste seiner Vaterstadt gelegentlich auch als Stratege eine Flotte geführt und gegen Sparta operiert. Doch das ist gleichgültig; großartig war sein literarisches Unternehmen. In seinem Geschichtswerk zeigt sich Thukydides als der erste echte Wissenschaftler in der Weltliteratur auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften, ein Historiker, der nicht fabuliert und nicht konstruiert, sondern mit überraschend klar durchgeführter Methode nur die Tatsachen selbst feststellen, festhalten und ihren Zusammenhang sichern will, „als ein Erwerb für alle Zeiten", wie er selbst sich ausdrückt, und alle Meister der Folgezeit, von Polybius bis Leopold Ranke verneigen sich daher vor ihm als dem Bahnbrecher ihres Faches, der in einem Volke, dem alles Göttliche und Irdische sonst traumhaft durcheinanderfloß, nüchtern den Weg der Wahrheit fand, mit kalter Hand alles Märchenhafte und Wunschhafte beiseite stoßend.

Wer längst vergangene Ereignisse erzählt, wie Herodot oder auch wie ich selbst es jetzt hier tue, ist nicht selbst Zeuge der Dinge, sondern auf Vorarbeiten anderer angewiesen, und die Art, wie er nun erzählt, das Gewesene zum Geschehen macht, den Stoff auswählt und ordnet, wird nur zu leicht subjektiv beeinflußt durch Neigung und Stimmung. So ist das Geschichtswerk Herodots ein Unterhaltungsbuch geworden, darin Sagen und Anekdoten in Fülle den Geschichtsstoff durchwuchern; ähnlich und doch anders auch Tacitus, der vielmehr theatralisch erzählt und den Römerstoff ausbaut, voll innerer Spannung und Erregung, die auch den Leser tief ergreift. Das sind dichterische Leistungen.

Anders Thukydides; denn er gibt uns das Selbsterlebte, und er ist Augenzeuge. Das Größte an seiner Leistung ist daher nicht die Niederschrift des Werkes selbst, sondern die Stoffbeschaffung gewesen. Von Anfang an notierte der Mann sich von Jahr zu Jahr alle unzähligen Tatsachen, so wie ein Arzt sein Krankenjournal führt; es gab noch keine Zeitungen, die ihm zu Hilfe kamen. Aber das genügte nicht. Als reicher

einflußreicher Herr, der überall freundschaftliche oder geschäftliche Beziehungen hatte, eröffnete er ein Nachrichtenbureau und verschaffte sich auch von den entfernten Schauplätzen, auch von allen Einzelheiten, die im Feindeslager vor sich gingen, die genauesten Details der Hergänge[4]. Großartig hat er also seine Vorarbeiten organisiert. Er sagt es uns ausdrücklich, daß er uns nichts vorführt, was er nicht sicher verbürgen könne; sobald er zweifelt, teilt er es mit[5].

So entstanden seine Jahrbücher, nach Sommer und Winter geordnet, mit deren Abfassung er dann auch sehr früh begonnen haben muß[6]. Die Naiven dachten sich, er habe sie gemächlich irgendwo an der thrazischen Küste im Schatten einer Platane sitzend aufgeschrieben; das gibt auf alle Fälle ein Stimmungsbild. In Wirklichkeit hatte er die Weltkarte vor sich ausgebreitet, und seine Augen jagten darüber hin, auf welcher Karte alle Länder und Küsten der damaligen engen Mittelmeerwelt mit Städten, Bergen und Flüssen gezeichnet standen, und so erklärt sich, daß er für jedes Ereignis, das weitab von Athen sich abspielt, die Distanzen von Ort zu Ort, die Länge der Marschrouten, Terrainschwierigkeiten, Gebirgsschluchten, Biegungen der Flüsse, Küstenformationen zu schildern und anzugeben weiß mit erstaunlicher Genauigkeit[7]. Er ist der Mann mit tausend Augen, wie der sagenhafte Wächter der Jo.

Kein Parteischriftsteller; nichts von athenischem Chauvinismus. Objektiv bis auf die Knochen, fischkalt steht er über den Dingen, nicht national, sondern übernational. Wozu loben und tadeln? Die Erfolge, die Mißerfolge der Personen reden für sich. Das Ganze eine große Bilderfolge ohne Text; auch langweilige Partien sind darunter; daran aber ist die Weltgeschichte schuld, nicht der Photograph, dessen Apparat getreu arbeitet. In den Ereignissen aber spielt zwar der Zufall und das blinde Kriegsglück, aber doch auch die Leidenschaft, und so wird die ganze Stoffmasse durch Leidenschaften belebt und schließlich zu einer Tragödie, die unendlich langsam vorwärts

treibt, um plötzlich stromschnellengleich den Umschwung zu bringen; das Schicksal selber dichtet diese Dichtung, und das unendliche Detail sammelt sich und wird zusammengewirbelt zu einer einheitlichen Handlung, einer Handlung, in der die Staaten selbst schon von Leidenschaft getragene Charaktere sind, aber sich überdies in bedeutend willensstarken Männern, Perikles und Kleon, Brasidas und Alkibiades personifizieren.

Und diese Personen sprechen nun auch. Er erteilt ihnen das Wort. Knapp und wortkarg ist des Thukydides Erzählung überall; er will nicht gefallen; das sagt er selbst, der herbe Mann. Aber in den eingelegten Reden macht sich gleichsam des Autors Seele Luft, und seine Zunge wird freier. Es war ein wundervoller Gedanke, Reden in Auswahl einzulegen, die die Motive der hervorragenden Politiker oder den Schlachtplan des Strategen in intelligentester Weise aufdecken. Auch diese kostbaren Reden aber sind in ihren Hauptgedanken authentisch. Thukydides hat sie zum Teil selbst mit angehört, über die anderen sich Bericht geben lassen[8]. Man muß nicht glauben, daß man damals in den Wind sprach. Stenographische Berichte gab es freilich noch nicht; aber die Reden eines Kleon oder Brasidas waren damals ebenso wichtig wie heute die eines Briand oder Lloyd George, und man kolportierte ihren Wortlaut notizenhaft, so gut es ging. Thukydides aber, der vornehme Weltmann, hatte seine Beziehungen überall, und viele Freunde müssen auch von der Seite der Peloponnesier seinem großen Zweck mit Eifer gedient haben.

Nur die Chronologie machte Schwierigkeiten. Eine Durchzählung der Jahre, sogenannte Geschichtszahlen, gab es, wie gesagt, noch nicht; denn wo war das Jahr Eins im Abgrund der Vergangenheiten? Aber auch nach Olympiaden die Ereignisse anzuordnen, war damals noch nicht üblich.[9] So muß sich Thukydides begnügen, nur die Kriegsjahre zu zählen, und redet, wo er rückblickt, nur einfach vom dritten, vierten Jahre des Kriegs. Kam es einmal auf größere Genauigkeit an, nennt er die städtischen Beamten des betreffenden Jahres

mit Hinzusetzung des Monats. Derartiges geschieht aber ganz selten. Monate nennt er sonst nie, sondern zieht im Notfall vor, den Stand des Gestirns wie des großen Bären anzugeben[10], woran der Leser die Jahreszeit erkennen soll. Zumeist begnügt er sich mit einem „hierauf" oder „sodann", um die Geschehnisse eines Sommers aufzureihen.

Ein Buch der Männer. Keine Frau tritt darin auf. Man blättert und sucht: aber selbst Aspasia ist nicht zu finden; nicht einmal Marketenderinnen im Troß des Heeres. Das ist Plan. Man kann sagen, daß die Demokratie in Athen das Eheleben und die Stellung der Frau verändert hatte. Der Mann ist aushäusig, auf dem Markt, in Gericht und Volksversammlung, viel mehr als in den alten Zeiten, und die Frau bleibt isoliert zu Hause. Anders war es unter dem Königtum und unter der Oligarchie gewesen. Die Würde der Frau blieb immerhin darin, daß sie im Hause die Schlüssel führte, gewahrt. Aber sollten nun wirklich in Athen die Elpiniken so gänzlich ausgestorben sein? Vielmehr hat Thukydides ohne Zweifel Ernst gemacht mit dem Worte, daß die besten Frauen die sind, von denen man nicht spricht[11], und sein absichtliches Schweigen ist also vielmehr der lauteste Lobgesang auf das Frauentum in Hellas. Nur eine Ausnahme ist da: in Argos verbrannte der vornehmste Tempel der Stadt. Wer trug die Schuld? Die Priesterin war eingeschlafen, während eine Kerze oder offene Ölflamme brannte. Am Licht entzündeten sich die trockenen Kränze, die da hingen und lagen, und das Feuer brach aus, zu ihrem Schrecken. Sie selbst überlebte den Schaden, verlor jedoch ihr Amt in Unehren.

Die Kunst des Verschweigens übt Thukydides aber auch sonst. Denn nur der Krieg ist sein Thema. Also sieht er mit melancholischer Entschlossenheit von alledem ab, was sonst die Zeit bewegte. Kein Wort hat er übrig für die Meisterkunstbauten Athens, kein Wort für Euripides, Aristophanes, Gorgias und das ganze geistige Getriebe, von dem ich sprach und an dem er selbst sicherlich innig beteiligt war. Sachlich, sachlich! Kein Mensch ist streng sachlicher als er. Seine überlegene

Weltstellung aber verrät er durch die Gewiegtheit in allen Dingen der Politik, Finanz, Verwaltung und Strategie. Ein Staatsmann erster Güte ging an ihm verloren. Seine überlegene Natur zeigt sich überdies aber auch in seinem vornehmen Urteil und seiner sittlichen Haltung. Wer gab ihm diese Haltung? Wir werden es erst später erraten.

Halten wir eine Auslese. Es gilt nunmehr, den Krieg selbst in raschem Zuge mit zu durchleben.

Zunächst die Streitkräfte und das Staatsbudget. Für Sparta und den spartanischen Bund weiß Thukydides uns keine Zahlen zu geben. Athen dagegen hat nach ihm zunächst eine Armada von 300 Triëren und etwa 30 000 bis 40 000 Mann bürgerliche Kampstruppen. Dabei sind die Söldner nicht mitgezählt[12]. Glänzend waren Athens Finanzen, und Thukydides sagt mit Recht: „der Krieg wird der Hauptsache nach mit Geld geführt, nicht mit Waffen.“ [13] Auf der Akropolis lagerten 6000 Talent, das sind gegen 27 Millionen Mark gemünztes Silber[14]; die Weihgeschenke auf der Burg stellten überdies einen Wert von 500 Talenten dar, der Goldmantel Athenes 40 Talent. Von jener Summe hatte Perikles 1000 Talent, also mehr als 4 Millionen Mark als Reserve zurückgelegt, die bei Todesstrafe niemand antasten sollte[15]. Die Kriegsunkosten waren freilich groß; die mehrjährige Belagerung einer Stadt verschlang allein 2000 Talente[16].

Bedrängter dagegen die Lage der Peloponnesier. Sie denken von vornherein daran, für sich die Tempelschätze in Delphi und Olympia flüssig zu machen[17]. Darin liegt zugleich, daß beide Götter, der Zeus von Olympia, der Apollo von Delphi auf Spartas Seite stehen[18]. Athene, die Göttin, steht in diesem Krieg gegen Zeus und Apoll. Aber die Griechen nahmen dies nicht ernst, und die phantastischen Zeiten Homers waren vorüber, bei dem auch die Olympier mitkämpfen und den Speer schwingen. Die fromme Scheu vor ihnen war gewachsen, und man zog sie selbst in den elenden Zwist der Bürgerkriege nicht mit hinein[19].

Wofür aber kämpfte man? Spartas Losung war klar; es will nur alle Kleinstaaten von der Herrschaft der verruchten Athener befreien. In diesem Sinne ist Freiheit ihr Feldgeschrei[20]. Die Zerbröckelung des Griechentums soll also wiederhergestellt werden, alle Kantone wie vor den Perserkriegen wieder selbständig für sich vegetieren. Von den athenischen Staatsmännern dagegen sollte man erwarten, daß sie sich populär zu machen suchten durch den Ruf: wir kämpfen für den panhellenischen Gedanken! Sicherung Gesamtgriechenlands gegen jeden Barbaren! Kein Wort davon. Es heißt immer nur[21]: Athens Herrschaft retten und steigern! Das bringt uns Ruhm. Die gloire ist allemal der höchste Trumpf[22]; der kahle Egoismus stellt sich bloß; nur der „heilige Egoismus" war damals noch nicht erfunden. Der bevorstehende Krieg war Bruderkrieg; aber wer fragte danach? Für Elpinikes vorwurfsvolle Worte hätte jetzt niemand mehr Verständnis gehabt. Plato kam mit seinem Idealstaat zu spät, der nicht den Krieg, wohl aber den Krieg der Griechen gegen Griechen verbietet[23]. Und Persien? Das Griechentum ist jetzt so entselbstet, daß beide Mächte um die Wette Persien mit in den Krieg hineinzerren wollen, so wie bei uns Deutsche gegen Deutsche die Franzosen ins Land riefen. Es wird ausdrücklich gesagt, das sei nicht tadelnswert[24]. Gleich anfangs fangen die Athener spartanische Gesandte ab, die zum Perserkönig wollen. Die Athener aber handelten ebenso; ihre Beauftragten bekamen üppige Diäten und machten eine schlemmerhafte Orientreise; aber der Perser stellt sich vorläufig taub. Seine Zeit ist noch nicht gekommen.

Doch zur Handlung! Mit prachtvollen Antithesen charakterisiert Thukydides beide Gegner (solche Charakteristiken pflegt er den redend eingeführten Personen in den Mund zu legen): die Spartaner immer schwerflüssig und hinterhaltig zaudernd, die Athener um so agiler: „Was sie gewonnen haben, ist ihnen nichts, sie wollen immer nur mehr, mehr. Den Leib geben sie wie nichts dahin; der Geist ist ihr Wesen, womit sie den

Staat aufbauen[25]." Stürmisch ist bei ihnen anfangs die Kriegslust; man nimmt eben immer zuerst scharfen Anlauf[26]. Und in allen Städten treten Wahrsager auf; die Kriegspsychose ergriff alles. Auf verstreuten Schauplätzen beginnen die Zusammenstöße, und Thukydides gibt nun die genauesten Zahlen; er hat alles festgestellt: der eine Kleinstaat schickt 8 Schiffe aus, der andere nur 4. Von 80 Schiffen gehen 15 verloren[27]; im Landkampf fallen 212 Korinther, genau abgezählt[28], und so ständig. Man sieht, die Zahlen sind meist nicht überwältigend. Aber man zählte die Leichen genau. Das erforderte der Totenkult. Der Feldherr Nikias gab lieber den Sieg preis, als zwei oder drei tote Athener in den Händen des Feindes zu lassen, der sie nicht bestattete[29]. Auch bei den Gefechten weiß Thukydides jedes Vor und Zurück genau, die Gruppierung der Fronten und die Tiefe der Aufstellung vor dem Angriff[30], ja, den ersten Angriffsplan des feindlichen Heermeisters[31]. Und so beginnen nun die Naumachien; die Ruder greifen aus, die Galeeren stoßen vor, gegen einander; hier Kriegsgesang, dort ein einziger gellender Schrei, der wie aus einer Kehle kommt[32]. Eine Seeschlacht, wie Phormio, der Athener, sie liefert, gleicht dem Kunstwerk. Der zahlenmäßig überlegene Feind ballt, weil er ängstlich, seine Schiffsmasse auf offenem Wasser in einen geschlossenen Kreis zusammen, die Schiffsschnäbel nach außen, die Lastschiffe im Kern. Phormio aber fährt mit seinen wenigen schlanken Triëren um den Kreis herum, rennt unversehens ein feindliches Schiff an und wieder eins, und der Kreis wird dadurch enger; die eingeengten Schiffe behindern, stoßen sich; ihre langen Ruderstangen brechen. Eine starke Brise fährt herein; da beginnt das Durcheinander; die Steuerleute ratlos; man hört kein Kommando mehr. Phormio treibt endlich einen Keil in die Masse, und der Feind ist schon auf der Flucht[33]. Nichts eleganter als solch Seegefecht.

Blättern wir weiter, um zu sehen, wie man damals im Süden Krieg führte. Das Spartanerheer soll zusammentreten; aber die Leute kommen nicht; sie sind gerade bei der Ernte[34].

Pallisaden sind errichtet; in der Nähe wächst Wein; die Weinreben werden abgehauen und in die Pallisaden geflochten[35]. Die Kriegsschiffe sind so leicht, daß man sie über Land zieht; eine ganze Flotte kann so aus einem Meerbecken ins andere auf Maschinen über den Isthmus von Korinth befördert werden[36]. Tut bei einer militärischen Meldung Eile not, so kann die Rudermannschaft keine Essenspause machen; während der heißen Arbeit müssen sie ihr Brot schlucken, und zwar Brot in Wein und Öl[37] (das Öl ersetzte unsere Butter). Eine Stadt wird belagert; nachts wird bei den Nachtwachen der Stadt mit einer Glocke die Runde gemacht, um zu sehen, ob sie nicht eingeschlafen[38]. Wenn die spartanische Elitetruppe in ihren schweren Eisenwaffen zum Angriff anrückt, stürmt sie nicht etwa mit Hurra auf den Feind, sondern im Gardeschritt wird langsam und streng im Takt wie zur Parade marschiert, zur Musik, indes das Musikchor der Bläser nebenherschreitet und aufspielt[39]. Die Gegner erkennen sich am Dialekt, ob dorisch, ob jonisch, und so wird das Dialektsprechen zur Kriegslist verwendet; der Athener schickt dorisch sprechende Leute vor, und der Gegner glaubt, daß da seine eigenen Leute kommen, und geht in die Falle[40]. In der kleinen Stadt Megara ist eine geheime Verschwörung entstanden; woran sollen sich die Verschwörer gegenseitig erkennen? Sie reiben sich wie Turner mit Öl ein und erkennen sich schon am Ölgeruch[41]. Der rechte Appell, wie wir ihn gewohnt sind, ist nicht immer vorhanden; es überrascht uns, wenn ein Feldherr seine Soldaten noch besonders dringend bitten muß, in der Seeschlacht Ordnung und Stille zu bewahren[42]. Daher auch folgendes. Ein Kastell bei Epidaurus ist von athenischen Soldaten besetzt; Athen will die kleine Truppe zurückziehen, aber die Soldaten wollen nicht heraus. Der Kommandant muß zur List greifen und außerhalb der Burgmauer Sportspiele veranstalten. Da kommen die Leute gleich aus dem Kastell, um zuzusehen; der Kommandierende kann hinter ihnen die Tore schließen, und er hat seinen Willen[43].

Nun aber die Schrecknisse des Krieges. Wir dürfen uns ihnen nicht entziehen. Nehmen wir die Episode vom Untergang der Kleinstadt Platää; ein Städtchen nicht fern von Athen, von etwa nur 500 Feuerstellen, das wohlbefestigt in seinen hohen Mauern steckt. Ob groß, ob klein: mit innigster Anteilnahme hat Thukydides den Hergang geschildert. Platää war berühmt, weil dort einst Mardonius fiel und der große Persersieg erfochten wurde. Seitdem hing der Ort treu und fest an Athen [44]; in seinen Tempel stellte Phidias, der Athener, eines seiner kolossalen Tempelbilder, und Polygnot, der Athener, malte berühmte Wandgemälde in die Tempelhallen.

Jetzt aber soll die Stadt fallen. Bewaffnete Thebaner haben sich in die Stadt unversehens eingeschlichen, postieren sich auf dem Marktplatz und fordern Unterwerfung; sie beherrschen auch alle Gassen. Der Schreck war groß. Um zur Beratung zusammenzukommen, müssen die guten Bürger die Zwischenwände ihrer Häuser durchbrechen. Der Mond ist im letzten Viertel; da überfallen sie nachts glücklich die Thebaner. Steine und Ziegel fliegen von den Dächern; der Feind flieht, weiß nicht wohin, bleibt mit den Füßen im Kot stecken, und alle werden erschlagen; wer über die Stadtmauer springt, fällt sich zu Tode [45].

Aber die Platäer wissen nun, daß der Feind sich rächen wird, und retten ihre Greise, Frauen und Kinder nach Athen. Als die mächtigen Spartaner zur Strafexpedition anrücken, da sind nur noch 500 Mannsbilder in der kleinen Festung, außerdem 110 Frauen, die das Essen kochen [46]. Es waren tapfere Leute. Der Spartaner wendet alle Belagerungskünste gegen sie auf: eine Belagerungsmauer mit Holztürmen, die die ganze Stadt umfaßt; schwere Sturmböcke aus Holz, die er gegen die Stadtmauer treibt. Die Belagerten stehen auf ihrer eigenen Mauer, fangen die Holzbalken mit Stricken auf und parieren den Stoß. Dann kommen brennende Holzbündel mit Pech und Schwefel von allen Seiten; das Städtchen will im Qualm der Feuersbrunst ersticken; aber ein Gewitter mit Platzregen rettet sie [47].

Aber es entsteht nun Hungersnot. Da beschließen die

Kühnsten unter den Fünfhundert, sich zu retten; es waren 220 Männer. Es gelingt ihnen zunächst die Höhe des feindlichen Belagerungswalles auszumessen; danach fertigen sie Leitern an, die der Höhe entsprechen. Es ist stürm'sche Regennacht, und die feindlichen Wachen, die in den Türmen stehen, geben nicht acht. Die Flüchtlinge aber haben nur den linken Fuß beschuht, um auf dem feuchten Boden sicherer aufzutreten. Der feindliche Wall ist von ihnen erstiegen; da bricht mit Getöse ein Stein los, und der Feind wird alarmiert. Ein kritischer Augenblick. Aber die Leute drinnen im Städtchen zünden eben jetzt Wachtfeuer an, und dadurch wird der Spartaner abgelenkt. Nun ein Sprung von der Mauer in den Umfassungsgraben, nachdem sie die nächststehenden feindlichen Wachen getötet. Da kommt ein feindlicher Trupp mit Fackeln — es sind 300 Leute — über sie. Neue Not; aber die Flüchtlinge sind im Vorteil; denn sie selbst stehen unsichtbar im Dunkeln, der Gegner steht im eigenen Fackellicht, und er wird niedergekämpft. Wie aber durch den Graben kommen? Der Graben ist tief, voll Wasser und brüchigem Eis (denn es ist schon Winter); in der Luft Schneetreiben und Stoßwind. Trotzdem dringen die Wackeren hindurch, nur ihre Köpfe ragten aus dem Wasser, und sie sind gerettet. Sie entkommen glücklich nach Athen. Was bedeuteten für Athen 200 Leute! Aber dem Historiker ist jede Leistung wichtig, und wir fühlen seiner Schilderung an, wie sein Herz vibriert. Das war Heldentum.

Die Handlung aber ist noch nicht zu Ende. Über die 180 Leute, die in Plataä zurückgeblieben, sitzt der Spartaner zu Gericht, und es kommt zu einem Redetournier. Der Platäer fordert Schonung in ergreifenden Wendungen, der Thebaner mit Wucht Bestrafung; der Leser schwankt, welche der beiden Reden meisterhafter und überzeugender. Der Spartaner aber läßt jeden einzelnen Mann aus der Stadt vortreten, fragt ihn, ob er etwa dem Spartanerbund nützlich gewesen, läßt ihn abführen und hinrichten; ebenso die 25 Athener, die mit dabei waren. Die 100 Weiber werden zu Sklavinnen erniedrigt,

die Stadt geschleift[48]. So gingen Griechen mit Griechen um. Es gab keine Schonung, so hier, so auch sonst. Kamen athenische Kauffahrer in die Nähe der spartanischen Küste und wurden abgefaßt, wurden sie alle abgeschlachtet, waffenlos, wie sie waren[49]. Nicht besser machten es die Athener[50]. Ob Militär, ob Zivilist, es gab keinen Unterschied. Alles, was männlich, ist Kampfkraft. Der Tod fraß um sich.

Schrecklicher eine andere Episode. Auch sie spielt am Anfang des Krieges, aber sie zeigt uns kein Heldentum, sondern die Verzerrung des Menschen bis zur Vertierung. In Korfu gab es Ständekampf bis aufs Messer, und zwar in der Hauptstadt der Insel. Einst war Korfu das selige Eiland der Phäaken; auch heute prangt es in Anmut. Wer mag, wenn er es heute betritt, an die Dinge glauben, die da Thukydides erzählt? Demokraten stehen gegen Aristokraten; ihre Stadt ist ihnen gleichgültig, wenn nur die Partei siegt; die Demokraten rufen Athen zur Hilfe, die Patrizier Sparta und Korinth. Der Haß muß sich austoben, und es geht bis zur Ausrottung. Erst ein Mordattentat in der Ratsversammlung; dann Straßenkampf; die Aristokraten halten den Markt, die Demokraten die Oberstadt. Schon brennt die Stadt, und die Aristokraten werden erschlagen, auch Weiber und Kinder. Der Rest sucht sich ins Freie zu retten; er muß schließlich im Tempelbezirk Schutz suchen. Mit Versprechungen aber werden 50 von ihnen aus dem Heiligtum gelockt und sofort erstochen; die übrigen töten sich wechselseitig im Tempelbezirk oder erhängen sich dort an den Bäumen. Wer Aristokrat ist, ist vogelfrei. Alle Pietätsbande rissen. Der Vater tötet den Sohn, der nicht zur Partei hält. Vom Altar riß man die Knieenden weg, oder man mauerte sie im Tempel ein, bis sie verhungerten[51].

Die Sache war damit noch nicht zu Ende. 600 Vornehme hatten sich aufs Land gerettet. Ihnen ging es dann ebenso. In einem Gebäude wurden sie zusammen einquartiert, als wollte man sie schonen, dann immer je 20 herausgeholt; man ließ sie peitschen, Spießruten laufen durch die Menge, dann

niedermachen. Der Rest, der nicht mehr aus dem Gebäude heraus will, wird durchs offene Dach mit Steinen totgeschmissen oder mit Pfeilen erlegt: ein Meucheln wie im Saal des Odysseus. Man denke sich die Verzweiflung der Wehrlosen. Auch hier enden wieder viele durch Selbstmord; am Bettpfosten hingen sie sich auf. Das ging so eine ganze Nacht. Die Weiber, vornehme Stadtbürgerinnen, wurden in die Sklaverei verkauft von ihren demokratischen Stadtgenossen. Die Flotte der Athener lag im Hafen; sie hatte keinen Anlaß, hindernd einzugreifen[52].

Einst dachten wir, wenn wir dies im Thukydides lasen: gottlob, das ist lange her, und wir leben doch heute in besseren Zeiten! Inzwischen hat die blutige Gegenwart Korfu womöglich überboten; Lynchjustiz in Moskau, Petersburg, Riga oder München: man versteht es auch heute, die Opfer in Keller zu sperren, einzeln oder in Gruppen herauszuholen, an die Wand zu stellen, niederzuknallen. Aber man erschießt heute auch noch die Frauen!

Und eben dies hat Thukydides vorausverkündet in der einzigartigen Betrachtung, die er an die Schreckenstage in Korfu anknüpft. Seitdem, sagt er, gingen diese scheußlichen Ständekämpfe voll Lug, Verderbtheit und Rachsucht durch alle unsere Städte, bis es endlich auch Athen selbst ergriff. Aber das ist nicht nur heute und bei uns Griechen so; das wird immer so geschehen, solange die menschliche Natur dieselbe ist. Der Krieg ist ein furchtbarer Lehrmeister; die rohesten Triebe werden durch ihn frei. — Wir beugen uns beschämt diesem Ausspruch.

Übrigens fährt er fort: Wer fürchtet noch die Götter? Alle Religiosität ist ausgeschaltet. Die Sitteneinfalt wird heute verlacht, die für alle edle Gesinnung die wichtigste Grundlage ist. Heute ist es nützlich, Meineide zu schwören, um den, der auf den Eid vertraut, heimtückisch zu überfallen. Es kommt nur noch auf Geriebenheit an. Besser, man nennt dich einen Schuft, wenn du nur als klug giltst, als ohne Klugheit gut zu sein. Wer aber sich neutral, wer sich sauber hält in all den Ränken, sieht sich erst recht mit tödlichem Haß verfolgt.

Man erkennt schon aus diesen Ausführungen den sittlichen Adel unseres Autors, aber auch seine Kunst zu reden, zu denken, zu urteilen, und es ist erfreulich, hierbei zu verweilen. Meist ist er maßvoll im Ausdruck, und wenn er etwas bedeutend findet, sagt er, es sei nicht unbedeutend[53]. Seinen Denkprozeß läßt er den Leser mitmachen, indem er große Sätze aufbaut wie breitansteigende Pyramiden, die sich pointieren, mit scharfen Antithesen und Gabelung in zwei Gedankenreihen mittels „zwar" und „aber", „falls dies, falls das", um alle Möglichkeiten durchzudenken (man sieht, wie seine Stirn sich in Falten zieht), bis endlich der Satzschluß die Folgerung bringt, sorgsam, vorsichtig und streng wahrheitssuchend. So überall in den eingelegten Reden; und eine Fülle politischer Weisheit strömt auf uns ein.

Heben wir zur Verdeutlichung ein paar Sätze aus, denn sie sind zumeist auch heute noch gültig. „Im Kriege wartet die Gelegenheit auf niemanden" [54]; „die Entscheidung im Kriege aber steht bei den Imponderabilien der Zukunft[55]." „Bündnisse können nur zwischen gleich Starken stattfinden[56]." „Der untätige Staat verzehrt sich in sich selbst wie jedes untätige Lebewesen[57]." „In Kunst und Gewerbe siegt immer das Neue, so auch im Staatsleben[58]": das ist das Modernseinwollen als Motiv für jeden sogenannten Fortschritt.

Dabei überall Begriffsspaltung, Begriffssonderung, und es tummeln sich die Abstrakta: „Mit Beschwerden richtet man sich gegen Freunde, mit Anklagen gegen Feinde[59]." „Wenn man etwas wagen will, so nimmt die Begierde die Führung, und die Hoffnung geht mit[60]." „Zum Unsinn wird der Hochsinn, der den Gegner unterschätzt[61]." „Frechheit gilt heute als Tapferkeit, Besonnenheit als Feigheit" usf.[62]: das ist mit Ingrimm in bezug auf die entartete Gegenwart gesagt.

So sind es oft eiskalte Wahrheiten, die wir hören; aber unsere eigene Erfahrung bestätigt sie nur zu sehr: „In der Politik kann die sogenannte Gerechtigkeit nicht gelten, sondern der Stärkere schränkt allemal den Schwächeren ein; das ist

Naturgesetz." Unverblümt spricht der Sieger zum Besiegten [63]: „Macht gilt vor Recht. Wir wollen, daß ihr uns hasset, damit die Welt erkennt, daß wir mächtig sind" (ist es nicht, als wäre das heute oder gestern gesprochen?). „Ihr hofft noch immer? Hoffnung ist Trost in der Gefahr; aber man lernt sie kennen, wenn man sich enttäuscht sieht. Ihr ruft zu den Göttern? Das Göttliche herrscht in der Welt nur, sofern man daran glaubt, der Mensch herrscht nach Naturgesetz tatsächlich, wo immer er Macht hat." Das sind die Realitäten des Lebens. Es ist, als spräche Machiavell: „Für den, der herrschen will, ist keine Handlungsweise verwerflich, die ihm nützt, keine Freundschaft brauchbar, die ihm nicht nützt [64]." So geht es weiter.

Und nun das Verfassungsleben in den Einzelstaaten. Die Demokratie hatte zum ersten Male einen Existenzkrieg, einen Weltkrieg zu bestehen, und Thukydides sieht, daß sie sich nicht bewährt. Denn der Demagog will in ihr herrschen. Verfassungsparagraphen sind wie Spinnweben [65]; die kleinen Fliegen bleiben darin hängen, die großen brechen hindurch; und die leidenschaftliche Ehrsucht läßt sich nicht hindern. Freiheit und Gleichheit [66], so klingt die Losung der Volksleute, während die Vornehmen nach maßvoller Staatsleitung schreien; alles nur schöne Worte! Der Schreier will nur allemal an die Spitze, seinen Konkurrenten ausstechen, den er schadenfroh durch Volksvotum oder mit Faustschlägen beseitigt. Und der Sieg bleibt dabei meistens den geringeren Intelligenzen; denn weil solche Leute ihre niedere Begabung selbst bemerken, die höhere des Wettbewerbers fürchten, so gehen sie von vornherein rasch entschlossen zu Tätlichkeiten über. Wer keine Intrigen spinnt und nur auf sein Talent vertraut, ist allemal des Untergangs sicher [66]. Thukydides könnte auch hier wieder hinzufügen: und wie heute, so wird es in alle Zukunft sein: Girondisten werden durch Jakobiner, Demokraten durch Bolschewisten zugrunde gehen: Opfer des Parteihasses; Massenmord im Dienste der Idee. Aber das Wort Idee war, so griechisch es klingt, damals im Dienste der Partei-Interessen noch nicht entwertet.

So stand es vor allem auch in Athen. Von Athen gilt, was Thukydides sagt: der gerade Weg ist in der Demokratie unmöglich geworden. Auch wer Gutes plant, muß sich erst auf Umwegen durch Schliche und Flunkereien Anhang verschaffen. Der Masse aber fehlt es an Verantwortungsgefühl; denn bei Beschlüssen, die schlimme Folgen haben, wird immer nur der Antragsteller abgestraft, nicht aber die vielen, die ihm zugestimmt und den Antrag zum Beschluß erhoben haben [67].

Und damit kehren wir zu den Ereignissen selbst zurück. Denn auf diesem Boden stand auch Kleon, der Demagoge. Kleon, ein Mensch des Mittelstandes, Inhaber einer Gerberei, war unbegreiflicherweise der Erbe des Perikles, sein Nachfolger in der Staatsleitung geworden, ein Mann, der sich selbst offen zur Halbbildung bekannte; immerhin eine Kraftnatur, tolldreist, vorlaut und ein mächtiger Schreier, dabei gebläht von Eitelkeit, wie so viele, die ohne Vorbildung zu den einflußreichen Posten gelangen. Der roheren Volksmasse schmeichelte er höchst geschickt [68], und sie liebte sein Schimpfen. Das brachte ihm die Majorität. Aber Gedanken hatte er nicht; er ließ die Dinge planlos weiterrollen, wie sie rollten, und war im Krieg gegen Sparta mit jedem Augenblickserfolg zufrieden. „Das Volk selbst kann keine Kriege führen, es braucht einen Diktator," das sieht Kleon ein und sagt es laut [69]; gegen die Leute aber, die geistig über ihm stehen, stemmt er sich auf: „Ein Staat, der aus lauter Gebildeten besteht, kann nicht gut fahren; sie wollen alle ihr Licht leuchten lassen und weiser als die Gesetze sein. Ihr Athener seid Sklaven des Außerordentlichen und Verächter des Gewöhnlichen, als gälte es immer nur Philosophie zu treiben." Mit solchen Redensarten fing er die Massen. Er fühlte selbst seine Gewöhnlichkeit. Die Allmacht des rasselnden Mundwerks offenbart sich. Von der Bühne freilich schallen die Klagen: „Athen ist ohne Führung. O kehrtet ihr aus der Unterwelt zurück, ihr großen Verstorbenen, Themistokles, Perikles und Aristides!"

Gleichwohl ging alles glänzend, und die Kriegserfolge

häuften sich. Die stolze Insel Lesbos, die Insel der Sappho, mit der Hauptstadt Mytilene, war vom athenischen Bunde zu Sparta abgefallen. Jetzt wird sie von Athen völlig unterjocht, und es galt obendarein sie zu strafen, ein Exempel zu statuieren zur Warnung für andere Bundesgenossen. Kleon setzt durch: die ganze Inselbevölkerung soll über die Klinge springen, und das Kurierschiff läuft schon aus, den furchtbaren Befehl nach Lesbos zu bringen. Erst danach drang die Opposition durch; der Befehl wird gemildert, und es gelingt, das Schlimmste zu hintertreiben. Ein zweites Eilschiff ging ab; es handelte sich um wenige Stunden. Aber man merkt: ein wilder Geist ist jetzt am Werke.

Dann wird Pylos dauernd besetzt; nicht etwa planmäßig, sondern nur ein Zufall brachte es mit sich, daß sich die Athener dort festsetzten; auf alle Fälle ist jetzt Sparta selbst Ziel des Angriffs. Denn der Hafenplatz Pylos liegt nur 10 Meilen von Sparta, und die Athener können von da die Heloten gegen Sparta zum Aufstand bringen. Da gelang ihnen ein kapitaler Fang. Glück muß der Mensch haben, wo der Witz gebricht.

Die Hafenbucht ist gewaltig groß; sie ist auch aus der modernen Geschichte bekannt; in ihr wurde im Jahre 1829 die Schlacht bei Navarino geschlagen, wo Engländer, Russen und Franzosen die türkische Flotte vernichteten. Eine kleine Insel, dichtbewaldet und menschenleer, ist der Bucht vorgelagert; sie hieß Sphakteria. Die Spartaner, die jetzt ihrerseits Pylos belagern, besetzen auch diese Insel, und zwar mit 420 ihrer vornehmsten Leute. Da legt sich die athenische Flotte um die Insel, und die Spartiaten sind dort abgeschnitten. Die Wirkung davon war erstaunlich; Sparta bittet sogleich um Waffenstillstand; aber Kleon schlägt Lärm, und es wird abgewiesen. Die 420 aber sind stachlich wie die Wespen, und die Athener wagen nicht, sie zu greifen. Auch das Aushungern mißlingt, weil Schmuggler auf Booten die Spartiaten mit Proviant versorgen, auch Taucher, die den Proviant in Schläuchen bringen. In Athen wird man ungeduldig; in diesem Herbst noch muß der Fang

gelingen. Nikias, ein Militär alter Schule, zuckt ratlos die Achseln. Da höhnt ihn Kleon und ruft über die Köpfe weg: Ich würde die Sache in 20 Tagen machen! Großes Gelächter; aber man nimmt ihn sogleich beim Wort. Er erschrickt, dann faßt er sich ein Herz, zieht wirklich als Stratege aus und ist wirklich in 20 Tagen mit der Beute in Athen. Das Versprechen toll, der Erfolg verblüffend, sagt Thukydides. Gemacht hatte die Sache natürlich nicht Kleon selbst, sondern sein kluger Flottenführer Demosthenes; der setzte den Wald auf der Insel in Brand. 300 Spartaner fielen; 120 aber brachte Kleon lebendig nach Athen[70]. Seitdem führt er nur noch Pylos, Pylos im Munde.

Man sieht im Geist die grimmigen Gefangenen mit ihren Knebelbärten, wie sie mit glotzenden Augen da, wo jetzt der Tram läuft, vom Hafen her in Athen einziehen durch die Spaliere der zwitschernden Menge. Üppigkeit und lachender Glanz umgab hier die frugalen Männer. Aber sie wurden gut behandelt; denn es gab immer noch spartafreundliche und gastfreie Herren genug in Athen. Sparta aber war jetzt für jeden Frieden zu haben; es konnte den Verlust nicht verschmerzen; denn durch Kreuz- und Querheiraten waren alle Spartiaten seit langem unter sich verwandt.

Athen aber will mehr, und so planlos der vorige, so planvoll geschieht jetzt der zweite Streich. Die Insel Kythera wird genommen. Nikias führte[71]. Es war die Insel der kytherischen Venus, unmittelbar vor Sparta gelegen und Stapelplatz für alle Waren, die Sparta aus Ägypten holte. Sparta war tief niedergeschlagen. Hätte Athen den Frieden jetzt angenommen, seine Bürgersleut' hätten bequem und glücklich leben können allezeit wie die Herren auf Erden.

Aber Athen läßt sich jetzt auf den Landkrieg ein und wird, als es angreift, von den Thebanern bei Delion schmählich geschlagen; die Niederlage von Koronea wiederholte sich da. Es will ferner Megara wegnehmen; aber auch das mißlingt. Denn in Sparta erhebt sich jetzt ein genialer Soldat, die erste

großzüg'ge Figur, der wir in diesem Kriege begegnen; es war Brasidas: meteorgleich auftauchend und verschwindend wie der Gustav Adolf in dem dreißigjährigen Kriege der Deutschen. Schon bei Korfu, schon bei Pylos hatte der junge Brasidas gegen Athen mitgekämpft; bei Pylos war er als Führer allen anderen voran mit dem Dreiruderer zum Angriff ans Ufer gestoßen und stand schon auf der Landungsbrücke, um ans Land zu stürmen, als Schwerthiebe der Athener ihn trafen und er verwundet rücklings in den Schiffsraum zurückfiel. Die Athener erbeuteten seinen Schild, der dann in der Stadt großmächtig als Siegeszeichen ausgestellt wurde.

Jetzt war der Verwundete längst genesen. Ein glänzendes Bundesheer brachte er zusammen (denn es war Freude, einem solchen Manne zu gehorchen) und manövrierte die Athener auf das geschickteste aus Megara heraus. Dann kam die Überraschung: Brasidas schwenkt plötzlich durch Böotien nach Norden ab, bricht ohne allen Kampf durch ganz Thessalien durch, das mit den Athenern befreundet ist, und überfällt unversehens die kostbaren athenischen Küstenplätze am Rande Mazedoniens, auch Chalkis, am Golf von Saloniki, überraschend von der Landseite her. Ein völlig neuer Kriegsschauplatz.

Dieser Mensch hat den Spartanertyp abgestreift: zielbewußt, rasch, beredt und frohgemut, eine gewinnende Natur, dem gleichsam alles glücken muß. Und es geht Schlag auf Schlag; ein athenischer Platz nach dem andern öffnet ihm seine Tore; denn er redet auf das geschickteste: „Habt Vertrauen! Nicht als Eroberer komme ich; Sparta will euch nur vom Joch Athens befreien." Sogar Mazedoniens König verbündet sich zeitweilig mit ihm. Schließlich nimmt er auch gar Amphipolis. Helle Bestürzung in Athen: „Amphipolis ist gefallen. Dieser Brasidas wird mit wachsenden Erfolgen noch weiter wirken. Machen wir Frieden." Und ein Waffenstillstand mit Sparta kommt wirklich nominell zustande. Brasidas aber kümmert sich nicht darum. Da wirft sich Kleon in eigener Person auf Amphipolis; er ist ja der bewährte Stratege. Welch Schauspiel: Kleon

gegen Brasidas! Während Brasidas sich abwartend verhält, stößt Kleon vor, operiert jedoch völlig töricht[72]. Als er mit seinem Heer zurück muß, wirft sich Brasidas aus Amphipolis in die schlechtgeordneten athenischen Massen. Kleon läuft davon und wird erschlagen, das kleine athenische Heer vernichtet. Amphipolis bleibt verloren. Aber auch Brasidas, der Sieger, ist gefallen.

Auch diese Wendung der Dinge wirkte völlig überraschend. In Athen siegte jetzt vollends die Friedenspartei; auch Sparta ist längst ebenso gesonnen, und ein Friede wird feierlich unterzeichnet, unter Vermittlung des Nikias, im Jahre 421. Beide Mächte beschwören sogar einen Freundschaftsbund. Die Griechenwelt atmete auf. Zehn Jahre des Schwertdienstes waren genug, und die verschlossenen Grenzen öffneten sich endlich wieder. Der Kleinbürger frohlockt. Kein Friede ist herrlicher von der Dichtkunst eingesungen worden wie der Friede des Nikias.

Aber es war nur ein kurzes Atemholen. Man schwor Eide, aber man glaubte nicht an sie („der Eid bürgt für den Mann nicht, nur der Mann bürgt für den Eid“, sagte schon Äschylus von seinen Griechen), und der Knäuel der Wirrsale verwirrte sich nur noch ärger. Die Angst vor Athen war noch nicht erstickt. Der erste Krieg trug schon den zweiten in sich. Das ganze ein Drama in zwei Akten. Erst der zweite Akt, der nun folgt, war der Akt der großen Handlungen.

Wozu ist Krieg, wenn er nicht zur Vernichtung führt? Alles Bisherige war zwecklos. Korinth und Theben erkannten den Frieden des Nikias überhaupt nicht an. Neue Sonderbündnisse entstanden; auch das kleine Land Elis bläht sich jetzt wichtig auf, und es gibt ein Chaos von Komplotten und Quertreibereien der Winkelstädte, die alle Thukydides auf das sorgfältigste mitteilt: kantonaler Kleinkram und elende Maulwurfspolitik. Aber auch Sparta erfüllt schnöde hinterhaltig die Friedensbedingungen nicht; Athen stand da als der ehrlichere Teil, und so brach auch im stolzen Athenervolk rasch wieder der Zorn los. Indes man noch vom Frieden sprach, waren

die Händel schon wieder im Gange. Ja, der Kriegswille schäumte in Athen erst jetzt zur Wut empor: eine Hochspannung der Nerven. Unter das auf Stein gravierte Friedensdokument setzte man die Worte: Sparta hat den Vertrag gebrochen. Es war gerechte Entrüstung. Bisher hatte es nur arge Schrammen gegeben, aber nichts Tödliches. Jetzt galt es, den Gegner ins Herz zu treffen. Das knock down des Lloyd George sollte gelten.

Nicht weit von Athen liegt Tatoi in Attika. So heißt heute der Villenort am Fuße des ansteigenden Gebirges, wohin der König Georgios von Griechenland vor nun etwa 80 Jahren sein Landschloß stellte inmitten von Gärten und Waldesschatten; ein liebliches Idyll des Friedens. Damals hieß der Ort Dekelea, und nach ihm nennt man nun den Hauptabschnitt des folgenden siebzehnjährigen Kriegsgangs den Dekeleïschen Krieg. Denn dies Dekelea sollte darin die verhängnisvollste Rolle spielen.

Athens Finanzen hatten sich rasch erholt; sein Volk war opferfreudiger als je. Es glaubte fest an seinen Herrscherberuf und wollte Rache. Wer aber sollte jetzt führen? Nikias, der Mann des Friedens? Man sah sich wieder voll Sehnsucht nach genialen Männern um. Der Hades aber gibt seine Toten nicht wieder.

Nikias war einer der Patrizier, die sich brav und rückhaltlos in den Dienst der Demokratie stellten. Als Stratege hatte er sich bewährt; wenigstens war ihm keine seiner Unternehmungen bisher mißlungen. Aber er war grundsätzlich Friedensfreund. Mit der Politik Kimons aber war es nun unwiederbringlich zu Ende. Sein Reichtum verschaffte ihm Einfluß; er war Besitzer großer Anteile an den attischen Silberbergwerken zu Laurion und zeigte sich wie Kimon fürstlich verschwenderisch im Geben, wo immer es gemeinnützigen Stiftungen galt: Ausstattung der Gymnasien, Prunk der Festchöre und Prozessionen, die er ausstattete. Auch den neuen Dionysostempel beim Theater baute er; den großartigsten Tempelschmuck dankte ihm die heilige Insel Delos. Die kritischen Stimmen aber

meinten, er spendete mehr aus Angst vor den Leuten als aus freier Liberalität. Denn er war sonderbar mißtrauisch und menschenscheu und lebte in der Großstadt ganz für sich abgeschlossen und fast ohne Verkehr. Nur in den Senatssitzungen konnte man ihn täglich sehen; da kam er pedantisch regelmäßig als Erster und räumte erst als Letzter das Lokal. Von höheren Instinkten, von perikleïschem Geist war nichts in ihm; eine gedrückte Natur, ohne Leidenschaften; nicht nur fromm, sondern abergläubisch wie ein altes Weib. Im Heerlager wußte er die Autorität zu wahren, als Staatsmann war er unbrauchbar.

Aber ein anderer regte sich neben ihm, an den sich sogleich alle Hoffnung hängte. Das war Alkibiades, auch er Patrizier und das letzte große Produkt der Aristokratie Athens: jung, hochbegabt und voll Ehrgeiz, blendend an Leib und Seele wie das Griechentum selber. Nikias war wie eine alte Zisterne mit abgestandenem Wasser, Alkibiades wie ein frisch strudelnder Bergquell. Der politische Augenblick war für ihn günstig; der Friedensschluß war ein Fehlschlag, für den Krieg aber, der nun einmal unumgänglich, ein Mann von großen Gesichtspunkten nötig, und Alkibiades hatte sie. Er war ein Genie. Alle glaubten es, auch er selber. Athen fand in ihm seinen neuen Führer. Wille und Plan war in diesem Menschen, Schwung war in ihm, ein hochfliegender, energischer Geist. Das Leben fing an, interessant zu werden.

Als Knabe und Jüngling bildschön, liebenswürdig und fesselnd. Da sein Vater in der Unglücksschlacht von Koronea gefallen, war es Perikles, der den Alkibiades aufzog. Im Hause des Perikles, in der Heimstätte der großen Politik, war der lebhafte Knabe aufgewachsen; von ihm erbte er die hohen Ziele, den athenischen Großmachtsgedanken, vor allem den Drang, als Staatsmann selbst handelnd einzugreifen. Nur des Perikles Sparsamkeit, sein gesucht schlicht bürgerliches Auftreten behagte dem Knaben nicht. Er schlug über die Stränge; die Jugend forderte ihr Recht. So war er als Knabe ein toller Bub, und man trennte ihn damals von seinem unbegabteren

Bruder, damit der ihm die kleinen und großen Unarten nicht nachmache. Dies bezeugt uns Plato, der ihn persönlich kannte [73]. Der spätere Klatsch weiß dann eine Menge Streiche zu erzählen, die nichts als freieste Erfindung sind, wie, daß er einen Kunstmaler so lange einsperrt, bis daß ihm dieser das Haus mit Fresken ausgemalt hat, oder daß er seinem Lieblingshund den Schwanz abschneidet; als man ihn tadelt und fragt, weshalb er das Tier so verschandelt, sagt er: „damit ihr mir nichts Schlimmeres nachsagt.“ Den Unterricht im Flötenspiel brach er angeblich ab, weil das Backenausblasen den Menschen so häßlich macht, und das Flötenspiel kam seitdem in Athen aus der Mode. Es wäre höchst verfehlt, um solchen Geschwätzes willen [74] einen Menschen wie Alkibiades nicht ernst zu nehmen.

Bezeichnend für seine hochstrebende Seele ist dagegen sein Verhältnis zu Sokrates, dem Erzieher, und die Art, wie Plato auf ihn Wert legt. Viele Menschen suchten den herrlichen jungen Menschen an sich zu fesseln; aber nur dem Sokrates gelang es zeitweilig. Aber nicht etwa Sokrates suchte den Alkibiades, sondern Alkibiades suchte den Sokrates. Im Sturm suchte er das Herz des Weisen zu gewinnen; siebzehnjährig geht er als treuer Knappe mit in des Sokrates Gefolge einher, nimmt, wo Sokrates sich in gelehrten Streit verwickelt, vorlaut und energisch für ihn das Wort [75] und läßt sich erschüttern von dessen heiligem Ernst [76]. Aber sein Beruf trennte ihn naturgemäß bald von Sokrates, und er konnte nicht immer hinter ihm herlaufen; denn sein Beruf war der Dienst des Vaterlandes als Soldat und Staatsmann. Dabei war er Sportmensch und Fechter und in hellem Übermut zu jedem Luxus aufgelegt, eine Phaëthonnatur, die im Sonnenwagen über den Himmel fahren möchte.

Bei Delion wurden die Athener geschlagen; in dieser Schlacht traf Alkibiades den Sokrates wieder. Er selbst war zu Roß; Sokrates marschierte auf dem fluchtartigen Rückzug in schweren Waffen; Alkibiades blieb da bei ihm und schützte ihn. Dann zeigt ihn uns Plato wieder als dreißigjährigen Mann. Von

einem Gelage kommt da Alkibiades, flott genug, mit einer Hetäre und sonstigen Kumpanen, und bricht in das Gastgelage des reichen Agathon ein, wo wieder auch Sokrates anwesend ist. Er ist angeblich im Rausch, weiß sich aber mit eleganter Wendung einzuführen und tut nun nichts anderes, als sich in einen Lobeshymnus auf Sokrates zu ergießen, indem er dabei auf das feinsinnigste die eigenen Seelenzustände analysiert, in die ihn einst der Umgang mit diesem weisen Manne versetzt habe. Dabei nennt er sich selber trunken; aber man muß wissen, was die Griechen, die den Wein nur als Zusatz zum Wasser tranken, unter dem Wort verstanden: nicht das sinnlose Bezechtsein der nordischen Barbaren, sondern nur den, den der Weingenuß zu kühnerem Seelenschwung anregt. So soll ja auch Äschylus trunken seine Tragödien gedichtet haben. Ein Grieche wie Alkibiades paßt nicht in die deutsche Kneipe.

Man bemerkte, daß er an einem Zungenfehler litt; er sprach den Buchstaben l an falscher Stelle, also Malathon für Marathon. Das war auch noch später so, als er Reden hielt; auch machte er beim Reden oft Sprechpausen, als ob er das Wort nicht fände. Aber bei einem Menschen wie diesem schien alles köstlich, auch wenn er lispelte und im Redefluß stecken blieb. Man verliebte sich gerade in seine Schönheitsfehler.

In der Tat war er ein Liebling der Masse: Vollblutpatriot und Demokrat zugleich, der nur so mit dem Gelde schmiß. Als er sich zum ersten Male in der Volksversammlung blicken ließ (es handelte sich um freiwillige Zusatzsteuer, und er versprach sogleich seinen gehörigen Satz zu zahlen), entwischte ihm aus dem Mantel die Wachtel, die er als Spielzeug bei sich trug, und das ganze Volk verfolgte nun jubelnd das kleine Tier, bis einer von der Hafenbevölkerung es einfing. Diesen braven Mann machte Alkibiades hernach auf See zu seinem Steuermann. Vor allem vielbesprochen aber war sein Rennstall. In ganz Griechenland, bei Freunden und Feinden, war er dadurch früh eine berühmte Figur. Bei einer der Wettfahrten in Olympia trat der junge Herr mit 28 Pferden auf;

d. h. sieben Wagen ließ er mit einmal laufen und gewann damit drei Preise auf einmal, den ersten, dritten und fünften Preis. Euripides schrieb einen Hymnus auf seinen Wagensieg zum Ruhm Athens; denn nicht einmal die Tyrannen von Syrakus traten so auf wie er. Ja, seine persönlichen Beziehungen griffen weit aus, und wenn er auf Reisen sich zeigte, bauten ihm seine Freunde aus Ephesus ein Prachtzelt, Freunde aus Chios lieferten ihm Pferdefutter usf [77]. Kein Wunder, daß nun auch alle Politiker, ob Demokraten, ob Aristokraten, ob Militärs oder Pazifisten, gespannt das Auge auf ihn richteten, und von der Bühne Athens rief Aristophanes, der Komiker, ins Publikum: „Man soll im Staat keinen Löwen großziehen; tut man es dennoch, da gilt es, hübsch nachgiebig mit ihm umzugehen."

Er zählte jetzt etwa 30 Jahre, und man wählte ihn zum Strategen. Solch junge Männer wurden sonst nie in diesen verantwortlichen Posten gewählt, wie Thukydides ausdrücklich hervorhebt [78]. Aber Alexander der Große, Pompejus, Alarich, Chlodwig, Theodorich erfochten schon zwanzigjährig, zweiundzwanzigjährig ihre Siege. Warum sollte es Alkibiades nicht tun?

Und er begann die Führung des Staats. An diesem außerordentlichen Menschen, der Prachtblüte des Griechentums, hing fortan das Schicksal Athens im Guten und Bösen. Vorläufig fiel sein Ehrgeiz mit dem Ehrgeiz Athens zusammen. Wehe, wenn es anders kam!

Stratege war er zunächst nur für ein Jahr. Aber durch seinen großen Parteianhang beherrschte er Volks- und Ratsversammlung. Rache an Sparta zu nehmen, war das erste. Alkibiades reiste persönlich in den Peloponnes, mit vollem diplomatischen Erfolg. Der peloponnesische Bund wird gesprengt; von den olympischen Spielen werden alle Spartaner ausgeschlossen. Sparta selbst ist bedroht; die peloponnesischen Städte stellen ein Heer auf und kämpfen für Athen. Das war noch nicht dagewesen. Es kommt zur Schlacht bei Mantinea,

in der König Agis siegt, und die spartanische Militärschule bewährte sich auch hier. Aber König Agis mochte sich nun weiterhin mit den Peloponnesiern balgen; Athen war vorläufig vor ihm sicher. Dann entlud sich die Wut Athens gegen Sparta in anderer Weise. Die Insel Melos war spartanische Kolonie; die Athener kommen und bringen dort die ganze männliche Bevölkerung zu Tode, mitleidslos. Sie hätten jetzt auch ebenso die gefangenen Spartiaten umgebracht, die sie einst bei Pylos erbeuteten. So maßlos war die Stimmung.

Melos war die Insel der Venus von Milo. Man erzählt, daß Alkibiades sich dort in eine der gefangenen Melierinnen verliebte, die wohl jener Venus glich; einen Sohn, den er von ihr hatte, zog er treulich auf[79]. Thukydides aber weiß nichts davon; er ignoriert die Frauen.

Aber alles das genügte nicht. Alkibiades sah es ein. Athen wollte siegen, aber mit dem bisherigen Ermattungskrieg kam man nicht voran. Es hatte immer nur Stoß und Gegenstoß mit halber Kraft gegeben ohne Ende. Der Krieg hatte nun 10, 12 Jahre lang gewährt, hatte Unsummen verschlungen und zu nichts geführt. Man mußte zurück zum Imperialismus. Da ein Friedenszustand mit Sparta unmöglich, mußte man Athens Machtmittel rasch in dem Grade steigern, daß Sparta von selbst sich unterwarf: Eroberungspolitik im Großen. Der Gedanke war durchaus folgerichtig. Mit der Vorsicht war es zu Ende. Es galt endlich etwas zu wagen. Wer wagt, gewinnt.

Es galt, sich endlich auch des Westmeers zu bemächtigen, d. h. im Okzident endlich und endgültig Fuß zu fassen, Sizilien zu erobern. Alsdann flankierte Athen Althellas von Ost und West, beherrschte alle Gewässer, und der Peloponnes war wirklich blockiert, d. h. zur völligen Ohnmacht verdammt; denn wie ertötend solche Schiffsblockade wirkt, wissen wir aus den modernen Kriegen.

War das geniale Realpolitik oder Schwindel? Der Erfolg mußte es lehren. Jedenfalls war der Gedanke, auf Sizilien Fuß zu fassen, nicht neu; er stammte von Perikles[80]. Der

Grabstein des attischen Seesoldaten Demokleides
der Verstorbene sitzt trauernd am Bug des Kriegsschiffes, dessen Einzelheiten einst in Farbe angegeben waren. Hinter ihm sein Helm auf seinem Schild

ganzen Korfupolitik Athens lag er zugrunde. Auch hatten sich athenische Truppen schon in Sizilien gezeigt[81]. War Athens Imperialismus bisher durch Mißerfolge immer wieder gehemmt worden, so mußte er jetzt glücken. Es kam eben nur auf die Führung an.

Syrakus war in Sizilien Athens Hauptgegnerin. Syrakus hatte dort die Führung genommen und mit der Losung „Sizilien nur den Sizilianern" alle dortigen Städte zum Zusammenschluß gebracht[82]. Gleichwohl war der diplomatische Verkehr bisher nicht abgebrochen, und es kamen gelegentlich noch syrakusanische Gesandte nach Athen[83]. Eben jetzt aber, im Jahre 415, gab es neue innere Zerwürfnisse auf Sizilien; die Stadt Segesta lag dort mit Selinunt in Fehde, und Segesta ließ es sich einfallen, Athen gegen Selinunt zu Hilfe zu rufen. Ein Hilferuf aus Sizilien: das war die erwünschte Gelegenheit, zuzugreifen.

Mochte das Nest Segesta selbst so schwach sein, wie es wollte: das war im Grunde belanglos. Die Sache lief doch auf einen Zweikampf mit Syrakus hinaus. So dachte Alkibiades; aber er plante mehr: nicht nur Sizilien wird, wenn wir gesiegt, an den athenischen Seebund angegliedert, sondern weiterhin auch das griechische Süditalien, endlich auch mit Karthago durch Kampf oder Vertrag ein Ausgleich gesucht. Dann wird Sparta umfaßt und erdrückt von Griechen und Nichtgriechen im Bunde, so wie neuerdings Deutschland durch die Entente aller Weltmächte erdrückt worden ist[84]. Ein königlicher Plan nach dem Zuschnitt Alexanders des Großen. Seinen Athenern suggerierte er zunächst nur das Eine und Nötigste: „Segesta zu helfen, lohnt nicht die Kriegskosten; erobern wir Syrakus[85]." Es gilt, den sizilischen Stier bei den Hörnern zu fassen.

Und alles war gleich wie elektrisiert. Jung und Alt saß in den Palästren und Unterhaltungsräumen und zeichnete sich das Kartenbild Siziliens mit allen Hafenplätzen auf den Erdboden[86]. Eine genauere Kenntnis der Insel aber fehlte noch. Sie war zehnmal so groß wie Attika, die fruchtbarste und größte Insel des Mittelmeeres. Ein Lastschiff brauchte acht Tage

zur Umfahrt.[87] Stark bevölkert; die Städte an allen Küsten betriebsam und reich. Welch ein Gegensatz zu heute! Obwohl in der Gegenwart so zurückgegangen, zählt Sizilien heute immer noch 3½ Millionen Einwohner. Girgenti, Selinunt, Palermo, Syrakus waren Städte in der Ausweitung Neapels, Syrakus selbst mit prächtigem Doppelhafen, damals amphitheatralisch in weitem Bogen über dem Meere ansteigend, vom Mauergürtel rings umzogen, heute nichts mehr als ein stilles Winkelstädtchen der Fischer und Landleute, die ziellos auf den Trümmern der Vergangenheit ihr Leben verträumen. Selinunt heute ganz verschwunden; auf der öden Küstenfläche will kein Mensch mehr wohnen; nur die kahlen Bautrümmer von sieben Tempeln, die dicht beieinander standen, liegen, durch ein Erdbeben umgestülpt, nebeneinander wie die Skelette und blanken Rippenknochen eines Ursauriers, ein Symbol des verdorrten Lebens in grenzenloser Erstorbenheit. Und nicht anders Segesta; damals eine bescheidene Binnenstadt im ragenden Hochgebirge, unter dem Cor Leone, ist es heute wie verschluckt und verschlungen vom Erdboden; aus leerem Ackerfeld ragen auch hier nur ein paar brüchige Tempelsäulen, die da dem Wissenden verraten: hier lag einst Segesta, das die Athener nach Sizilien rief.

Nikias, der bedächtige Mann, lehnte sich auf; er warnte, und es gab nun doch auch sonst genug Leute in Athen, die in Alkibiades den Löwen fürchteten. Was Kleon vor zehn Jahren ins Volk rief: „ihr braucht einen Diktator[88],“ galt jetzt erst recht, und es waren erst hundert Jahre her, daß Pisistratus und seine Söhne als Tyrannen in Athen herrschten. Auch Alkibiades hatte Talent zum Tyrannen[89], eine Fieskogestalt, wie Schiller sie in seinem Jugenddrama gezeichnet. Aber Nikias sprach solche Befürchtungen nicht aus; ihm genügte, Alkibiades als frivolen Abenteurer hinzustellen, mit tadelnden Blicken auf seine Lebensführung: „Was will er? Als Stratege will er Geld raffen, um seine Pferde bezahlen zu können, und spreizt sich mit seiner Person auf Gefahr des Staatsbankerotts, bringt das Eigene durch und will den Staat bestehlen!“

Das ist waschecht die parlamentarische Fechtweise, die wir auch heute kennen; wenn man den Menschen verleumdet, bringt man auch seine Sache zu Fall. Alkibiades saß in der Versammlung, von einem Schwarm von Verehrern umgeben, auf die Nikias mit Scheu blickte, und kühn und mit freier Stirn erhob er sich, um sich zu rechtfertigen: „Ich treibe Aufwand, so daß ganz Griechenland staunt, so ist es. Aber ich tue es für Athen; Athens Ansehen wächst im Ausland, wenn ein Athener so auftritt. Das ist Staatskunst (er hätte auch sagen können: ein Staatschef darf Repräsentationskosten nicht scheuen). Und Sizilien? Unser Beruf ist zu herrschen; also müssen wir die Politik der Intervention ausüben. Durch Einspringen mit Hilfsaktionen gelangt man zur Ausdehnung der Machtsphäre. Der Staat, der still steht, geht zurück. Wir werden über alles, was griechisch, herrschen. Jugend und Alter aber muß zusammenwirken, der Bedächtige mit dem Kühnen gehen; dann kann uns der Erfolg nicht fehlen." Die Rede zündete.

Alkibiades selbst also war vernünftig genug, zu fordern, daß Nikias, der Militär von alter Erfahrung, sich in die Führung mit ihm teile; den persönlichen Groll gegen den Widersacher ließ er fahren. Als dritter Stratege führte Lamachos.

Die Rüstung beginnt, und alles, was jung, will mit hinaus; auch ein Söldnerhaufe, der sich freut: „das gibt Geld in unsere Beutel." Lange hatte Athen solches Heer nicht aufgestellt; es war, als wollte man draußen einen neuen Staat gründen. Zu fürchten war die zahlreiche sizilische Reiterei; gegen sie sollten Bogenschützen und Schleuderer dienen. Eine Kolonne von Lastschiffen führte die Proviantmassen und die Knechte für das Mahlen und Brotbacken, auch Zimmerleute u. a. m. Aus den Mühlen wurden die Sklaven gegen Vergütung zwangsweise entnommen.

Es war Frühlingsmorgen; auf der Reede lagen 100 Kampfschiffe mit 17000 Mann Schiffsvolk[91]. Da verlassen auch noch 2000 junge Athener in Waffen ihre Elternhäuser und mar-

schieren vom Markt her zum Hafen hinab. Es sind Söhne der besten Häuser. Alt und Jung, alles geleitet sie, und der Fremde, der an der Straße steht, staunt über den Prunk ihrer Ausrüstung; denn jeder sucht darin den Kameraden zu überbieten. Unendliche Erregung; es hallt rings von Abenteuerlust, Neid und Ruhmbegier; manch Alter aber stand auch stumm und in ahnungsvoller Sorge. Väter und Söhne trennen sich am Hafendamm (sie tun es mit jener Handreichung, wie man sie so oft auf den Grabsteinen der jungen Krieger sieht); da blasen Trompeten das Signal, und der Herold stellt sich hoch, erhebt seine schallende Stimme zum Gebet und ruft zu den hohen Göttern; dann singt er laut; er singt den Päan, den energischen Kriegsgesang, daß es weithin über den Hafen hallt; auf der Burg hört es die Nike, deren Tempel eben damals fertig geworden. Die Soldaten stehen auf dem Schiffsdeck, nehmen einen Trunk und bringen Trankopfer dar aus goldenen und silbernen Bechern. Über 5000 Schwerbewaffnete sind unter ihnen[92]. Nur noch ein großer stiller Augenblick; da bewegen sich schon die 17 000 Ruder nach dem Takt des Ruderliedes. Endloses Lebewohl hallt vom Ufer, und in eleganter Schnellfahrt verschwindet die Flotte hinter Ägina. Wann würde sie wiederkehren?

Die Neider des Alkibiades aber waren schon tätig gewesen. Man merkte erst jetzt, daß er Todfeinde hatte. Wenige Tage vor der Abfahrt war nachts ein unerhörter Frevel geschehen. Vor allen Bürgerhäusern standen Hermen, heilig gehaltene Steinpfosten mit dem Hermeskopf, in den Gassen. In der Nacht waren diese Hermen nahezu sämtlich verstümmelt worden: ein Religionsfrevel, auf dem der Tod stand. Wer war der Täter? Viele Hände mußten es gewesen sein. Man raunte: Alkibiades; man nannte ihn laut: mit seinen Kumpanen habe er das in wüster Trunkenheit getan. Alkibiades leugnete sogleich voll Entrüstung, und jeder Vernünftige sieht: die Anklage war erlogen. Vielmehr hatten seine Gegner den Frevel sinnreich genug veranstaltet, um den verhaßten Herren-

menschen, den König Athens, mitten in seinem ersten Ruhmesgang tödlich zu treffen: das gemeinste Komplott, das je ersonnen. Denn das Volk glaubte auch die albernsten Anklagen, zumal, wo es sich um religiöse Dinge handelte, und Alkibiades zählte zu den sogenannten Aufgeklärten; er war nicht bigott wie Nikias. Aber man ersann noch weiteren Skandal [93]: denn doppelt genietet, hält besser, und die neue Meldung läuft um, Alkibiades habe nachts beim Trunk den eleusinischen Gottesdienst nachgeahmt, eine Entweihung des Allerheiligsten. Das wurde erst recht geglaubt. Die Aufregung, Verwirrung war grenzenlos. Die Klage gegen Alkibiades wird öffentlich erhoben, dann aber die gerichtliche Verhandlung verschoben. Mochte er erst Sizilien erobern. Hernach wollte man ihm den Prozeß machen.

Die Flotte machte über Korfu glatte Fahrt und lief zunächst Süditalien an; eine Menge Kauffahrteischiffe fuhren mit hinterdrein, um neue Handelsgelegenheit zu suchen: ein großartiger Aufzug. Thukydides schildert dies alles genau. Indes öffnen Tarent und die anderen Städte den Athenern den Hafen nicht, und die Mannschaften sind darum enttäuscht. Aber es verstand sich von selbst, daß man eine so kolossale fremde Kriegsflotte nicht einlassen mochte. Unter dem Ätna, bei Taormina und Catania, setzten die Athener sich auf Sizilien fest, suchten Verbindungen anzuknüpfen und rekognoszierten auf Syrakus. In Syrakus war großes Zagen; Lamachos riet, die Stadt sogleich, solange sie noch nicht voll gerüstet war, anzugreifen; Alkibiades stimmt zu, will aber zuvor, um breiteren Boden zu gewinnen, bei der nicht griechischen Urbevölkerung der Insel Bundesgenossen werben. Da kommt aus Athen das Amtsschiff (die Salaminia) mit dem Befehl: er soll den Oberbefehl niederlegen, nach Athen zurückkehren, sich dem Gericht stellen. Ein unglaubliches Ereignis. Seine Verleumder hatten gesiegt; der blinde Neid, die Angst vor der Größe, die klotzige Dummheit hatten das durchgesetzt. Dem eigenen Speer brach Athen so die Spitze ab und behielt nur

den Schaft in Händen; doppelt dumm der Glaube, daß dieser Herrenmensch sich fügen werde.

Alkibiades wurde flüchtig und erschien plötzlich in Sparta. Athen war seine Geliebte gewesen[91]; aber sie hatte ihn verraten, bereit, ihm mit dem Dolch in den Rücken zu fallen. Wirklich hörte er, daß man ihn in Athen in absentia zum Tode verurteilte, sein Vermögen einzog. Er aber sagte: „ich will ihnen zeigen, daß ich lebe.“ Ein Vollmensch des Südens: der Dämon der Rache faßte ihn, und die glühende Liebe wurde zum tödlichen Haß. Sparta nahm ihn gastlich auf, und, ein geborener Herrscher, wurde er sofort Führer der spartanischen Politik. Kampf gegen Athen: Spartas träge und enge Politik ändert sich sofort; Alkibiades bringt System hinein, und Sparta lernt durch ihn auf einmal den Angriffskrieg, und zwar mit vernichtender Wirkung zu führen. Athen sollte sich wundern. Er setzt durch, daß Sparta nach Syrakus den Gylipp schickt, um dort den Widerstand gegen Athen zu organisieren (Gylipp war ein ausgezeichnetes Produkt der spartanischen Militärschule). Auf sein Antreiben rückt ferner König Agis in Attika ein, und zwar so, daß die Spartaner sich dort nunmehr dauernd festsetzen, in jenem Dekelea, das ich erwähnte. Von Dekelea aus hielten sie fortan dauernd, Sommer und Winter, Athen umklammert. Aber das Folgenschwerste: auch mit den persischen Satrapen, die in Kleinasien lauernd dem Ringkampf der Griechen zusahen, stellte er ein Bündnis her; ein Bündnis Persiens mit Sparta gegen Athen. Dabei suchte Alkibiades persönlich Chios und andere wichtige Plätze auf, die zum athenischen Bunde zählten, und brachte sie zum Abfall von Athen; für Athens Machtstellung die erste furchtbare Erschütterung. Seitdem trägt das Antlitz des Alkibiades das Kainszeichen des Verräters; aber er zeigte sich auch hier als Politiker erster Güte. Ein Netz des Unheils war plötzlich über Athen geworfen. Wie sollte es sich losmachen?

Man wird bemerken: in der Gestalt des Alkibiades stellt sich uns exemplarisch der hochgezüchtete Individualismus

dar, der eben jener Zeit eigen war. Das Individuum löst sich selbstherrlich von der Gesellschaft, das selbstbewußte Ich von dem Staat, der es beleidigte. Es gilt Schillers Ausspruch, daß jede einzelne ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist als die größte Menschengemeinschaft[95]. Das beleidigte Ich des Alkibiades aber hatte eine furchtbare Waffe gefunden.

Und was wurde aus der großen sizilischen Unternehmung? Nikias hatte sie gemißbilligt; derselbe Mann sollte sie jetzt durchführen. Er war kein genialer Stratege, und Lamachos auch nicht. Viele glaubten, weil der Name Nikias den „Sieghaften" bedeutet, müsse die Nike, der Sieg, immer mit ihm sein. Ein rasches Handeln gegen Syrakus tat not; er aber versuchte sich erst an einer Reihe von kleineren Plätzen mit dürftigem Erfolg. Als er sich endlich gegen das Hauptziel selbst wendet, erficht er wirklich einen schönen Sieg; die unterirdischen Wasserleitungen zerstört er geschickt, die der Stadt ihr Trinkwasser gaben[96]. Hätte man früher und kühner zugefaßt, wäre Syrakus vielleicht gleich beim ersten Angriff gefallen; in der Stadt sank die Stimmung bedeutend. Nun aber kam Gylipp, der Spartaner, nach Syrakus und organisierte die Verteidigung musterhaft. Nikias erhielt neuerdings aus Athen Sukkurs (5000 beste Leute und 73 Trieren) unter Führung des Demosthenes. Aber seine Lage verschlechterte sich sofort; auch war er krank, er war nierenleidend, Lamachos gefallen. Man stand dort nun schon im dritten Jahre, und eine Entscheidung mußte endlich fallen: Sieg oder Rückkehr nach Athen. Also versuchten die Athener Epipolä, das Hochplateau oberhalb von Syrakus, zu nehmen, aber sie wurden nach heißem Ringen kläglich geschlagen und beschließen nun wirklich, nach Athen zurückzukehren.

Aber wie soll dies geschehen? Es war schlimm, daß auch ihre sonst immer so siegreiche Flotte von den Gegnern geschlagen und stark mitgenommen wurde. Von da an beschließt Gylipp, die Abfahrt der Athener zu verhindern. Nikias läßt seine Flotte, die mit 110 Kampfschiffen immer noch stark

genug war, sich in die große Hafenbucht legen, das weite Becken, an dem Syrakus sich ausbaute. Dicht daneben verschanzt er seine Landmacht am Strand, um, es koste, was es wolle, das Heer auf die Flotte zu bringen und so zur Heimfahrt das freie Meer zu gewinnen. Aber er hatte wieder zu langsam gehandelt. Es hatte eine Mondfinsternis gegeben[97], und der abergläubische Mann hatte den Stellungswechsel deshalb um einen ganzen Tag verschoben. Inzwischen hatten sich aber die syrakusanischen Schiffe vor den Hafen gelegt, um mit quergestellten Schiffskörpern die Ausfahrt zu sperren. Nun galt es also, die Sperrung zu sprengen, es mußte zur Seeschlacht kommen. Gefürchtet waren die eisernen Fangarme, mit denen Athens Kampfschiffe bewaffnet waren; die Syrakusaner aber bekleideten ihre Galeeren mit Fellen, an denen die Fangarme abgleiten würden. So begann die Schlacht im Hafenbecken.

Bogenschützen und Schleuderer auf Deck. Päan und Kriegsgeschrei. Schiff rannte gegen Schiff. Die Metallböcke der Schiffsschnäbel stießen mit Krach gegen die Planken. Der Sieg schwankte lange. Wer über Bord fiel, wurde von kleinen syrakusanischen Jollen entweder gerettet oder aber niedergestoßen. An allen Ufern aber drängten sich die erregten Zuschauer, hier das untätige athenische Landheer, auf Rettung hoffend, dort die Sizilianer, die zu vielen Tausenden von den Molen und flachen Dächern der Großstadt bis nach Epipolä hinauf wie in einem römischen Amphitheater stundenlang jedes Detail dieser furchtbarsten Naumachie verfolgen konnten und mit Stöhnen und Zuruf, Kreischen der Angst und Jubelschrei begleiteten. Die Leiber flogen und zitterten vor Spannung. Thukydides schildert uns dies alles. Vom Getöse der Schlacht, vom Gebrüll der Sieger und Verfolgten, vom Aufschrei der seelenerregten Zuschauer am Strand war das weite Rund erfüllt und quoll über — bis es still wurde. Die athenischen Schiffe waren ins Innere zurückgeworfen, ans Land gepreßt. Das war die Vernichtung.

Nun denke man sich das Landheer, die 40 000 Athener,

planlos, ziellos auf dem Rückzug ins Innere der Insel. Sie wußten nicht, wohin sich wenden, wovon sich nähren. Feindliche Reiter überall. Gylipp versperrte die Wege, besetzte die Furten. Keine Stadt würde ihnen die Tore öffnen, kein Schiff sie rettend aufnehmen. Thukydides schildert uns auch dies: das Wehgeheul der zurückgelassenen Verwundeten, die Tränen des Herzeleids der jungen stolzen Athener. Nirgends Rast, nirgends Nahrung. Man lagert in Erschlaffung irgendwo; man marschiert in irgendeiner Richtung, einerlei wohin, immer verfolgt, beschossen, dezimiert; Regensturz, Hunger und Nässe. Ein Teil des Heeres wird schon abgefangen und ergibt sich; Demosthenes ist mitgefangen. Da hören wir, daß allen diesen Athenern ihr Bargeld abgefordert wurde; man ließ es in umgekehrte Soldatenschilde werfen, und es war so viel, daß vier hohle Schilde damit gefüllt wurden. Nikias kommt mit der Haupttruppe an einen Bergfluß, der sonst wasserarm, jetzt hochgeschwollen. Am steilen jenseitigen Ufer steht schon der Feind und schießt. Die Athener aber stürzen sich verdurstet ins Wasser, um nur zu trinken; die anderen wollen in Hast hinüber, treten sich gegenseitig nieder, stürzen in ihre eigenen Spieße, ein ohnmächtiges wildes Knäuel der Zehntausende. Da ergibt sich endlich auch Nikias auf Gnade und Ungnade dem Feind.

Nikias und Demosthenes wurden tot gemacht[98]. Berüchtigt aber sind die Steinbrüche bei Syrakus, das Ohr des Dionys genannt. Heute efeu- und blumenüberwachsen, fremdartig geheimnisvoll, eine Marterkammer, die zum Paradies geworden; damals nichts als ein kahler enger Steinbruch und tief aufgeschlitzter Felsenraum, nach oben offen, worin sich die Gluthitze fing. Da mußten, eng zusammengepfercht, die gefangenen Athener hausen, da versiechen, immer noch 7000 oder mehr. Sie starben übereinander weg; niemand entfernte die Leichen, niemand den Auswurf; eine Augenweide für den Syrakusaner, der oben an der Galerie entlang ging und hinab in die Tiefe sah. Es währte nicht lange, da wurde es auch hier still. Kein Athener kam nach Athen zurück.

Spätere erzählen, daß in Athen ein Fremder, der sich im Piräus rasieren ließ, die Unglückspost von der großen sizilischen Niederlage zuerst ausplauderte. Der Barbier lief atemlos damit zur Stadt hinauf. Kein Mensch wollte ihm glauben. Die Blutung war zu enorm, die Ohnmacht wirkte schlagartig lähmend. Jeder fühlte gleich: Athens große Rolle war ausgespielt, seine Macht war an der Wurzel getroffen. Es galt nur noch zu retten, was zu retten war. Aber das Notwendige geschah. Die 1000 Talente, die Perikles einst als unantastbare Reserve zurückgelegt, werden jetzt flüssig gemacht; eine neue Flotte wird gebaut, bemannt. Aber auch Sparta hat jetzt den großen Flottenbau begonnen, denn Sparta hat jetzt große persische Gelder, und auch Syrakus schickt seine Kampfschiffe jetzt in die athenischen Gewässer. Athen ist nicht nur als Landmacht ohnmächtig, es ist auch zur See dem Gegner kaum noch gewachsen.

Begreiflich, daß die Demokraten jetzt kleinlaut wurden, daß eine Apathie über sie kam und die demokratische Verfassung unerwartet gestürzt werden konnte. Eine oligarchische Revolution gelang. Vierhundert Vornehme bemächtigen sich der Staatsleitung (es ging nicht ohne Mord ab) und entmündigen die Volksversammlung. Das Volk nimmt das hin; denn es sehnt sich nach Frieden und hofft, Sparta werde den Frieden nun leichter gewähren; denn Sparta begünstigt die Aristokratien. Aber Sparta will nicht; es nimmt den Athenern vielmehr jetzt auch noch die Insel Euböa weg, die breit vor Attikas Nordseite liegt wie eine große Krippe, aus der sich Athen ernähren konnte. Die Niedergeschlagenheit wuchs; der Absturz aus der gespreizten Machtfülle in die Hilflosigkeit war zu groß. Die besten Bundesgenossen waren ja nun abgefallen, auch Byzanz am Goldenen Horn, und der Spartaner, König Agis, saß immer noch in Dekelea und umfaßte Athens Mauern.

Aber Alkibiades lebte noch. Athen hatte Heimweh nach ihm, und er hatte Heimweh nach Athen. Es war die Geschichte eines Liebespaares, und beide sollten sich wiederfinden.

Mit dem König Agis hatte sich Alkibiades überworfen; man flüsterte laut, er habe die junge Königin Timäa verführt, ja, Timäa habe einen Sohn von ihm, und das reine Blut der Abkommen des Herakles, das in allen Spartanerkönigen floß, sei jetzt durch ihn verfälscht. Thukydides schweigt davon; er schweigt von Frauen immer. Vielleicht war die Sache nicht erlogen [99]; denn Alkibiades hat viele Weiberherzen bezwungen. Aber auch ohne das sahen die Spartaner scheel auf ihn; es wurmte sie, empörte sie, daß es dieser Athener war, der geschäftsgewandt Spartas Sache zum Siege führte, großmächtig mit Persien verhandelte und allein allen Ruhm des Erfolges erntete. Den Plan, ein griechisches Weltreich zu gründen, den Thukydides uns bezeugt, hatte Alkibiades sicher nicht aufgegeben; er hatte ihn, da Athen ihm nicht mehr diente, jetzt mit Spartas Hilfe ausführen wollen, sich selbst dabei aber natürlich eine führende Stellung zugedacht. Wie weit die Ephoren ihn durchschauten, steht dahin; auf alle Fälle erließen sie den Befehl, ihn umzubringen.

Alikbiades hörte es und rettete sich. Wohin aber sollte er sich wenden? Aus Athen, jetzt auch aus Sparta vertrieben, war er ein doppelt Heimatloser. Immerhin hatte er an der thrazischen Küste weiten Großgrundbesitz mit festen Schlössern; da würde ihn niemand fassen können. Aber er wollte sich nicht zurückziehen, er wollte handeln; es trieb ihn nach Athen zurück, und er begab sich rasch entschlossen nach Samos zu der athenischen Kampftruppe, die damals auf Samos stationiert war, der einzigen Truppe, die Athen noch hatte. Und mit Sympathie, mit Begeisterung wird er empfangen; die Soldaten machen ihn alsbald eigenmächtig zum Strategen. Als kluger Staatsmann hatte sich Alkibiades die Freundschaft eines der persischen Satrapen, des Tissaphernes, verschafft; das gab ihm Folie, und die Truppe hoffte davon allerlei Günstiges. Aber auch von Athen her scholl bald der Ruf nach ihm. Alles Arge war plötzlich vergessen, und man zählte wieder auf ihn mit fieberhafter Hoffnung: er wird Athen retten, zum endlichen Sieg führen.

So konnte er doch endlich für die Heimat noch wirklich sein Genie spielen lassen, freilich nicht als Eroberer, wie er sich gedacht, und es beginnt jetzt die eigentliche Aristie des seltenen Mannes. Die Truppe auf Samos gehorcht ihm; die Truppe ist streng demokratisch gesonnen, mißbilligt das illegitime Aristokratenregiment in Athen und will gegen Athen losfahren, um die Vierhundert mit Gewalt zu stürzen. Alkibiades verbietet dies; er verhindert glücklich solchen selbstmörderischen Kampf der Athener gegen Athener. Und auch ohne das stürzen die Vierhundert; denn Alkibiades macht die Wiederherstellung der Demokratie zur Bedingung seiner Rückkehr. Aber er will nur als Sieger nach Athen zurück; er will erst Schlachten schlagen, und er beginnt den Feldzug. Da merken wir: er wäre der Mann dazu gewesen, auch Syrakus zu nehmen.

Aus Samos wirft er sich auf die Dardanellen; denn der Feind lagert dort, um der Stadt Athen die Kornzufuhren abzuschneiden. Dort liefert Alkibiades die erste Schlacht, bei Abydos, im Jahre 411. Er siegt glänzend. Dann folgt ein Intermezzo; sein Leben ist ein Abenteuererleben geworden, und er ist seiner selbst nicht sicher. Zur diplomatischen Verhandlung begibt er sich zum Pharnabazos, einem der persischen Satrapen in Kleinasien; der aber täuscht ihn, vergewaltigt ihn, setzt ihn gefangen. Nur durch kühne Flucht kann sich Alkibiades retten, zu seinem Heer zurückfinden. Sein Mut aber ist ungebrochen, und es folgt jetzt die große Doppelschlacht bei Kyzikos, wo er im Heldenstil Kimons zu Lande und zu Wasser siegt, und die feindliche Flotte ihre Vernichtung findet; eine bewunderungswürdige Leistung. Die Wirkung war derart, daß sich Sparta jetzt um Frieden nach Athen wendet. Athen lehnt ab. Alkibiades aber ruht nicht; eine Anzahl von Küstenstädten, frühere Bundesgenossen Athens, gewinnt er für Athen glücklich zurück; er nimmt vor allem Byzanz am Goldenen Horn durch Einmauerung, Aushungerung. Nicht vielen Heermeistern ist in der Weltgeschichte das Gleiche gelungen, Konstantinopel zu nehmen. Auch neue Geldquellen sind damit

in reichem Maße erschlossen, und so kehrt er endlich erfolggekrönt nach Athen zurück.

Alkibiades kommt nach Athen. Es war ein Jubeltag, ein Tag des Rausches im hellen Frühling des Jahres 408, als kehrte der Liebhaber zu seiner Geliebten zurück. Er zählte jetzt 40 Jahre. In den Hafen fuhr er prangend ein, die Lastschiffe hinter sich voll wertvoller Beutestücke und gefangenen Menschenmaterials; 200 Schiffsschnäbel feindlicher Galeeren waren dabei. Er war da, blieb aber vorsichtig im Hafen an Bord, auf dem hohen Deck, abwartend, ob seine Person nicht gefährdet werde. Aber da sah er schon alte Freunde und Klubgenossen über den Molo heraneilen, die nach ihm riefen: ein Winken und Erkennen, und unter dem Jauchzen der Masse, umströmt von Tausenden, blumenüberschüttet, zieht er nun in die Stadt ein; auch von den Hausdächern späht das Weibervolk auf ihn, und die Älteren zeigten ihn den Jungen: Seht, seht, das ist er! Es flossen Tränen der Wonne, Tränen der Reue. Schon war man im Theater. Dort trat er in der Volksversammlung auf, ein endlich seelisch Entlasteter, schluchzend vor Weh und Freude, und sprach, was die Stunde ihm eingab, über einst und jetzt, mit gelinden Vorwürfen gegen das Volk — unser Schuldbuch sei vernichtet —; dem bösen Geschick schob er alles zu und erhob seine Athener zu neuem Mut und Siegeswillen. Es folgte seine Bekränzung mit dem goldenen Kranze, und man wählte ihn zum alleinigen Befehlshaber mit selbstherrlicher Gewalt zu See und Lande. Er war gleichsam König Athens.

Und er gönnte sich kurze Monate der Ruhe; er genoß es, wieder in Athen zu sein, und es gelang ihm, das Entzücken des Volkes noch zu steigern. Den Gottesdienst von Eleusis sollte er einst geschändet haben; jetzt wollte er den Athenern ihr Eleusis wiedergeben. Eleusis liegt nur zwei Meilen, vier Wegstunden von Athen. Aber König Agis hielt von Dekelea aus noch immer das Landgebiet besetzt, und die Athener waren nun schon seit Jahren von Eleusis abgeschnitten; nur zu Wasser

konnte man den Wallfahrtsort an der Küste entlangfahrend erreichen; die schöne Prozession auf der heiligen Straße war dagegen unmöglich. Alkibiades aber veranstaltet jetzt trotzdem, im Monat September, die Prozession in vollem Glanz des Festzuges[100], indem er sie militärisch sichert. Alles ging in Myrtenkränzen. Was man da feierte, war Auferstehungsreligion, die Wiederkehr Persephones aus der Unterwelt zu Demeter, ihrer göttlichen Mutter. Ein wilder Feigenbaum zeigte immer noch die Stelle, wo Persephone einst von Pluton, dem Unterweltsgott, geraubt worden war. Der Traum vom Elysium knüpfte sich an die heilige Handlung; es gab ein Elysium für alle Guten im Jenseits. Nur die Gemeinde der Eingeweihten war zur Prozession zugelassen. Sie mußten sich, um teilzunehmen, vorher durch ein Meerbad reinigen. Aber die Zahl der Eingeweihten oder Mysten war groß; sie zählten nach Tausenden.

Und es verlief wirklich alles gut; die bösen Spartaner regten sich nicht; sonst hätte Alkibiades eine heilige Schlacht um Eleusis geschlagen. Der Hierophant, alle Priester und Ministranten dankten ihm, und der Glaube an den Retter Athens wuchs zum Enthusiasmus. Stimmen aus der unbesonnenen Menge wurden laut, die da riefen: „mache dich zum Tyrannen." Solche Rufe waren nicht günstig.

Alkibiades stand im Zenit seines Glückes. Es war nur für kurze Tage; denn es galt nun nicht länger zu rasten. Schon im Herbst zieht er wieder gegen den Feind, mit 100 Galeeren. Aber die Erfolge bleiben aus.

Denn ein gewaltiger Gegner war den Athenern in Lysander erstanden, dem neuen Führer der Spartaner, der eben jetzt mit persischen Geldern und mit Ephesus als Stützpunkt (er hatte von Alkibiades gelernt) eine neue Flottenmacht organisiert. Alkibiades ist ihm gegenüber zur Vorsicht gezwungen, und ihm fehlen die Gelder, neue Söldner heranzulocken. Der Krieg wird vor allem durch Geld gewonnen: dieser Satz des Thukydides enthüllte jetzt seine furchtbar ernste Bedeutung. Der Perser gab seine Gold-Dareiken, und Lysander konnte mit höheren Lohn-

sätzen als Athen Söldner an sich locken, so viele er wollte. Alkibiades mußte persönlich an vielen Orten sich zeigen, und das Unheil kam; als er abwesend, wagte sein Unterfeldherr[101] bei Ephesus eigenmächtig eine Seeschlacht[102] und verlor sie. Lysander siegte. Sofort schlug in Athen die Stimmung um: Alkibiades der Verräter! Seine Neider waren wieder hoch. Umsonst all sein Bemühen: bei Gott und Menschen gibt es kein Vergessen, und wer einmal Verrat geübt, ist gestempelt für alle Tage. Er wird zwar nicht verbannt, aber des Befehls enthoben. Und seitdem erlischt sein Licht. Was sollte er noch weiter in Athen? Er geht auf seine thrazischen Schlösser (im Jahre 407), führt da wie ein Potentat Kleinkriege mit den Barbaren und hört aus der Ferne, ohne helfen zu können, wie der nun unrettbare Untergang Athens sich vollzieht. Der Todeskampf. Wir nähern uns dem Ende.

Athen will sich der persisch-spartanischen Seemacht, die des Inselmeeres immer mehr Herr wird, zu erwehren versuchen, und siegt noch einmal, zum letzten Male, in der Arginusenschlacht (im Jahre 406). Aber auch dieser Sieg hat unselige Folgen. Ein Sturmwind, der sich plötzlich erhob, hatte das Bergen der Schiffbrüchigen und der Leichen, die es in jeder Seeschlacht gibt, verhindert; die Feldherren hatten den Befehl dazu zwar gegeben, aber er wurde nicht ausgeführt. Den toten Athenern die Begräbnisehren zu entziehen schien Sakrileg; der Aberglaube war mächtig, die Menge grenzenlos nervös. Die Feldherren werden vor Gericht gestellt und in völlig tumultuarisch überstürztem Verfahren verurteilt, hingerichtet, sechs Strategen auf einmal, darunter des Perikles gleichnamiger Sohn. Athen hat stets seine besten Kräfte vergeudet. Es war nachgerade gefährlich, für Athen zu siegen.

Lysander wußte, was zu tun sei. Da sowohl Attika wie Euböa in Spartas Händen, bezog Athen nur noch vom fernen Schwarzen Meer sein Korn. Ihm diese Zufuhren abzuschneiden, legte sich Lysander in die Dardanellen. Athen rafft sich noch einmal im Drange der Notwehr auf und schickt ebendorthin

180 Schiffe, seine letzte Flotte. Alkibiades residiert in der Nähe; er begibt sich zu den athenischen Feldherren und bietet ihnen Rat und Hilfe an; aber mit Hohn wird er abgewiesen: er hat nichts mehr zu sagen. Indes hält sich Lysander still. Die Athener suchen ihn zur Schlacht zu reizen. Lysander nimmt keine Schlacht an. Das Spiel wiederholt sich. Die Athener wiegen sich endlich in Sicherheit, ziehen ihre Flotte auf den Strand und verstreuen sich sorglos in die nächste Umgegend. Es war bei den Ziegenflüssen, Ägospotamoi. Da überfällt sie Lysander, der listige: er war Fuchs und Löwe zugleich. Die ganze am Strand liegende Flotte der Athener nimmt Lysander kampflos weg (nur acht Schiffe entkommen); auch die Mannschaften müssen sich ergeben, und im Triumph hohnlachend segelt der Spartaner übers Meer, mit Athens letzter Flotte als Beute. Der Streich war tödlich; Athen nunmehr völlig hilflos, ohne Wehr und Waffen.

Damit war der siebenundzwanzigjährige Kampf beendigt, und die Kleinstaaterei hatte gesiegt; die einzige griechische Großmacht von führendem Beruf war damit abgetan, mit ihr die politische Zukunft Griechenlands. Lysander fährt in den Piräus ein. Die Stadt erliegt dem Hunger und öffnet ihm die Tore. Das Volk ist wie betäubt; es sollte nun die Demut lernen; der Hochmut des Siegers unerträglich. Flötenspielerinnen rief Lysander aus Athen herbei, die aufspielen mußten, während er Athens stolze Befestigungsmauern einreißen ließ; die Arbeit ging lustig zur Musik. Die demokratische Verfassung kassiert er und setzt ein oligarchisches Regiment von dreißig athenischen Männern ein — Kritias an der Spitze —, die man die dreißig Tyrannen nannte. Sie machten dem Namen Ehre. Mit brutalen Justizmorden gehen sie vor und töten ohne Wahl, um die Vermögen zu konfiszieren. Der Giftbecher geht um und räumt gewaltsam unter den Demokraten auf. Was einst Korfu erlebte, erlebt jetzt Athen, das ruchlos Gräßliche — bis endlich doch diese dreißig Tyrannen gestürzt werden; Kritias fällt im wüsten Straßenkampf, und es gelingt dem

Thrasybul, im Aufstand eine gemäßigte Demokratie wiederherzustellen, die der Spartaner jetzt duldet und gewähren läßt. Aber Athen war nicht mehr Athen; es ist seitdem die Stadt mit dem gebrochenen Herzen.

Auch Staaten sind wie Individuen; sie haben ihre Seele, ihr Wesen, Tugend und Laster, und man kann um sie trauern wie um einen lieben Toten. Alkibiades aber sollte Athens Schicksal nicht überleben. Athens Tragödie war auch die Tragödie des Alkibiades, eine Tragödie der Schuld, die zerstörend beide nacheinander zu Boden warf.

Sparta setzte einen Preis auf seinen Kopf, und er fühlte sich auf seiner thrazischen Besitzung nicht mehr sicher. So begab er sich nach Kleinasien, nach Phrygien, in den Schutz des dortigen persischen Satrapen Pharnabazos, um von dort unmittelbar weiter nach Susa, zum Großkönig Persiens zu gehen, den Perserkönig zugunsten Athens politisch aufzuklären. Eine schöne Frau, die Hetäre Timandra, begleitete ihn. Der Satrap aber hatte ihm schon einmal übel mitgespielt; er betrog ihn auch jetzt, ließ ihn nicht reisen, sondern schickte vielmehr Leute aus, Alkibiades zu töten. So starb Alkibiades heimatlos in der Fremde. Er sieht sich in seinem Haus umstellt; er verteidigt sich; man wirft Feuerbrand ins Gebäude. Aus Qualm und Flammen springt er, das Schwert gezückt, ins Freie. Einer gegen Viele, fällt er im Kampf (im Jahre 404). Timandra errichtete sein Grab, das neugierige Reisende noch lange Zeit, ja, noch nach einem halben Jahrtausend, mit Teilnahme aufgesucht haben. Der römische Kaiser Hadrian, der Griechenschwärmer, war es, der des Alkibiades Marmorbild auf das Grab stellte; eine späte Huldigung.

Er war Staatsverräter gewesen wie Wallenstein. Aber sein Charakterbild schwankt nicht in der Geschichte. Denn jene Irrung war nur eine Episode. In Alkibiades hatte Altgriechenland seinen letzten großen Politiker, d. h. den letzten, der den panhellenischen Gedanken voll erfaßte und durch die Tat planvoll hat verwirklichen wollen. Was er wollte, war ein

griechisches Gesamtreich; durch Eroberung sollte Athen es herstellen.

Es gibt solche, die das für die Utopie eines waghalsigen Jünglings halten: ein unreifer Abenteurer und Phantast, dazu Frauenräuber[103]! wer kann ihn ernst nehmen? So dachte auch ich einmal früher, aber ich täuschte mich. Mag er schönen Frauen nachgestellt haben, so oft man will; es ist lächerlich, davon zu reden. Auch Julius Cäsar, auch Kaiser Augustus waren Ehebrecher von Beruf und haben sich die Welt gewonnen. Ob man ein Weib, ob man ein Reich gewinnt: Diplomatie und Gewalt gehört zu dem einen Werk wie zu dem andern[104]. Im übrigen war es Alexander der Große, der waghalsige Phantast, der achtzig Jahre hernach das von Alkibiades geplante griechische Weltreich tatsächlich verwirklicht, ja, wunderbar überboten hat; Alexander aber war an Jahren viel jünger als jener, und er unternahm sein Werk mit Hilfe des so viel ärmeren Mazedonien. Des Alkibiades großer Gedanke scheiterte nicht an ihm, sondern an der Demokratie. Wäre er König gewesen, er hätte Alexander vorweg genommen.

Nun wurde er obendarein der Urheber des Niedergangs seiner Vaterstadt; denn Alkibiades war es, der, auf Rache sinnend, zuerst Persiens Macht in den Weltkrieg hineinzog. Nicht durch Sparta ist Athen besiegt, sondern durch die persischen Subsidien[105].

Und Thukydides endlich, der Athener, der Mann, der uns dies alles oder doch das Meiste dessen, was ich vorgetragen, erzählt: was hat er selbst erlebt? Er verschwindet vornehm hinter seinem Kolossalwerk, fast so, wie Homer hinter der Ilias. Wie viele ihm nahestehenden Freunde, wohl auch Anverwandte mag er in dem Massensterben dieses Krieges verloren haben? Aber er bezähmt sein Herz; er äußert nirgends persönlichen Kummer; ja, von keinem einzigen Menschen sagt er uns, daß er in persönlichen Beziehungen zu ihm stand. Gleichwohl hatte auch er sein Schicksal; damals, als die Pest Athen befiel, wurde auch er von ihr ergriffen; aber er genas.

Übrigens ist auch er ein Opfer der launischen Demokratie gewesen. Das sagt er uns einsilbig und ohne Spur von Erregung: er, der Verfasser dieses Werkes, habe den Krieg bis zum Kriegsende mit erlebt; in Anlaß der thrazischen Kämpfe des Brasidas sei er aus Athen verbannt worden; er habe trotzdem weiterhin alles, was geschehen, mit Ernst und voller Achtsamkeit verfolgen können und den beiden kämpfenden Parteien sich nahe genug befunden, um alles in Ruhe zu beobachten[107]. Als er starb, war sein Werk nicht ganz vollendet; aber es erschien, wie es war. Mit Spannung muß alles darauf gewartet haben; denn es war aktuell wie nichts anderes. Kein anderer Grieche hat gleichzeitig das Gleiche zu schreiben unternommen, und so blieb es, obschon ein Torso, auch für die späteren Griechen, es blieb für alle Zeiten ein Kleinod unvergleichlichen Wertes. Denn alles darin ist echt, so echt, wie die Akropolis echt ist, die heute noch steht, ein Zeitenbild, so authentisch gegeben wie kein anderes, und wir erleben in ihm das Unvergeßlichste, jene Selbstzertrümmerung des begabtesten aller Völker, jenes Abwärts, nach dem es kein Aufwärts mehr gegeben hat.

Daher auch der melancholische Zug, die herbe Parteilosigkeit, die in dem Autor keine Freude aufkommen läßt. Sein Auge ist kühl und leuchtet nicht. Daß sein Herz sich freut, empfindet man leise nur da, wo er über besonders hervorragende technische Leistungen berichtet, einerlei, wer sie vollführt. Er ist wie ein scharf geschliffener Spiegel, der, selbst völlig farblos, die Farbe der Dinge um so treuer wiedergibt. Aber es ist melancholisch, nichts als solcher Spiegel zu sein.

Nichts origineller als dies. Es will uns scheinen, als sei dieser Mann schlechthin nur aus sich selbst geworden und darum nichts vergeblicher als die Frage, woher ihm sein Wesen kam.[107] Und doch; er geht Arm in Arm mit einem anderen; er war Zeitgenosse und Stadtgenosse des Sokrates, und man kann nicht verkennen: sokratischer Geist arbeitet in seinen Blättern. In der Geistessphäre des Sokrates hat Thukydides

als der jüngere[108] gestanden; in ihr hat er sich entwickelt, zwar gewiß völlig selbständig, aber doch innerlichst artverwandt. Das methodisch-wissenschaftliche Denken, das Sokrates begründete, Thukydides hat zuerst in seinem Werke davon in großartiger Weise Gebrauch gemacht. Daher jene Begriffsklarheit, daher jener illusionslos-nüchterne Wahrheitssinn, der uns Wunder nimmt und ihn schroff von den Sophisten scheidet[109]. Und so war es denn endlich auch ein Sokratesschüler, der des Thukydides unvollendetes Werk zur Hand nahm, fortsetzte und ergänzte; es galt, die Hergänge der letzten sieben Kriegsjahre, die in ihm fehlten, nachzutragen[110]. Dieser jüngere Sokratiker war Xenophon; Xenophon erkannte in seinem Vorbild den nahe verwandten Geist und versuchte nach Kräften, es ihm gleichzutun; aber er stand im Können und an seelischer Größe ebenso tief unter ihm, wie das politische Leben seiner Zeit unter dem Niveau jener Zeiten stand, die einen Perikles und Alkibiades erlebten.

*

# Euripides

Der Welthändel genug. Wir müssen noch einmal in die Dichtkunst, die antike Sagendichtung uns verlieren. Lockender noch die Schwänke der Lustspieldichter. Auf die Theaterbühne! Auch da erwartet uns freilich List und Mord genug, auch ein Echo des höchst plebejischen Volksgetriebes, aber im Theaterstück wird alles erträglich; denn die Phantasie treibt damit ihr Spiel, und die Dichter versuchen alles in Gold zu schmieden. Beginnen wir mit dem Gelindesten.

Da war ein junger König; er hieß Admet und lebte irgendwo in Thessalien. Er sollte früh sterben, und der schwarzbeschwingte Totengott griff schon nach ihm; aber derselbe Gott läßt mit sich handeln, wenn ein anderer für Admet freiwillig sterben will. Seine Eltern weigern sich; aber Alkestis, die holde Gattin, ist sich zu opfern bereit; ein Beispiel überschwänglich-zärtlicher Liebe. Weinend sehen es Mann und Kinder, wie sie siecht und hinstirbt vor ihren Augen. Da kommt, da man die Tote schon fortgetragen, Herakles, der reisige Held, in den Palast; er ist alter Gastfreund des Admet. Man verhehlt dem Herakles, was geschehen, um ihn nicht zu verscheuchen. So läßt er sich munter bewirten, speist und trinkt, trinkt und trällert überlaut und ist vergnügt als Solozecher, eine erzmuntere Kraftfigur, bis er doch plötzlich durch den Diener das Schicksal des Hauses erfährt. Nun grollt er schwer, daß man ihn getäuscht hat; aber das Mitleid siegt und, ein Mann der Tat, steigt er flugs hinab in die Unterwelt und bringt die gestorbene Alkestis wieder. Siegreich rang er dort unten mit dem Tode. „Schau her," ruft er, „ich bringe hier ein Weib. Du sollst sie in dein Haus führen." Welch Weib? Nie, nie! Was forderst du? Kein zweites Weib berühre ich je. — Herakles stößt drohend mit der Keule auf: „Reich' ihr die Hand! Ich fordere es." Den Gatten schaudert; aber er hält sie schon. Er hält sie; ihr Schleier fällt: „Die ich begrub, die seh' ich hier, mein Weib? Es ist Wirklichkeit! Geliebte Frau, hab' ich dich wieder?" [1] Ein neues Glück hebt an; die Kinder haben ihre Mutter wieder; Herakles aber wandert weiter, um andere herrliche Taten zu vollbringen. Wie rührend und fein das alles!

Das ist Euripides. So dichtete er in den Anfangszeiten. Das Stück sollte hinter drei ernsteren Tragödien als Nachspiel dienen; daher die herzgewinnend schalkhafte Einlage, der zechende Kraftmensch, der in die schwüle Atmosphäre wie ein frischer Luftzug hineinfährt.

Versuchen wir denn, Euripides, den modernsten der drei Tragiker Athens, kennenzulernen und zugleich seinen übermütigen Gegner, den Possendichter Aristophanes. Erst während des peloponnesischen Krieges entfaltete Euripides seine Hauptproduktion, und der junge Aristophanes fällt ihn an wie ein Dorfhund, der dem verträumten Wanderer in die Waden fährt.

Aber beide Poeten waren nicht die einzigen ihresgleichen; es war eine Überschwemmung an Versen in Athen inmitten des langen Krieges. Denn auch Sophokles lebte noch immer, aber auch andere Tragiker. Die jährliche Dichterkonkurrenz hat in den etwa 25 Kriegsjahren nie ausgesetzt; es gab also, wenn immer drei Tragiker konkurrierten, in jedem Jahr 12 neue Dramen; also in 25 Jahren deren 300. Gewiß war auch viel Geringwertiges darunter, und wir kennen nicht alle Talente, die sich beteiligten. Man pfiff damals auf die tausend jungen Bürschlein, die Tragödien herunterdichteten, und ihre Väter sahen es kopfschüttelnd, wie sie auf den Schwingen des Geistes zum Parnaß flogen[2].

Halten wir uns indes an Euripides, nicht etwa, weil er uns besonders anlockt, wohl aber, weil er es ist, der — weit mehr als Äschylus und Sophokles — direkt oder indirekt den größten Einfluß auf das Schauspiel der neueren Zeiten gewonnen hat. Er war keine einfache Natur: ein Tragiker, dem der ererbte Kothurn lästig am Fuß ist; er möchte gern unter die Menge treten, ihr vorsingen wie ein Ariost oder Tasso und ihr dabei zugleich allerlei Kluges sagen; phantastisch wie wenige und doch gleichsam angekränkelt von Nüchternheit. Was gingen ihn die halbversteinerten Heroen der fernen Vergangenheit an? Das erregte Leben der Kriegszeit faßte ihn, und er wollte Menschen, die da lebten wie Zeitgenossen. Sage bleibt Sage, Märchen bleibt

Märchen; aber auch in das Märchen kann man Töne der realsten Wirklichkeit bringen. Je märchenhafter die Sache, je reizvoller der Kontrast: ein Experiment, das dem kühnen Dichter keineswegs immer gelungen ist. Seine Klaviatur ist dadurch reicher geworden; es fragt sich nur, wie er darauf spielen lernte.

Als verschlossen, trübe und menschenscheu wird der Mann uns geschildert; das Gesicht beiläufig voll Sommersprossen. Verheiratet und Vater von drei Söhnen. Mit seiner Dichtkunst konnte er die Familie nicht ernähren. Er war wohlhabend wie alle diese Poeten, Sohn eines Gutsherrn. Er dichtete nicht um Kassenerfolg.

Die erhaltenen Büsten zeigen uns sein Gesicht; es ist ernst und versonnen. Die hohe Stirn steht aufgebaut auf Augenbrauen, die streng wagerecht verlaufen. Der sinnliche Mensch hat hochgezogene Brauen, so sagen uns die alten Physiognomiker [3]; Euripides war also kein Frauenjäger. Das Haupthaar hängt ungepflegt um die Ohren und in den Nacken. Es ist ein Mensch, der selten den Spiegel aufsucht. Auf dem Kopf aber ist das Haar nachlässig nach vorn gestrichen, um die Glatze zu verdecken. Um den schmalen Mund ein kritischer Zug und doch gutmütig, halb Christus der Segner, halb Thomas der Zweifler, und es ist, als könnte er nur leise sprechen. In der Tat, weder zum Redner im Parlament noch zum Prediger auf der Gasse taugte er. Es ist ein Mann, der still zurückgezogen seine Bücher liest, an Frau und Kindern sich freut [4], dann hinaufgreift in das Gebiet der Träume, bis das Drama in ihm fertig ist, eine dramatisierte Romanze. Nur auf der Bühne wurde der stille Mann laut. In den leeren Augen der Büste ist der Ausdruck erloschen; aber ein heißer Ehrgeiz steckt hinter dieser ruhigen Maske. Auf starke Effekte kommt es an, um die erregte Wirklichkeit noch zu überbieten: wirken wir durch grelle Kontraste! Sieht man es dieser klugen Denkerstirn an, daß sie nicht nur auf nützliche Belehrung, daß sie auf Sensation, auf Mord sinnt? Ein Hochorthodoxer, der zugleich mit allen Phrasen des Freisinns spielt! Wunderbar findig und erfinderisch; von

allen Seiten rafft er neue Stoffe; aber die Dramen, die so entstehen, schillern in allen Farben, vom Purpur bis zum Giftgrün, wie Taubengefieder und Schlangenschuppen, befremdend oft und doch fesselnd zugleich. Herrlich, wenn ihm wirklich einmal ein Wurf voll gelingt!

Aber das war nicht immer der Fall. Er war Vollpatriot, und zunächst galt es, da der Krieg gegen Sparta spielte, Athen zu verherrlichen. Die Tragödie wurde zum Tendenzstück; wer kann ihm das verargen? Von der Bühne herunter wird Sparta, das rohe und hinterhältige, gescholten, die Unsittlichkeit der Erziehung der Spartanerinnen gegeißelt [5]. Nach Athen dagegen flüchten sich Heldenfrauen, Heldensöhne, die das Unglück verfolgt, und Athen gibt ihnen Hilfe und Sicherheit. König Theseus wird zu diesem Zweck ausgegraben; er ist der Repräsentant der Großherzigkeit der Athener. Solche Stücke sind eintönig [6], die Figuren wie Schemen, und irgendein Knalleffekt muß episodisch hinzukommen, um uns aufzuregen, wie wenn eine Heldenfrau, nachdem sie eine Arie über Gattentreue gesungen, vom hohen Fels herab in den Scheiterhaufen springt, um mit ihrem Gatten zu verbrennen. Sie hat dort oben wie ein Vogel gesessen. Man wüßte gern, wie das auf der Bühne zur Vorstellung kam. Ein Spektakelstück dagegen voll graujigem Mord und Todesangst ist der „rasende Herakles“; aber auch dies Werk läuft auf dasselbe hinaus; dem tatenmüden Herakles öffnet sich zu dauernder Rast Athen, als wäre es das Elysium [7].

Solche Stücke gaben dem Euripides aber auch Anlaß, den Tod fürs Vaterland zu verherrlichen: sterben für Athen! Eine Königstochter soll geopfert werden, das Orakel verlangt es, und die Mutter spricht die denkwürdigen Worte: „Es sei; ich opfere meine Tochter. Es lohnt; denn sie stirbt für Athen, die beste aller Städte. Ich hasse die Frauen, denen der Kinder Leben mehr wert als ihre Tapferkeit ist. O Vaterland, wenn jedermann dich liebte so wie ich, wahrlich, es würde dir wohlgehen, und es wäre schön, in dir zu leben [8]!“ Das war hoch aktuell und muß gezündet haben.

Was würde aus Athen werden, wenn es in dem großen Kampf gegen Sparta, den Euripides mit ansah, unterlag? Die Thebaner und Korinther dachten an nichts geringeres, als Athen dem Erdboden gleichzumachen [9]. Auch daran dachte Euripides vorahnend und schrieb im Jahre 415 das Drama der ewigen Wehklage, von der Zerstörung Trojas (die „Trojanerinnen"); lauter lose Szenen; Mißhandlung, Sklaverei und Elend kommt über die Besiegten, und Troja selbst geht endlich in Flammen auf. Der Dichter gibt den Jammer in starken Dosen: ein Memento für jede Stadt, die da um Sein oder Nichtsein kämpft.

Welcher Aufwand an Humor, Pathos und an kluger Erfindungsgabe! Aber alle diese Stücke kranken an ihrer Absicht. In der Poesie wirkt die Absicht, die sich bemerklich macht, immer verstimmend. Und doch! eine entzückende Dichtung steht mit in dieser Reihe; das ist der „Jon", ein Familiendrama aus Athens Urzeit, mit weiter historischer Perspektive. Jon ist der Stammvater Athens und aller Jonier, die nach ihm heißen. Auf der Bühne aber erscheint der Titelheld als junger Bursch von sechzehn, siebzehn Jahren, der als Tempeldiener in Delphi angestellt ist, ein Kerlchen zum Lieben; aber fanatisch. Es ist das Motiv vom Findelkind und dem Wiederfinden der Mutter, die ihr Kind aussetzte. Die Handlung geschlossen, mit Spiel und Gegenspiel, die Wirkung spannend und rührend zugleich. Der lebhafte Junge fegt mit dem Lorbeerbesen die Schwelle des Apollotempels rein. Vögel, große und kleine, auch Adler und Schwäne, fliegen vorüber oder setzen sich gar aufs Gesims; er scheucht sie fort und bedroht sie mit Pfeil und Bogen, damit sie die schönen Weihgeschenke nicht verunreinigen: das ist genrehaft. Da nähert sich eine unbekannte Frau; es ist die Mutter, die königliche Frau aus Athen. Alsbald gibt es Irrung, Verwicklung; Mutter und Sohn kennen sich nicht, dünken sich Feinde und wollen sich in rascher Wut töten (mit Vergiften und Morden ist dieser Dichter immer unglaublich rasch bei der Hand), als die geheimnisvolle Gestalt der Pythia selbst aus dem Tempel tritt und die Erkennung einleitet, und der Knabe stürzt

sich selig in seiner Mutter Arme. Ein Meisterstück, das man immer wieder gerne liest. Raffiniert, wie der Gifttrank als solcher entdeckt wird; Tropfen davon wurden verschüttet; eine Taube nascht davon, taumelt, streckt die Beinchen und ist tot. Zum Schluß schwebt Athene selbst aus dem weihrauchduftenden Tempel empor und verkündet dem Jon die große Zukunft seiner Nachkommen, der Jonier, und des herrlichen Athen[10]. Das Publikum hörte das gerne. Im übrigen fehlt hier jede Tendenz. Der Chor aber ruft abschließend: Wessen Haus die Not bedrängt, der ehre die Götter und verzage nicht.

Diese Sachen schrieb Euripides fast alle in den ersten zehn Jahren des Krieges. Aber noch berühmtere Gestalten schuf er in derselben Zeit, Medea, die finstere, Phädra, die liebeskranke, die in freier Nachbildung noch heut über unsere Bühnen gehen, dazu Hekuba, die betränte Greisin, die willensstark ihr Schicksal besiegt: Medea und Phädra heut die Bravourrollen unserer Künstlerinnen, damals nur von Männern gespielt; Euripides durch sie groß als der Dichter der Frauen, die nun in Haß und Liebe, Tugend und Laster, Jammer und Übermut rückhaltlos ihr Herz zu öffnen beginnen. Man begreift, daß man ihn darum gröblich schmähte. Weiberhaß wurde ihm darum nachgesagt, und der machte ihn selbst verhaßt.

Bisher galt, wie wir sahen, das Schweigen über die Frauen als ihr höchstes Lob; so dachten auch Perikles und Thukydides. Der Dichter, der der Frauen Innerstes preisgab, kränkte darum ihr Ansehen[11]. Er aber ließ sich nicht beirren, denn er war der Tränendichter, auf Rührung erpicht, und das Weib weint leichter als die Männer. Um so packender, wenn dasselbe Weib aus ihren Tränen sich zur Heldin erhebt.

Da ist Medea, die Hexenmeisterin, das Teufelsweib, frisch aus der Hölle bezogen, und doch Enkelin des Sonnengottes Helios, zerstoßen und rasend vor Liebe und Haß, da Jason, der Gatte, sie verstößt, dem sie zwei Söhne geboren: der weibliche Übermensch, aber völlig anders als jene Klytämnestra des Äschylus; denn sie hat andere Waffen als diese, um sich zu rächen,

Die Durchführung des Charakters hat ihre Schwächen[12], aber die Aufgabe war schwer und neu, und an dem Stück ist nicht zu rühren. Die Zauberei ist Medeas gräßliche Waffe, aber sie braucht sie nur, um damit Kreûsa, die Jason jetzt liebt, Kreûsa und deren Vater unter Qualen umzubringen. Für Jason dagegen ist solcher Tod zu gut, und sie weiß ihn besser zu treffen; sie tötet ihm die Söhne, und sie tut es mit eigener Hand. Gleich anfangs faßt sie diesen Plan, aber sie zaudert, ihn auszuführen; das ist menschlich; der Höhepunkt der Monolog, wo im Anblick der Kinder, die vor ihr stehen, ihre Seele kämpft, ihre Tränen stürzen, ihr Herzeleid Worte findet: „Was seht ihr mich so an? Gebt mir die Hand, daß ich sie küsse! O süßer Hauch des Atems! o zarte Kinderhaut!“ Aber es war nur Schwäche; die Wut, die Rachsucht siegt, und als die Tat vollbracht ist, triumphiert sie nur, weidet sich an Jasons Schmerz: „Ich traure um die Kinder wie du, aber mir gilt es mehr, daß ich dein Herz getroffen,“ und im Drachenwagen fährt sie höhnend durch die Lüfte davon.

Großartig? Gewiß. Ein Charakter, einfach und ungespalten, nichts als Energie und Verschlagenheit. Was aber war der Zweck des Dichters? Wollte er Sympathie für die Barbarin erwecken? Unmöglich. Ihm genügte, eine aufregende Geschichte zu geben, ihm genügte das Staunen und Erschauern seines Publikums, und mon hat umsonst versucht, dies Weib, das als Hexe gedacht ist, in modernem Sinn zu vermenschlichen.

Das Drama spielt in Korinth; aber Athen ist es wieder, wo Medea nach vollbrachtem Sieg Schutz und Zuflucht findet.

Ein zweites Überweib zeichnete Euripides in der Hekuba. Aber was ist uns Hekuba? sagt Shakespeare. Lassen wir sie also auf sich beruhen. Man hat Euripides den Dichter der Aufklärung genannt; aber das konnte kein Leser der Medea glauben. In religiöser Hinsicht ist das sicher falsch. Bestenfalls war er ein aufgeklärter Mystiker, ein gläubiger Freigeist, d. h. seine orthodoxe Romantik tastet nur in erregten Augenblicken grüblerisch hinüber in die freien Regionen der Philosophie, um allemal

beschwichtigt in sich selbst zurückzukehren. Schon die Medea zeigt uns: der Mann glaubt blind an den Betrieb der Zauberinnen; kein Hauch des Zweifels im ganzen Stück. So glaubt er auch blind an seine Götter, und er schaut sie wie ein Geisterseher. Alles Geschehen stellt er unter ihre Aufsicht. Während Sophokles aus der Tragödie die Götterfiguren planvoll fernhält (denn nur der Mensch soll sein Schicksal erfüllen), gibt es fast kein Euripidesstück, wo nicht ein Gott leibhaft die Handlung abschließt, um dem menschlichen Unvermögen aufzuhelfen. Er erfand den „Gott auf der Maschine". Dieser Gott ist aber nicht selbst Maschine oder Dekorationsfigur, sondern er ist Wille, er verkündet den Willen des Schicksals in völliger Erhabenheit und unantastbar. Daß im übrigen die Personen im Drama, wo sie verzweifeln, die Götter schelten, ja, an ihre Existenz nicht mehr glauben wollen, ist begreiflich, und der Dichter gefällt sich oft in solchen Einlagen, da er alles Frappierende liebt. In sämtlichen Dramen aber behält allemal die Gottheit recht[13]. Ja, es ist oft erstaunlich, was ihr allmächtiger Wille durchsetzt. So will Orest in dem Stück, das nach ihm heißt und in dem es wieder wild genug hergeht, in bösartiger Laune die junge unschuldige Hermione, die Tochter seines Feindes, töten; er steht schon da und setzt ihr das Messer an die Kehle. Da erscheint irgendein Gott in der Höhe und befiehlt ihm, dieselbe Hermione nicht nur zu schonen, sondern auch zu heiraten. Orest staunt nicht, murrt nicht. Daß er gehorcht, ist selbstverständlich. In jedem Fall gilt das Gotteswort. Für den Ausfall der Ehe muß man in diesem Fall allerdings besorgt sein. Alle seine Dramen sind als solche eine grundsätzliche Huldigung vor der höheren Macht[14].

Wenden wir uns zur Phädra, denn nirgends ist das Gesagte so deutlich wie in ihrem Liebesroman. Wer wird in einen solchen heut wohl den lieben Gott hereinbringen? Euripides aber kann nicht anders. Es ist die Geschichte von der Potiphar und dem keuschen Joseph in griechischer Aufmachung. Der Joseph heißt hier Hippolyt; er ist die Hauptperson, und nach ihm betitelt sich das Drama: beiläufig wieder eine der seltsamsten

Gestalten und kulturgeschichtlich sehr merkwürdig. Dieser Jüngling ist Mystiker und Sektierer, Asket, Vegetarianer und grundsätzlicher Vertreter des Zölibats, so jung er noch ist; eingeweiht in die orphischen Mysterien, also heilig, und daher begnadet, im Verkehr mit den Göttern selbst zu stehen. Er hört ihre Stimme, wennschon er sie nicht sieht (also eine Vision des Ohres), und er brüstet sich damit in naivstem Tugendstolz. „Kein Mensch ist auf Erden tadelloser als ich," sagt er, als er verklagt wird, und nochmals: „Ihr Freunde werdet nie einen besseren Menschen als mich erblicken." Schlimm genug, daß die arme Phädra sich gerade in diese herbe Frucht verlieben muß, und dazu ist es ihr Stiefsohn. Natürlich verschmäht er sie, und sie sinnt dann auf Rache. Euripides aber macht das zu einem Kampf der Göttinnen Aphrodite und Artemis. Venus (griechisch Aphrodite) eröffnet das Drama: „Hippolyt will mich nicht ehren, er schmäht die Liebe und huldigt nur der keuschen Artemis. Er soll es endlich büßen. Ich habe schon alles vorbereitet; ich habe Phädra in ihn verliebt gemacht bis zum Verschmachten; Hippolyt soll daran zugrunde gehen. Sein Vater soll ihn verfluchen, bis er den Tod findet." Dies das Programm der Göttin. Die Menschen, die nun im Stück auftreten, sind mit all ihren Seelenregungen nur noch Marionetten, die, indem sie ihren Trieben folgen, doch nur das Schicksal erfüllen.

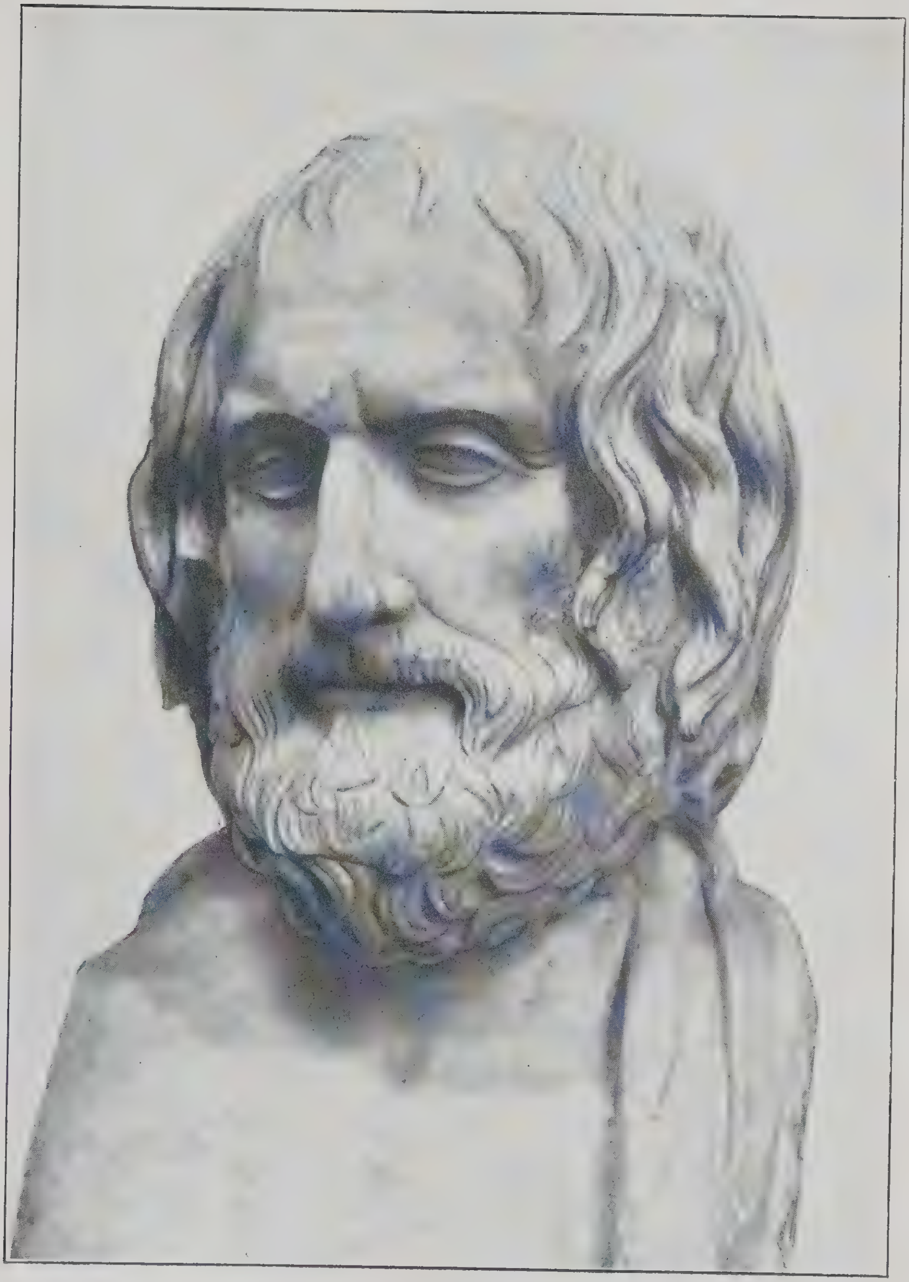
Nichts nützen die Versuche des Dichters, die Handlung zu galvanisieren. Er bringt eine pathologische Studie: Phädra fühlt sich vor Liebessehnen schwach bis zur Ohnmacht; sie muß aus dem Haus ins Freie; frische Luft! Ihren Kopf, ihren Arm muß man mit Kissen aufstützen, die Brust ist wie zugeschnürt; auch die Frisur drückt: „bindet das Haar los, daß es frei auf die Schulter fällt". Es scheint eine Art Migränezustand mit Kopfdruck. Trotzdem fängt sie an zu schwärmen: auf die Jagd, auf die blühende Waldwiese will sie hinaus, um den Geliebten zu finden, die Hunde zu hetzen, den Jagdspeer zu werfen, so daß der Speer ihr eigenes wehendes Lockenhaar streift; ja, sich aufs Pferd schwingen will sie, was unerhört: welche Griechin hätte

je geritten? Zu einem Gespräch zwischen ihr und dem Jüngling aber kommt es nicht; nur die alte Dienerin raunt ihm kupplerisch etwas zu. Sofort poltert seine Entrüstung los. Phädra erhängt sich schnell entschlossen; aber um sich an diesem Joseph zu rächen, hinterläßt sie einen Brief, der ihn verleumdet: Hippolyt habe ihr ehebrecherisch nachgestellt. Theseus, der abwesende Gatte, kehrt heim, liest den Brief, schäumt Wut, verflucht den Sohn, wie es vorher bestimmt war, in kläglicher Unvernunft, ohne vorher die Anklage irgendwie zu prüfen; der Fluch wirkt; der Sohn verunglückt in gräßlicher Weise. Die Göttin Artemis aber, Hippolyts Patronin, bleibt nicht aus; leider kommt sie zu spät. Venus hat zwar gesiegt und ihr Rachewerk vollzogen; Artemis aber deckt jetzt nachträglich seine Unschuld auf; ja, Hippolyts Grabmal wird von ihr zum Heiligtum erhoben, an dem in Zukunft alle Mädchen, wenn sie heiraten, ihre Locken weihen und Klagechöre ertönen sollen.

Das ist die echtgriechische Orthodoxie, die wir auch bei Äschylus, bei Herodot wieder antrafen: wir Menschen erzeugen unsere Leidenschaften nicht selbst; irgendein Gott flößt sie uns ein [15]. Nichts also begreiflicher, nichts charakteristischer, als daß Euripides gerade mit diesem schwachen Drama [16] den ersten Preis gewann, was ihm sonst so selten glückte. Er dichtete in einer Zeit argwöhnisch-zelotischen Glaubenseifers. Wir denken heut anders, und ein Racine mußte uns eine neue Phädra geben.

Der sonderbarste Zwiespalt ist in diesem Dichter. Er sehnt sich nach Phantastik und bringt in allen Stücken Wunder über Wunder [17], als läsen wir Tausendundeine Nacht. Medea geht im Drachenwagen durch die Luft. Ein gräßlich brüllender Meerstier steigt aus dem Meer, das in Springflut geht, und macht die Rosse des Hippolytos scheu, so daß er umkommt, und Gott Poseidon wird extra bemüht, die Springflut zu erzeugen. Kreûsas Haarschmuck ist verzaubert; da strömt ihr Haupt Flammen aus, und das Fleisch tropft ihr von den Knochen wie Harz aus der Fichte [18]. Orest will Helena töten; aber wie

er sie unter dem Schwert zu haben glaubt, ist sie plötzlich zu Luft geworden und als Göttin in den Himmel versetzt. Als ein Streitwagen in die Schlacht fährt, senken sich zwei Sterne auf das Joch der Rosse[19] usw. usw. Alle die Wunder wirken traumhaft, und sie geschehen wie selbstverständlich. Hart daneben aber stehen nun die nüchternsten Lehrvorträge, die Euripides seinen Personen unversehens in den Mund legt; sie wirken wie Sandbänke im Strom. Es ist, als ob er seine heißen Gefühle plötzlich auf Eis legte. Aber er kann nicht anders. Vom Flügelroß springt der Dichter plötzlich aufs Lehrkatheder und setzt die Professorenbrille auf, und alle Romanstimmung ist verflogen. Schon wenn die Leute bei ihm in Streit geraten, läßt er sie steife Prozeßreden halten, mit erstens, zweitens und drittens; was ich hier meine, ist aber etwas anderes. Hippolyt der keusche, behauptet, nie mit Weibern verkehrt, sie nie angesehen zu haben, und hält trotzdem einen Vortrag über die Ehe im allgemeinen und das Verhalten der Frauen. Daß die Frauen nichts taugen, so sagt er, beweise schon die Mitgift, die der Vater seinen Töchtern in die Ehe nachwirft: der Vater ist eben froh, sie los zu werden. Der Gatte aber muß immer nur für beste Toiletten und reichen Schmuck sorgen, bis er bankerott wird. Die dumme ist noch die erträglichste; alle klugen betrügen, und sie sollten darum auch keine Mägde zur Verfügung haben, um mit ihnen Böses auszubrüten, sondern nur Haushunde oder einen netten Vogel sich halten, der nicht sprechen kann usw. Ähnlich die alte Hekuba, die vom Unglück gebeugte Greisin: Troja ist gefallen; alle ihre fünfzig Kinder sind tot oder versklavt. Jetzt hört sie, daß ihre Tochter Polyxena auch noch den Tod gefunden, aber im Sterben sich heldenhaft benommen hat: „Wunderbar“, sagt da Hekuba[20], „wunderbar, daß auf schlechtem Boden edle Saat wachsen kann und umgekehrt schlechte Saat auf gutem Boden, daß dagegen des Menschen Taten stets zu seinem Charakter stimmen; der Gute kann nur Gutes, der Böse nur Böses tun. Was ist der Grund hiervon? Ist der Mensch durch Erziehung oder durch natürliche Anlage gut?“ Sie entscheidet sich dann für das erstere und



Euripides

schließt: „diese Worte hat mein Nachdenken umsonst abgeschlossen" (also in den Wind geredet). Danach bereitet sie die Bestattung der Tochter vor.

In dieser Weise wird nun über alles, was es gibt, geredet, ob das zu den alten mythischen Helden paßt oder nicht, und die Tragödie wird zum Sprechsaal für Höhergebildete: über Monarchie und Massenherrschaft, Krieg und Frieden; ob Advokatenkünste taugen oder schädlich sind; soll man gegen Bezahlung Redeunterricht nehmen? Ist es besser, Musik oder Gymnastik zu treiben? Ist es ehrenvoller, mit Schwert und Lanze zu kämpfen oder mit Pfeil und Bogen, Nahkampf oder Fernkampf? Ist es besser, Kinder zu haben oder nicht? Die Themen sind unerschöpflich. Man hat ein regelrechtes philosophisches System des Euripides daraus zusammenbrauen wollen. Aber das war vergeblich; denn der Dichter läßt die Personen bald so, bald anders sprechen. Bald ist der Krieg Unsinn und es heißt, man sollte durch Verhandlungen alles ausgleichen [21], bald hören wir: der Mann muß wagen; wenn er den Ares nicht liebt, ist er nichts als Haar und Fleischmasse [22]. In ein und demselben Stück wird der Redeunterricht erst befürwortet, dann verworfen [23] usw. Der Dichter setzt eben Lichter auf und überrascht sein Publikum mit Themen, über die damals alles sprach und die zum Teil von den Berufsdenkern neu angeregt waren [24].

Daraus ergab sich endlich eine Fülle von Sentenzen, die er mit reicher Hand um sich streut. Oft nehmen sie sich freilich recht trivial aus, wie wenn wir lesen: „Ohne Vater kann kein Kind entstehen," worüber schon die guten Alten lachten [25]. Anderes lautet um so köstlicher und blieb ein Schatz für alle Zeiten. Man nehme nur den Spruch: „Du liebst dein Weib nicht, wenn du es nicht immer liebst [26]"; oder den anderen: „Schlicht ist die Sprache der Wahrhaftigkeit [27]." Daß der Dichter den ersten dieser beiden Sätze, den von der Liebe, selbst wahrgemacht, wollen wir gerne glauben. Leider gilt dasselbe nicht vom zweiten; denn schlicht ist seine Dichtersprache oft gerade da nicht, wo wir es erwarten und der wahre Herzenston sich regen

sollte. Gerade da behängt sie sich mit allerlei Prunk und Flitter;[28] und nun gar erst, wenn der Chor im Zwischenakt singt; hie und da so viel eigenartig Schönes, dann wieder tänzelt sein Pegasus einher, hochtrabend wie ein bunt aufgezierter Zirkusgaul [9].

Aber der Dichter überbot sich selbst. Je älter er wurde, je freier spielte seine poetische Grundbegabung und drängte das Störende doch oft zurück. Dabei wurde er ohne Frage von den politischen Dingen, von dem großen Wandel im Schicksal Athens, das er liebte, beeinflußt. Der Friede des Nikias erwies sich als Täuschung; Alkibiades begann den Staat zu führen. Euripides war ein Bewunderer des Jünglings gewesen [30], und daß seine Sympathie für ihn auch hernach nicht erlosch, steht für mich außer Zweifel; denn die Genies ziehen sich an, und ein Büchermensch schwärmt immer für die Kraftnaturen. Seit aber das Athenervolk dem Alkibiades so übel mitgespielt hatte, wandte sich Euripides enttäuscht von der Politik und den Erlebnissen des Tages ab [31], und er tat es zum Vorteil seiner Dichtkunst. So entstanden, neben anderen geringeren, endlich seine vier beliebtesten Werke, die beiden Iphigenien nebst der Helena und das Heldenstück der feindlichen Brüder, daneben endlich das Schreckenswerk vom siegenden Gott Dionys, ein dogmatisches Götterdrama von eigenster Eigenart. Wenn man die Idealforderung an das Drama stellt, daß annähernd jedes Wort, das gesprochen wird, zugleich Ursache und Wirkung sei, so ist Euripides ihr hier am nächsten gekommen.

Diese Dramen sind Schulstücke geworden für die Folgezeit. So ist gleich Schillers Braut von Messina aus Euripides' Heldenstück von den feindlichen Brüdern [32] abgeleitet. Euripides seinerseits aber wetteiferte hier mit Äschylus [33]. Es handelt sich um die Ödipussöhne Eteokles und Polynikes, die sich um die Herrschaft in Theben streiten. Es ist Schicksalsstimmung; denn der alte Familienfluch lastet auf den jungen Helden. Eteokles hat seinen Bruder Polynikes aus der Stadt getrieben; der aber rückt jetzt mit starker Bundesmacht heran, um sich sein Recht zu holen, die Vaterstadt zu erobern. Der Dichter drängt indes

den rohen Waffenkampf nach Möglichkeit zurück; Frauen stellt er in die Mitte. Die Mutter Jokaste ist es, in deren Seele wir alles, was geschieht, erleben (auch bei Schiller steht so Isabella, die Mutter, zwischen den streitenden Söhnen); neben Jokaste die Schwester Antigone. Um nach dem Feind auszuspähen, steigt Antigone, von Angst getrieben, auf das Dach des Palastes und beginnt in bewegten Rhythmen ein lebhaftes Fragen; es ist wie eine Heerschau: das weite Feld flimmert von Erzwaffen. Da steht auch ihr vertriebener Bruder vor ihren Augen; fliegen möchte sie an des Geliebten Brust. Er steht drohend in Waffen. Aber wozu Kampf? Soll es dem Worte nicht gelingen, den Hader zu schlichten? So denkt die Mutter in bangen Sorgen und ruft Polynikes, der für sein Recht kämpfen will, in die Stadt. Polynikes kommt wirklich, mißtrauisch zunächst, mit gezücktem Schwert. Er kommt. Welch ein Wiedersehen! Von Freude überwältigt umfängt ihn, küßt ihn die Mutter, daß sein langes dunkles Haar ihren Hals überschattet, und ihre Gefühle ergießen sich. Auch seine Seele geht in Schwingungen; denn das bittere Heimweh hat den jungen Helden erfaßt, da er die Stätten seiner Kindheit wiedersieht, und er spricht das Wort, das zu uns bedeutsam herüberklingt:

> Verfeindet sind wir, aber kein Mensch kann umhin,
> Sein Vaterland zu lieben. Wer da anders spricht,
> Der macht nur Worte, doch sein Herz steht nur nach ihm.

Die Kürze ziemt dem Manne; doch in dem kurzen Wort steckt überschwängliches Gefühl. Uns aber fällt hier Alkibiades ein. So und nicht anders mußte damals auch Alkibiades, der Vertriebene, empfinden. Wer im athenischen Publikum konnte umhin, dabei an ihn zu denken? und wer kann zweifeln, daß der Dichter selbst eben dies wollte? Doch diese leise Andeutung stört zum Glück die Handlung nicht[34].

Schon stehen die Brüder verschlossen sich gegenüber; sie gönnen sich keinen Blick, und die Mutter muß flehen. Dann reden sie: Eteokles der Despot und Verkünder des schamlos egoistischen

Machtgedankens, Polynikes der Verfechter des ausgleichenden Rechts und der Menschlichkeit. Klirrend wie Schwerter schlagen ihre Reden aufeinander; dazwischen tönen die Mahnungen der Mutter in Angst und Hoffnung. Umsonst. Die große Szene ist zu Ende. Die Brüder trennen sich mit der Todesdrohung, und dann folgt das Unausbleibliche. Daß das Heer des Eteokles siegt, hört Jokaste nicht ungern, aber sie hört mehr: ihre Söhne stellen sich zum Zweikampf. In bleicher Angst fliegt sie da mit Antigone zur Kampfstätte hinaus. Der Chor der Frauen erzittert: „Sie werden sich töten!“ geht ihr Geschrei ahnungsvoll; „weh weh! zwei Raubtiere lechzen nach Mord!“ bis endlich der erschütternde Bericht das Schlimmste bestätigt, der, wie immer, ein Wunder der Erzählungskunst ist: Jokaste kam zu spät; die Brüder fielen beide im Wechselmord. Verzweifelt stürzt sie sich über die Leichen. Wozu noch leben? Auch sie packt das Schwert und ersticht sich über ihren Kindern. Aber Polynikes hatte noch geatmet, und die Mutter hatte von ihm noch das eine letzte Wort gehört: „Zum Feind ward mir mein Bruder, dennoch liebt' ich ihn.“ Das Wort steht wie ein Licht da in der Finsternis, das Wort Liebe; es ist die Stimme der Natur, die auch der Haß nicht tötet. So hat hier Euripides den Äschylus überwunden. Aus der Tragödie der Furcht machte er die Tragödie des Mitleids, beseelte die steife Grandezza seines Vorbildes und löste sie auf in warm pulsierendes Leben[35].

Dies war ein Trauerspiel im eigentlichsten Sinn des Wortes. Ganz anders die beiden Iphigenien; sie sind von warmem Glück durchschimmert, die in Tauri, die in Aulis, und in den weihevoll klangvollen Gluckschen Opern leben sie beide heute noch, ja die Taurische hat kein Geringerer als Goethe uns vergegenwärtigt.

Beides Intrigenstücke; das wirkt spannend; beides Familienstücke, das wirkt intim. Auch ein bißchen Fatalismus oder Götterwille spielt mit hinein; das erhöht die Stimmung. Denn in beiden Stücken mißlingt die Intrige. Phantastische Novellenstoffe; man liest sie gern immer wieder.

Der widrige Wind hindert die Griechen, aus Aulis gegen Troja zu fahren, und der Seher spricht: Artemis zürnt; Agamemnon soll der Göttin Artemis seine Tochter Iphigenie opfern. Welches Ansinnen! Aber Agamemnon ist zunächst dazu bereit. Die Tochter lebt mit der Mutter Klytämnestra in Mykene; um sie herbeizulocken, muß die Notlüge helfen: er wolle sie mit Achill, dem besten Helden, vermählen. Achill selbst erfährt nichts von dieser Lüge. In der Nacht aber bereut Agamemnon; er liebt seine Tochter zu sehr; einen Brief schreibt er mit dem Gegenbefehl: „Kommt nicht; der Heiratsplan ist aufgegeben." Aber sein Bruder, der lauernde Menelaus, fängt diesen Brief auf; der böse Onkel besteht auf der Opferung seiner Nichte, und es folgt ein nettes Gezänk der beiden Männer, die sich brüderlich übel mit Worten zerzausen. Solch flotte Szene könnte in jedem Lustspiel stehen. Es geht um den Brief; soll er abgehen? Da kommt aber schon Klytämnestra mit Iphigenie gefahren: die erste der Überraschungen! Die Damen in königlichem Prunk. Ehrfurchtsvoll nahen die Frauen, die den Chor im Stück bilden, und heben die Fürstinnen vom Wagen herab. Die Pferde scheuen und müssen gehalten werden. Auch das Knäblein Orest, fast noch Säugling, haben sie mitgebracht; der Junge schläft. Agamemnons Verlegenheit aber ist groß, da er seine Gattin begrüßt. „Wo ist Achill?" fragt diese alsbald; „ich komme als Geleit der Braut, unserer Tochter." Da muß Agamemnon weinen. Kindlich redet Iphigenie zu ihm: „warum die Tränen?" Doppeldeutig antwortet der Vater: „weil uns eine Trennung bevorsteht, lang und schwer." Sie ahnt nichts und ist so glücklich, der liebe Backfisch. Jetzt aber forscht die Mutter, und Agamemnon windet sich in Ausflüchten. „Ein Opfer," sagt er, „wird stattfinden, ein Vermählungsopfer, aber du darfst nicht dabei sein; ich selbst, der Vater, werde die Fackel tragen." „Die Hochzeitsfackel?" Da die Königin nicht begreift, wird er heftig: sie soll sich zurückziehen aus dem Heeresgewühle. Da: neue Überraschung und Verlegenheit! Achill kommt. Klytämnestra sieht ihn. Der ahnungslose Jüngling macht große Augen:

was will die herrliche Frau hier im Heerlager? Sie dagegen staunt über sein Staunen. Ja, er will sich gleich davonmachen, denn ein unbewachtes Zwiegespräch mit Frauen verletzt die Sitte. „Bleib!" ruft sie, „gib mir die Hand!" Er staunt noch immer. „Mit meiner Tochter willst du dich ja vermählen!" Empörend: er weiß von nichts. Der Betrug ist aufgedeckt. Vor Scham wagt die Fürstin dem Jüngling nicht mehr ins Auge zu sehen. Dann erfährt sie durch den Diener alles: die Opferung selbst steht schon bevor, die Opferung Iphigeniens. „Rette mein Kind," ruft da die Mutter. Die hohe Frau kniet vor Achill, und Achill will wirklich ihr helfen.

Die Erregung wächst. Die Ehegatten treten sich neu entgegen; Agamemnon voll Schuldgefühl, und er hört Klytämnestra Rache drohen; er hört das rührende Angstflehen Iphigeniens: „Laß mich leben und töte mich nicht! Du bist ja mein Vater, an dessen Knie ich mich einst so zärtlich als Kind geschmiegt. Mir graut vor dem Sterben! Lieber im Elend leben, als der herrlichste Tod!" Aber das ganze Heer besteht auf Iphigeniens Opferung. Agamemnon kann ihrem Flehen nicht nachgeben, und da kommt auch Achill schon wieder und meldet das nämliche: ein Aufruhr im Heer; das eigene Soldatenvolk seiner Myrmidonen hat ihn steinigen wollen, da er die Opfervorbereitung zu verhindern suchte; aber trotz allem, mit gezücktem Eisen will er, Achill, bis zum letzten Iphigenien verteidigen, nicht aus Liebe, aus Ritterlichkeit (für den Frauen schützenden Kavalier finden wir hier das erste Beispiel). Da erfolgt das Überraschendste. Iphigenie hat stumm Achills wackere Worte mit angehört, und auf einmal wird sie zur Heldin und redet in großen Worten: „Sorget nicht. Mein Sinn hat sich gewandelt. Ich will sterben. Man schlachte mich hin, damit das Griechenheer siegen kann. Für Hellas sterb' ich, und Trojas Sturz wird mein Denkmal sein."

Das ist die Lösung, ein Umschwung, der freilich fast zu jäh kommt. Warum ließ Euripides das Mädchen sich nicht in Achill verlieben? Ein Modernerer hätte einen hübschen Monolog ein-

gelegt: „Wie edel ist dieser Jüngling! Ich muß ihn lieben. Soll er für mich kämpfen und sterben? Nimmermehr. Eher sterb' ich selbst. Jawohl! es sei! Der Vater nehme mich. Ich laß' mich opfern." Jedoch die antike Tragödie ist diskret; sie hat nie ein Frühlingserwachen, das Liebesregen der jungen, noch unvermählten Menschen dargestellt [36]. Iphigenie geht nun also in den Tod. Ein großes Miserere des Abschiedes. Da hilft die Göttin. Der Hirsch liegt schon opferbereit am Altar; Iphigenie ist durch die Lüfte entrückt. Artemis nimmt das Ersatzopfer an, und die Griechen können aus Aulis ziehen, um Troja zu nehmen [37].

Bunt und vielfigurig ist dieses Schauspiel [38]; schlichter die andere Iphigenie, die auf Tauri. Iphigenie lebt da als Artemispriesterin einsam bei den Skythen und Barbaren; zu ihr finden sich Orest und Pylades, das klassische Freundespaar, das Euripides ersonnen. Wir kennen alles aus unserem deutschen Dichter. Ein Stück des Heimwehs. Goethe glaubte uns eine echte Griechin zu geben, indem er uns in seiner Iphigenie das Edelste gab. Aber des Euripides Griechin ist echter, eben weil sie minder edel ist; denn mit frischer, fröhlicher Verstellung führt sie hier gegen Thoas ihre Intrige durch. Sie darf es; denn es gilt nicht nur den Bruder und Freund, es gilt auch das heilige Artemisbild zu retten. Und die List scheint zu gelingen; die Flüchtigen sind schon im Schiff geborgen auf See. Aber der fromme Dichter will es anders: die Brandung wirft das Schiff an den Strand zurück, wo König Thoas mit furchtbaren Drohungen schon ihrer wartet. Denn nicht durch Menschenwitz, nur durch höhere Hilfe darf die verwegene Tat gelingen. So würde nun das Furchtbarste geschehen, erzwänge nicht Athene, die Göttin, die in der Höhe sich zeigt, durch ihr Machtwort die Rettung. Alles das scheint uns nicht nur echter, weil südländisch-greller, sondern auch dramatisch zielbewußter als das, was der idealistische deutsche Dichter seinem Zeitalter vorzuführen sich gezwungen sah.

Diese Iphigenie besteht im Aufbau aus zwei Akten: Er-

kennung der Geschwister und Rettungsversuch. Ganz ebenso ist auch des Euripides Helena erfunden: Menelaus, der seine Helena wiederfindet und rettet. Nur ist hier alles noch viel märchenhafter, auf Wundern aufgebaut, und alles perlt in den buntesten Farben. Das merkwürdigste an diesem Stück, daß es gegen alles Erwarten spartafreundlich ist in dem Grade, daß es wie für Sparta gedichtet scheinen könnte[39]! Wie war das in Athen möglich, mitten im Kampf? Das Stück ist im Jahre 412, das heißt just in dem Jahre aufgeführt, wo Alkibiades in Sparta sich festsetzte, Spartas Politik führte. Das kann nicht Zufall sein; in seinem Interesse ist diese Helena gedichtet.

Des Dichters Leben neigte sich dem Ende zu. Den Jubel hat er in Athen noch miterlebt, als Alkibiades wieder vaterlandstreu und siegreich in Athen einzog. Dies war das Jahr 408. Es folgte der endgültige Sturz des Alkibiades. Da verließ Euripides Athen. Er war anders als Sophokles gesonnen. Sophokles harrte trotz allem in Athen aus: Euripides folgte einer Einladung des Königs von Mazedonien, und der freie Bürger wurde zum Herrendiener. Gewiß war ihm in Alkibiades ein neues Ideal aufgegangen, und er begriff den Wert einer monarchischen Führung, wo es um große Ziele geht. Der mazedonische König aber — er hieß Archelaos — plante damals voll Eifer, sein Land geistig zu heben; auch noch andere hervorragende Talente zog er in seine Hauptstadt[40]. Denn die Mazedonen fühlten sich den Griechen blutsverwandt; sie sollten endlich auch zur griechischen Vollbildung erzogen werden. So wuchs das mazedonische Königtum allmählich dazu heran, das, was Alkibiades geplant, auf sich zu nehmen, die Einheit Griechenlands, ja auch ein griechisches Weltreich zu schaffen, nicht unter Athens, sondern unter Mazedoniens Führung.

Auch ein Theater eröffnete der König, und in seinen Dienst stellt Euripides jetzt sein Talent. Dort erst ist seine Iphigenie in Aulis, dort auch noch anderes, darunter vor allem die grause Tragödie vom Triumph des Dionys, entstanden, die sich „die Bacchantinnen" betitelt. Wer sie liest, ist tief befremdet; be-

fremdet nicht von der Kunstleistung, vielmehr vom Gegenstand selbst. Denn hier handelt es sich um Religionskampf, den erbarmungslosen Zorn des gekränkten Gottes. Dagegen sind die Erinyen des Äschylus zahm. Was hilft's? Wir dürfen uns zum Schluß auch das Peinlich-Abschreckende nicht ersparen.

Manche Züge dieser Dichtung werden uns an die Theologie der Bibel erinnern. Es ist die Heilandsidee. Dionys ist der Sohn Gottes aus einer Jungfrau (Zeus sein Vater, Semele seine sterbliche Mutter). Wir wissen: solche Religionen treten erobernd auf. Zugleich ist Dionys aber auch ein zorniger Gott, der die straft, die ihn verleugnen. Die Legende spielt in Theben; denn Pentheus, der König Thebens, auch die Frauen des Königshauses sind solche, die an den Gott nicht glauben.

Die Handlung beginnt. Ein junger Mensch steht auf der Bühne, frauenhaft schön, mit weißer Haut und rosigen Wangen, die Augen voll Liebreiz, das Blondhaar weich gelockt; es ist der unbärtige Bacchustypus, den wir aus so mancher späteren Marmorplastik kennen. Aber nur als Zauberer tritt der Gottjüngling auf; niemand soll ihn als Gott erkennen. Die widerstrebenden königlichen Frauen hat er schon zu ergreifen gewußt, so daß sie Raserei befiel, und sie irren schon auf den Bergen um, allen voran Agave, des Königs Mutter. Auch Kadmus, der hochehrwürdige Stammvater des Hauses, und der Seher Tiresias sind schon bekehrt; sie kommen mit Efeu im Haar auf die Bühne, welcher Anblick! und möchten, als wären sie jung, die müden Glieder schon zum bacchischen Reigen bewegen und die greisen Locken schütteln zum Tanz. Da kommt Pentheus, der junge König, und lacht über die beiden, sie sind verrückt geworden! Im fanatischen Zorn verwirft er den neuen Aberglauben. Ja, etliche der jungen Bacchantinnen hat er schon in den Kerker gesperrt und befiehlt, jetzt auch noch den fremden Menschen, den Zauberer, zu greifen, der die verbotene neue Lehre in Theben predigt: „Fasse ich ihn, so köpfe ich ihn."

Schon ist es geschehen; in Fesseln geschlagen, wird der Zauberer herbeigeführt. Aber der Diener berichtet voll Staunen:

„Ganz willig ließ er sich fangen und erblaßte nicht; ja, er lächelte, als wir ihn banden.“ Hier tauchen Erinnerungen auf; so ließ auch Jesus gutwillig sich gefangennehmen. Gleichzeitig kommt die Botschaft, daß die Mänaden, die Pentheus in den Kerker schloß, entsprungen sind. Wunder über Wunder! Ihre Fesseln fielen wie Spinnweben von ihnen ab; so wurde auch Petrus, der Apostel, durch ein Wunder aus dem Kerker befreit.

Der Zauberer steht scheinbar wehrlos gefesselt da, als Pentheus seiner gewahr wird und ihn herrisch anfährt: „Du bist ja schön zum Verlieben. Wer bist du?“ Auf alle Fragen des Königs aber sind des Zauberers Antworten listig geheimnisvoll und dunkel, ja verwegen; Pentheus versteht, was er sagt, immer nur halb: ein seltsam-unheimliches Rätseln! Aber er befiehlt unbeirrt: „Sperrt ihn in den Pferdestall, wo die Krippen sind! Da mag er im Dunkeln tanzen.“

Der Zauberer ist willig ins Gefängnis gefolgt. Plötzlich aber bebt die Erde, der Palast wankt, die Säulen scheinen zu brechen (auch bei Jesu Tod bebte so die Erde und der Vorhang zerriß). Und schon tritt der Wundermensch wieder ins Freie und erzählt, wie er drinnen den König Pentheus verzaubert hat. „Fesseln wollte er mich; stattdessen fesselte er einen Stier, der da am Troge stand; die Arbeit fiel ihm schwer, und er war schweißübergossen. Mit dem Schwert wollte er dann an mich; aber er durchstach nur ein Gespenst, ein Phantom, das aus Luft bestand.“

Verwirrt und völlig ermattet tritt Pentheus aus der Türe (denn der Palast steht wieder aufrecht) auf die offene Bühne und sieht mit Schrecken den Zauberer wieder vor sich, den Verhaßten, als ein Rinderhirt vom Gebirge kommt und neue Wunder berichtet. Er hat Agave und die anderen Mänaden gesehen, die in den Wäldern droben rasend umgingen, junge Wölfe an ihren Brüsten nährten und mit dem Thyrsus Quellwasser, ja sprudelnden Wein aus der Erde schlugen. Angst breiteten sie um sich. Flammen standen in ihrem Haar; aber das Haar versengte nicht. Da fragt der Zauberer den Pentheus:

„Möchtest du nicht selbst einmal die Mänaden sehen?“ Pentheus wird neugierig. „So verkleide dich als Weib; denn du wirst ermordet, wenn du als Mann erscheinst.“ Es geschieht. „Komm nur im Frauenrock!“ Er kommt, er ist schon halb dem Irrsinn verfallen: der König als Weib! Und er sieht plötzlich alles doppelt, sieht zwei Sonnen am Himmel, glaubt, daß er selbst ein Stier geworden oder gar, daß er den ganzen Berg Kithäron mit allen Weibern darauf auf seinem Rücken tragen könnte (es ist das Bergeversetzen der Bibelsprache).

So eilt der König auf die Bergeshöhe davon; der Zauberer führt ihn. Der Chor singt vorausahnend das Furchtbare, was nun geschehen wird: „Verwandle dich, Bacchus, erscheine mit drei Köpfen als Drache, erscheine feuerstrahlend als Leu. Wirf dein Netz über ihn, wenn er es wagt, den Mänaden sich zu nahen.“

Pentheus wagt es wirklich. Er besteigt einen hohen Baum, um die Weiber zu erspähen; der Zauberer muß ihm dabei helfen. Da sitzt er auf hohem Baumast, und die Frauen entdecken ihn gleich. Der Zauberer aber ist auf einmal verschwunden, er ist als Gott in den Himmel erhoben und ruft unsichtbar den Frauen zu: „Straft ihn, der meine heiligen Weihen verlacht.“ Sie sind schon da, Agave voran, und neuer Wahnsinn faßt sie. Mit Steinen werfen sie nach dem Wehrlosen. Da sie ihn nicht treffen, entwurzeln sie mit vereinter Kraft den Baum. Pentheus fällt herab. Mit rollenden Augen stürzt Agave, die Mutter, auf ihn. Er jammert: „erkennst du mich nicht?“ Sie erkennt den eigenen Sohn nicht und zerfetzt schon furienhaft seinen Leib. Die anderen helfen; sie spielen mit seinen Gliedern Ball. So stürzt die unglückliche Mutter endlich selbst auf die Bühne; den Thyrsusstab schwingt sie; der Kopf des Sohnes ist daran. Sie wähnt, es sei ein Löwenkopf, und rühmt sich dessen in irren Worten, bis ihr jählings das Bewußtsein zurückkehrt und sie mit Wehschrei merkt, was sie getan. Als ihre Jammerklage beginnt um den geliebten Sohn, da erscheint Dionys, der Gott, sichtbar vor ihren Augen; alles schweigt, und er rechtfertigt kurz und erbarmungslos die Strafe, die er mit Zeus' Willen voll=

zogen hat. „Wer die Götter höhnt, lerne sie fürchten,“ wirft Kadmus, der Alte, dazwischen. Agave aber hebt den Fuß und wandert in die Fremde, um da zu leben, wo es keinen Thyrsus und keine Bacchantinnen gibt.

Dies die spukhaft erschreckende Fabel des Stückes, ein Martyrium, grausamer als die christlichen Märtyrerlegenden oder die Hexenverbrennungen, an denen sich späterhin Dominikaner und Jesuiten erbauten. Wozu aber schrieb Euripides dieses Stück? Wollte er den Bacchuskult brandmarken? und hielt er ihn gar für Wahn und Aberwitz? Im Gegenteil, mit breitem Fuße steht hier der Orthodoxe vor uns[41]. Er gibt eine Propagandadichtung und droht und lockt zugleich. Am besten hätte Euripides freilich getan, den Gott selbst am Schluß predigen zu lassen: „Ich strafe nicht nur den Unglauben, sondern denen, die an mich glauben, bringe ich die Seligkeit.“ Das ist die Art des Heilands in den Evangelien. Dieser Bacchus dagegen ist streng und hart wie der Jehova der Juden. Was wir nun aber am Schluß vermissen, ist doch im Drama an anderer Stelle zu finden. Tiresias, der Seher, redet zu Anfang, um Pentheus zu bekehren, in der Tat mit Eifer von den Segnungen der Wundergabe des Dionys, der Weinkultur, die uns ein frisches Herz gibt, allen Kummer beschwichtigt, den einen mutig zum Kampf, den andern hellsichtig macht für alles Zukünftige; und der Gottesdienst selbst, das wird betont, ist nicht nur beglückend, sondern auch sündlos. Trivial gesprochen, ist es der Kampf des Alkohols gegen die Antialkoholiker. Aber auch das „selig, selig,“ ertönt. Von der Seligkeit spricht der Chor, der die Gemeinde vertritt und in wiegenden Rhythmen zu Pauke und Flöten tanzt; er singt begeistert immer wieder: „Selig, wer des Gottes Weihen hat und heilig lebt.“ Selig und heilig! Die Heiligkeit selbst („Hosia“) wird im Chorgesang zu einer neuen Göttin erhoben, die auf goldenen Schwingen uns nah ist und den erhört, der sie richtig ruft.

Mazedonien war, wie auch Thrazien, die eigentliche Heimat des Mänadentums. Dies Drama ist also keine attische, es ist

eine mazedonische Tragödie. Der König Mazedoniens war ganz gewiß kein zweiter Pentheus. Für ihn, den gläubigen König, hat Euripides das Stück geschrieben, eine Religionsurkunde, wichtig wie kaum eine andere für die Kenntnis der Mystik aller Zeiten.

In demselben Mazedonien fand Euripides endlich sein Grab; dort starb er im Jahre 406. Er hatte ein Leben gelebt mit dem ständigen Bewußtsein des Mißerfolges. Es gibt wenig Dichter, die durch vierzig Jahre einen Stil wahren, der dem Zeitgeschmack ins Gesicht schlägt. Ein schmollender Ehrgeiz war sein Wesen. Die eigentlich großen Dichter sind doch nur die, die selbst energisch und frisch darauflos leben; er erlebte dagegen anscheinend nichts (die einzige Handlung, von der wir hören, ist die, daß er einen jungen Menschen peitschen ließ, da er ihm etwas sehr Unangenehmes sagte; die Szene spielt in Mazedonien[42]), und daher der Mangel an frischem Blut, das Konstruierte in vielen seiner Gestalten. Der großen Masse freilich gingen seine Sachen gut ein[43]. Die Kritik der athenischen Preisrichter dagegen verhielt sich zumeist und immer wieder ablehnend, und die Komödienschreiber (das war das schlimmste) fielen schonungslos mit Parodien über ihn her, zu denen er nur zu oft einlud. Wehe dem, den ein Aristophanes verhöhnt! Unsere heutigen Witzblätter spotten meist ohne Namennennung; unsere Theaterkritiken stecken im Winkel der Zeitungen und verwehen mit dem Tage. Anders, wenn man die angegriffenen Poeten in Person oder im Abbild leibhaftig auf die Bühne zerrt zum Gejohle der Menge.

Erst spät ist des Euripides Grab zum Wallfahrtsort geworden, und erst die Nachwelt flocht ihm seine Kränze. Er wurde der Liebling der Epigonen; das aber spricht nicht für ihn. Diese Epigonen, vor allem die Römer, die ihn übersetzten und seine Manier nur noch vergröberten, wollten an erster Stelle Sensation, nicht Wahrheit auf der Bühne. Der Kotzebue ging schon im Altertum um. Was aber als dauernd wirksam sich erwies, war das Intime, das er in die Heroengeschichten hineintrug (so liebt

er es, Kinder auf die Bühne zu bringen und Ammen und alte treue Hausdiener), und überhaupt das Menschliche, oft nur allzu Menschliche, das sich auffällig der Komödie nähert. Aber die Nachwelt hat ihm trotz allem doch auch mit Fug und Recht gedankt. Man denke nur, wie wunderbar seine Phantastik die bildende Kunst befruchtet hat. Denn auch in die griechische Plastik kommt jetzt, und durch des Euripides Einfluß, ein intimer, ein unverkennbar persönlicherer Zug, und überall drängen sich jetzt Frauengestalten vor in neuentdeckter Herrlichkeit. Übrigens malte man nach Euripides fortan immer wieder die Medeen, Phädren, Iphigenien, den Pentheus auf Tafeln oder als Freskobilder an alle Zimmerwände. Nichts wundervoller als die auf Mord sinnende Medea, die in Herkulaneum gefunden ist. Dann aber machte der Weisheitshunger Auslesen aus Euripides (die Idee Büchmanns war nichts Neues), Spruchsammlungen, die der Strebsame auswendig lernte, um stets ein passendes Zitat zur Hand zu haben. Man las sie wie die Rosinen aus dem Kuchen. Sind sie auch nicht alle gleichwertig (denn viele Selbstverständlichkeiten sind darunter), so taugten doch manche prächtig, ob brav, ob keck, ob tiefsinnig, als Motto fürs Leben. Wie für einen Alkibiades scheint das Wort geschrieben [44]:

Wer spricht von Gleichheit? Gleichheit gibt's nicht in der Welt;
Hochsteh'n soll drum der große Mann und Führer sein.

Ganz ähnlich das andere [45]:

Muß Unrecht sein, so sei's um eine Krone.
In allem andern sei man tugendhaft.

Kein Geringerer als Julius Cäsar nahm sich dies als Motto für seinen Staatsstreich. Aber da sind auch andere Töne, so von der Liebe:

Wer an die Musen sonst noch nie gedacht,
Die Liebe ist's, die ihn zum Dichter macht [46].

Für den Kosmopoliten [47]:

Frei fliegt der Aar im Himmel, wo es ihm gefällt:
So ist des Edlen Vaterland die ganze Welt.

Der Stoiker, der dem Schicksal trotzen möchte, wählte sich das schöne Diktum [48]:

Nichts ist dem Menschen furchtbar, was notwendig ist.

Mystisch endlich und ahnungsvoll klingt es, wenn wir lesen [49]:

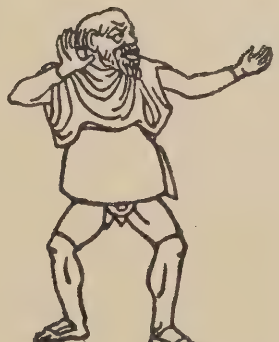
Wer weiß, ob unser Leben nicht ein Sterben ist
Und Sterben Leben?

Wollten wir fortfahren, wir fänden kein Ende [50].

Die Schöpfungskraft der griechischen Tragödie starb mit Euripides ab, und der Geist der großen Dichtkunst, der nicht nur das Neue, sondern auch das Vollkommene sucht, schuf sich fortan ganz andere Bahnen. Er teilte sich; für das Theater schuf er das feine bürgerliche Lustspiel und Schauspiel des Menander, das Sittenstück, das unbefangen die Menschen des Alltags vorzuführen unternahm, eine Neuschöpfung, die, von Aristophanes wohl zu unterscheiden, in ihrer Technik sich ganz aus Euripides ableitet [51]. Des Euripides aufdringlicher Lehrtrieb aber hat sogleich die Volkserzieher und philosophierenden Literaten beeinflußt, und man begann nun lehrhafte Gespräche, Dialoge in Prosa zu schreiben, eine Buchliteratur, die, was der Tragiker als oft so störende Einlage im Drama gab [52], auf das glücklichste absonderte und zum Selbstzweck erhob, indem man nach seinem Vorbild dafür zunächst die alten Helden als Sprecher beibehielt, und der alte Nestor belehrte da also den jungen Sohn des Achill; Herkules stand am Scheidewege, und die Tugend und die Genußsucht redeten auf ihn ein [53], bis der Einfluß eines anderen, Größeren, siegte und das Wertvollste, das sokratische Gespräch entstand [54]. Sokrates, der Athener, wurde die Zentralfigur des philosophierenden Dramas der nächsten Folgezeit, der wundervollen platonischen Dialoge. Das Lebenswerk Platos löste das Lebenswerk der Tragiker ab.

*

# Aristophanes



Wir haben bisher auf die hervorragenden Persönlichkeiten acht gegeben, und das Ungewöhnliche nahm uns in Anspruch. Die Volksmasse in ihrer Gewöhnlichkeit bildet zu ihnen den Gegensatz. Wenden wir uns schließlich auch noch zu ihr, dem Volk der Schreiner und Kesselschmiede, der Gerber und Lampenhändler und der Leute vom Dorfe, die sich jene Tragödien vorspielen ließen und die Tragödie des großen Krieges selbst durchlitten. Man kann nicht nur immer mit ganzen Zahlen rechnen; die meisten sind nur Bruchzahlen; aber der Rechner, der die Weltgeschichte verstehen will, muß schließlich auch aus ihnen die Summe ziehen. Es sind die Kleinbürger, die sich groß dünken, da sie als Gesamtheit in der Demokratie souverän sind.

Zahlreiche marmorne Grabreliefs sind uns erhalten; denn der Friedhof Alt-Athens ist aufgedeckt, und da sehen wir im Abbild die verstorbenen Frauen und Jünglinge; es sind zumeist Bilder aus dem frischesten Leben, aber sie nützen uns nicht, denn eine Weihestimmung hängt darüber; der Tod adelt, und nur die Vornehmeren konnten sich solche kostbaren Denkmäler gestatten, wenn sie die Aschenurne füllten. Reicher noch sehen wir auf den Vasen das Menschengetriebe in Spiel und Geselligkeit; aber diese Vasenbilder individualisieren zu wenig, und wir sehen auf ihnen immer wieder dieselben Gemmengesichter. Die Athener waren denn doch nicht alle gleich, nicht alle gleich ästhetisch und edel, auch nicht alle gleich schlau, bewahre! Unsere Fliegenden Blätter geben sich rastlos Mühe, die verschiedenen Typen des deutschen Spießbürgers in Fröhlichkeit zu schildern, die putzsüchtige Dame, den Bierphilister, den Parvenü, den Leutnant usf.; ebenso macht es der Punch bei den Engländern. Hätte Wilhelm Busch damals in Athen gelebt, er hätte nicht Münchener, sondern athenische Bilderbögen mit den nötigen Knittelversen herausgegeben.

Da trottet der Bauer vom Lande durch die Stadtgassen: er hat viel zu große Schuh' an, und für all die hübschen Tempel und Statuen hat er kein Auge; erscheint dagegen eine Kuh

oder ein Esel auf der Straße, bleibt er gleich mit großen Augen stehen und betrachtet sie kennerhaft. Da ist der Geizhals, der seinen Geldkasten verschimmeln und den Schlüssel dazu verrosten läßt, kenntlich am Mantel, der viel zu kurz geschnitten, so daß er nicht mal bis zum Schenkel reicht. Seine Kinder gehen zur Schule, aber es ist heut ein Fest, das Fest der lieben Musen; dazu müssen die Schulgören einen Beitrag zahlen; da schreibt er einen Entschuldigungszettel: seine Kinder sind heut leider unwohl und können nicht kommen. Da ist der Taktlose, der beim Diner von seinem letzten Stuhlgang erzählt oder der im Theater immer erst Beifall klatscht, wenn die andern damit schon aufgehört haben, und wenn im Theater großes Schweigen ist, rülpst er laut, so daß alle sich umsehen. Daneben der Stumpfbold, der im Theater einschläft und allein noch sitzen bleibt, wenn das ganze Publikum sich schon entfernt hat. Wieder anders der immer Unzufriedene, der, wenn seine Geliebte ihn abküßt, nur sagt: „Es soll mich wundern, ob du mich wirklich ein bißchen lieb hast," und wenn es herrlich regnet, nur sagt: „Zeus kommt mit dem Regen doch immer zu spät." Der Hausvater ist nachts mit seiner Frau schlafen gegangen; aber er ist ewig mißtrauisch und fragt: „Ist auch alles abgeschlossen?" Ja, sagt sie unwirsch. Trotzdem steht er nackt auf, macht Licht und sieht alles nach in allen Winkeln. Der Renommist lungert im Piräus am Molo herum, vorn, wo die Handelsschiffe anfahren, und erzählt ungefragt den Fremden, die ankommen, wie viel Geld er auf dem Meer stehn hat, und wenn er auszieht, weil er die Miete nicht zahlen kann, versichert er, er wolle nun selbst sich ein Haus bauen. Der Liebenswürdige besucht seinen Freund, küßt dessen Kinder und beteuert, daß er sie fabelhaft ähnlich findet, oder er sagt: „Zwei Tage haben wir uns nicht gesehn, und seitdem hast du in deinem Bart graue Haare bekommen, obschon du für deine Jahre so schwarze Haare hast wie kein Mensch sonst." Aber auch von dem feigen Menschen hören wir, der, wenn Krieg ist, aus dem Gefecht sich drückt und lieber mit den Verwundeten in

den Zelten sich zu tun macht, also den Sanitäter spielt, und dann noch lügt, er habe den Verwundeten persönlich aus dem Getümmel gerettet [1].

Über solche Schwächen der Menschen konnte man lächeln oder die Achseln zucken, aber sie konnten damals keinen Komiker fesseln. Die Komödie des Aristophanes, die große Posse, die sich mitten im Krieg auftat, wollte mehr; sie hatte energisch politische und soziale Tendenz und geißelte die Menschen vor allem, sofern sie den Staat schädigten, das gesunde Volksleben untergruben. Es kam vor allem auf gute Laune an, Glückseligkeit, ein ewiges Vergnügtsein. Das liebe Volk sollte es gut haben, und es galt, das den Herren Politikern klar zu machen.

Ob Aristophanes und seine Kollegen (denn es war eine ganze Anzahl Possendichter, die sich auftaten) dabei den richtigen Ton anschlugen, ob sie auf den Verlauf der Dinge wirklich nützlich eingewirkt haben, ist eine andere Frage. Skrupellos übermütig stießen sie hinein in den Ameisenhaufen des demokratisch umgetriebenen Bürgerstaates, einerlei, was daraus wurde. Man denke sich, heut würden Scheidemann oder Noske oder gar ein Mann wie Ludendorff oder auch irgendeiner unserer schreibseligen Künstler wie Sudermann oder Richard Strauß leibhaftig auf die Bühne gebracht, ins Fratzenhafte verzerrt und dabei mit Witzen wie mit faulen Eiern beworfen: die Beleidigungsklage würde erhoben und der Staatsanwalt würde einschreiten, so freiheitlich wir uns auch heute gebärden. Damals gab es wirklich eine „freie Bühne", und die kecken jungen Dichter, lauter Männer der Opposition, nutzten sie aus, so ungeniert wie möglich.

Es ist Karneval. Nur immer derb darauf los! Man kann nicht immer nur Sophokles' Antigone und Äschylus' Prometheus sehen oder gar die Tränenstücke des Euripides. Laßt uns schandludern. Das stärkt die schlaffgewordenen Nerven oder Seelenstränge. Man muß sich schütteln vor Lachen; das ist gesund; das ist Festerholung. Man sehe das Leben durch die

Glaskugel an; in der Spiegelung verzerrt sich alles: die Stirn wird klein, die Nase kolbig dick, und nichts kostbarer, als dazu die Zunge herauszustrecken. Anmutigste Poesie und grobe Unfläterei geht da durcheinander. Aristophanes war nicht nur ein Säugling der Musen, auch das Gemeine nennt er seine Amme. „Schön ist's am Frivolen sich zu erholen", und trotzdem will der Dichter zugleich sein Volk erziehen, er will es sanieren. Diese Poesie ist wie ein Flieger; sie muß sich erst ins Flache auf das niedrigste Niveau herunterlassen, um dann himmelhoch zu gehen. Gebet und Bratwürste, Theosophie und Weiberküsse durcheinander. Das ist Farce, ein echtes Variété; und dabei plätschert alles in Versen dahin, unerschöpflich flüssig und wunderhübsch.

Uns Heutigen diese Dichtungen nahe zu bringen ist schwer; sie sind für uns das Fremdartigste, was Athen hervorgebracht hat. Das Unaussprechliche, hier wird's Ereignis. „Nur für Männer" müßte man vor jedes der erhaltenen Stücke schreiben. Wer dann aber hineinblickt, findet darin eine Fülle frisch gesundesten Lebens. Oft ist der Ton sirenenhaft schön. Das grinsende Gesicht des Fauns verwandelt sich, legt sich sorgenvoll in sinnende Falten, und sein Auge schimmert geistvoll poesiedurchleuchtet: ein Schillern in allen Farbenstimmungen. Es ist, als blühte der Lotos des Märchens aus dem Schlamm empor; man freut sich schließlich nur an der Wunderblume und vergißt darüber alles andere.

Diese Komödie gibt also nicht Realismus, sie gibt Karrikatur. Den wahren Realismus des sogenannten feinen Lustspiels brachte die Bühne erst viel später. In dieser Zeit verstand man nur zu idealisieren: die Tragödie idealisierte nach der Idee des Erhabnen und Schönen, die Posse nach der Idee des Häßlichen und Verrückten. Dort wird die Leidenschaft, hier das Lächerliche unterstrichen.

Viel dürftiger in Kostüm und Ausstattung, aber viel reicher an Personal als die Tragödie waren diese Lustspiele, die Aristophanes uns bietet. Sie verfügen über einen Chor von

24 Leuten, die in der Orchestra sich herumtummeln, und auf der Bühne treten nicht nur drei, nein, ungezählte Rollen auf, die sich immerwährend ablösen, als gäbe es kein Ende der Verulkung. Das erklärt sich aus den Ursprüngen dieser Volksbelustigungen.

Aus uraltem Fastnachtstrubel und aus dem Straßenulk des Karnevals waren sie hervorgegangen, in denen sexuelle Handgreiflichkeiten gang und gäbe waren. Am Festtag lief ein Schwarm Vermummter durch den Festraum und foppte frech die Anwesenden mit Namennennung. Dabei trug man den Phallos herum, das Zeichen der Fruchtbarkeit und Erneuerung alles Lebens, ein geheiligtes Symbol, das wir bei den Primitiven auch sonst, ja, auch noch bei den kultiviertesten Völkern antreffen; der Inder hält es heute noch heilig; so sieht man es in den Tempeln des Gottes Siwa am Ganges für die Frommen heute noch angebracht, ein Überrest des uralt-realistischen religiösen Denkens. Die Vermummten aber, von denen ich sprach, liebten vielerorts Tierverkleidung und liefen drollig als Ziegen, als Störche, als Wespen in Schwärmen herum. Eine dichterische Leistung war das noch gar nicht; es war zunächst nur Maskerade, ein Witz für das Auge, der zu allen Zeiten amüsiert hat, wie wir es auch heute noch bei unsern Vogelkantaten und Katzenquartetten erleben. Aber auch Hanswurstspiele gab es schon in den frühen Zeiten. Es waren solche Sachen, wie wir sie als Kinder vor dem Pulschinellkasten erlebten, freilich nur als Puppenspiel, wo der Pfiffikus, der Kasperle oder Pulschinella frech und schlau alle stolzen Leute und Honoratioren, den Vater, die liebe Tante, den Polizisten und Offizier verhöhnt, bewitzelt und schließlich jämmerlich verprügelt. Haue muß es setzen; sonst lacht das liebe Publikum nicht.

Aus diesen Bestandteilen setzte sich nun das Kunstwerk der aristophanischen Posse zusammen. Daher ihr Chor, daher ihr Hanswurst, in dem der Übermut des Dichters sich verkörpert; daher aber endlich auch das garstige Kostüm der Schauspieler.

Es war das Kostüm der Kobolde, Witzbolde, Rauf- und Saufbolde, die man Phlyaken nannte. Scheinbar nackt, d. h. in fleischfarbigem Trikot, das zugleich die nötige Behaarung zeigte; die Gesichter klotzig frech und ordinär, Bauch und Gesäß stark ausgepolstert und der Phallos aus Leder vorgebunden. Wenn wir heut den Aristophanes lesen, sehen wir dies alles nicht, was grotesk auf das Auge wirkte. Auch gibt der Dichter sich Mühe, nach Möglichkeit von jenem Requisit abzusehen, das damals doch vielen schon unzeitgemäß erschien, da die Kultur auch in der breiten Volksmasse sich veredelte, die Ansprüche wuchsen und man der tierisch rohen Effekte einigermaßen überdrüssig war.

Auch unser heutiges Publikum hat eine Gier nach dem Sexuellen; Cochonerien nennt es der Kenner. Gewisse Dichter suggerieren es dem Publikum und überbieten sich darin. Aber da ist ein großer Unterschied: für die Heutigen ist das Selbstzweck und die Atmosphäre des Bordells erfüllt das ganze Stück; bei Aristophanes ist dies selten der Fall; zumeist sind solche Frechheiten bei ihm, so saftig sie auch ausfallen, nur Nebenwerk. Nichts ist interessanter zu sehen, als wie die Natur ihre eigene Natürlichkeit überwindet. Er salzt seinen Schinken; es kommt aber nicht auf das Salz, es kommt auf das Eingesalzene selber an, und das ist die Idee. Eine komische Idee herrscht; durch sie will er das Publikum erziehen.

Eine Hanswurstiade ist gewiß auch ohne Chor denkbar, und die Schwänke des alten Epicharm, der in Syrakus dichtete, hatten des Chors auch wirklich entbehrt. In Athen aber gestaltete die Kunstart sich reicher und komplizierter. Der Chor der Vermummten, der Störche oder Wespen, wurde eingefügt [1]; das gab ein lustiges Treiben. Der Chor gab hübsche Zwischenaktslieder zum besten, vor allem brachte er in den Schwank ein ernsthafteres Intermezzo, die sogenannte Parabase, wo der Wortführer des Chors in fließenden Langversen das Publikum über den Zweck des Stückes belehrt und den Dichter selbst rechtfertigt, nicht ohne dabei nach rechts und links derbe politische

Seitenhiebe auszuteilen. Ein hohes Selbstgefühl, das Bewußtsein des Wertes der eignen Kunstleistung spricht sich darin aus, vor allem der Gedanke: lacht, was ihr könnt; wir aber meinen es bitterernst.

Es herrscht also ein ständiger Kontakt mit dem Publikum, und auf Illusion kommt es nicht an. Der Spaß besteht vielmehr darin, die Illusion grundsätzlich zu zerstören. So frei phantastisch oft die Erfindung des Stücks, so ist doch kein Zuschauer davor sicher, durch einen Hieb getroffen zu werden, mit Namennennung. So streut der Schauspieler denn auch gelegentlich Gerste ins Publikum und treibt sonstigen Schabernack. Aus dem Fasching, dem Karneval ist eben das Ganze erwachsen. Zarte Andeutungen gibt es nicht. Feigheit, Betrug, vor allem sündhafte Ausschweifungen werden dem Betreffenden vorgeworfen. Die freche Schnauze herrscht. Aber es trifft nur die Männer. Außer Aspasia wird m. W. nie eine Frau mit Namennennung gescholten oder bezichtigt.

Schon gut 50 Jahre vor Aristophanes hatte sich diese hochoriginelle Posse in Athen ausgebildet, und ihr dichterischer Wert steigerte sich mehr und mehr. Aber die Sachen waren immer nur für den Moment berechnet, schon für das nächste Jahr paßte solche Gelegenheitsdichtung nicht mehr, und an Wiederaufführungen war nur in den seltensten Fällen zu denken. In Perikles' Blütezeit war Kratinos der geniale Hauptvertreter dieser Kunst, er, der da den kürbsköpfigen[1] Perikles als „die größte aller Griechenzungen" verhöhnte,[2] und das sei zunächst festgestellt: Kratinos focht für Kimons Politik gegen Perikles. Den Panhellenen nannte er den Kimon und zwar den besten der Panhellenen[3]. Kimon war für ihn also der Träger des Ideals der Allgriechentums, des griechischen Einheitsgedankens.

Genaueres wissen wir nur von des Kratinos letzter Leistung. Als er schon alt geworden, schrieb er seine „Flasche", worin der Gewohnheitstrinker auftrat und sich selber mimte. Man hatte von ihm gesagt, durch sein vieles Zechen sei er geistesschwach, sein Hirn sei leer geworden; er trug den verwelkten

Kranz auf der Glatze [4]. Nun führte er in dem Stück seine Frau Gemahlin vor; diese Gemahlin ist die Frau Komödia selber. Er hat mit ihr bisher in glücklichster Ehe gelebt; jetzt aber will sie, da er zuviel bechert, sich von ihm scheiden lassen. Wie ist ihm zu helfen? Die lieben Götter greifen ein [5], zertrümmern alle Fässer und Mischkrüge in seinem Haus, und der Dichter läuft wehklagend mit der leeren Flasche herum, seiner außerehelichen Geliebten [6], die nur noch Spinnweben in ihrem Bauch hat. So wirft er sie beiseite, und die Ehegattin nimmt ihn wieder in Gnaden an. Das Publikum liebte den munteren alten Herrn wie wir unseren Fritz Reuter, und er hatte mit dem Stück einen Vollerfolg. Dann starb er.

Inzwischen aber hatte der peloponnesische Krieg begonnen, die Spartaner waren in Attika eingerückt, die Stimmung wurde nervöser, und eine Menge junger Dichter taten sich auf, die die Bühne rasch eroberten, und es gab eine Überschwemmung von Witz. Die Komödie wurde jetzt hochpolitisch. Es waren zumeist junge Aristokratensöhne vom Lande [1], zum Teil noch rechte Grünschnäbel von 18 Jahren, noch nicht militärdienstpflichtig, aber genial, frech und fabelhaft kunstbegabt, unglaublich frühreif — so wie es bei uns Goethe und Mozart waren [2] —, die nun in merkwürdiger Einhelligkeit die Demokratie und die Großmachtspolitik verwarfen und sich zurücksehnten nach den Zeiten des Miltiades und Aristides, den Zeiten der Marathonkämpfer, ganz so, wie am Anfang des 19. Jahrhunderts die deutsche Jugend nach dem alten Teutonentum und wie ein großer Teil unserer gegenwärtigen Jugend sich nach den Zeiten der Bismarckschen Reichsgründung und des alten Wilhelminischen Regiments triebhaft zurücksehnt. Der Witz ist immer auf Seite der Oppositionspartei. Kein Wort zum Lob der herrschenden Demokratie ist damals wohl je von der komischen Bühne erklungen, immer nur Hohn; aber auch nie ein Jauchzen über erfochtene Siege. Zurück zum Geiste Kimons, der diesen Krieg nicht wollte, der auch von Philosophie und den müßigen Spekulationen nichts wissen wollte, die die gute Sitte untergraben.

Der Standpunkt des Kratinos bleibt also gewahrt[3]. Im selben Geiste geschah es, daß die jungen Dichter auch zugunsten der Bundesgenossen, die von Athen in unbilliger Weise bedrückt schienen, offen das Wort nahmen[4]. Sie waren nicht etwa vom aristokratischen Parteikomitee bestochen, wie man es bei den heutigen Hetzliteraten oft voraussetzt, sondern aus eigenstem Triebe gingen sie vor, und das sonst so stramm demokratische Publikum lachte fröhlich und protestierte nie. Es ist ein liebenswürdiges Talent, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; es war zugleich der wunderbarste Sieg des Genies über die Parteischablone. Ein genialer Humor wirft alle Schranken nieder. Natürlich wurden oft genug auch die Junker, die jungen vornehmen Gecken verspottet, aber nur sofern sie weichlich, genußsüchtig, albern und verkommen sind, dagegen dem lieben Volk geschmeichelt; dies Volk wird eben nur falsch geführt und ist als solches vortrefflich. Es kommt nur darauf an, es vor bösen Einflüssen zu retten.

Die meisten dieser Dichter haben nur wenig produziert, man hatte von ihnen zwölf oder vierzehn Stücke. Ob sie nicht alt geworden sind? ob sie im Kriege fielen? Von dem wackeren Dichter Eupolis steht fest, daß er im Kampf sein Leben gelassen hat. An Erfolg aber übertraf Aristophanes alle andern; er wurde alt, und man hatte von ihm 40 Stücke. Auffallend ist, daß er die Waffen nie geführt hat und daß er darüber dem Publikum auch nirgends eine Aufklärung gibt. Elf seiner Schöpfungen sind uns erhalten.

Was man bot, mußte immer möglichst neu sein. Nur keine Langeweile, nur keine alten Schmarren! Lieber Knäuel von Unsinn! Der Kalauer blüht, die Parodie, das Silbenstechen, dabei das Nachäffen und Dialektsprechen[1], dazu Musikgeklimper und eingelegte Arien. Zum Schluß etwas Tingeltangelstimmung und als äußerster Effekt die Prügel. Dabei kam es nachweislich vor, daß ein Dichter dem andern seine Motive stahl; sie zankten sich darum öffentlich, obschon sie kollegial im Dichterbund zusammenlebten[1].

Das Bequemste war, die Götter- und Heldengeschichten lachhaft zu machen, Travestien wie Kleists Amphitryon oder Offenbachs Schöne Helena. Das war unpolitisch, es war rein burlesk, und man war seines Erfolges sicher. Man erzählte also von Leda mit dem Schwan, travestierte einen Abschnitt aus der Odyssee oder gar des Äschylus Danaïden. Dann aber ging man gegen die Musiker und Dichter selbst los, die fatalen modernen Komponisten, die damals wie heut am Verfall der Musik Schuld trugen [2]. Vor allem aber war Euripides der verhaßte Theateronkel, dem man zu Leibe ging, und Aristophanes führte dabei vor allem das Wort [3].

Zunächst in eingelegten Szenen [4]. Der Kasperle oder Witzbold des Stücks will sich in solcher Szene einmal als Bettler verkleiden, um sein Publikum zu rühren. Da stellt er sich vor des Euripides Haus auf, vor der großen Tragödienfabrik. Ist Euripides zu Hause? Der Portier sagt: „Zu Haus und nicht zu Haus!" Wie fein! Körperlich ist er anwesend, sein großer Geist aber ist ausgerückt und botanisiert auf den Blumenfeldern der Poesie. Dann wird der Dichter selbst gefoppt: „Euripides, Euripidessel, du dichtest ja lauter Bettelhelden; borg' mir ein paar Theaterlumpen." Welches Kostüm? Alle kläglichen Helden des Tragikers werden da durchgenommen und schließlich die Lumpen des rührsamen Telephos gewählt. Die Fopperei aber geht weiter; auch noch mit einem Krückstock, einem Laternchen usf. muß Euripides herausrücken, bis er grimmig wird und ächzt: „Laß mich in Ruh". Umsonst; er muß noch mehr hören: „Euripides, herzallerliebstes Männchen, das Wichtigste vergaß ich; ich brauche auch noch Kerbel." Kerbel? Des Tragikers Mutter war nämlich angeblich Gemüsehändlerin. Wütend gebietet da der Dichter die Tür zu verriegeln. Schluß.

Hernach aber steigert Aristophanes den Angriff, und eine ganze Posse wird diesem Thema gewidmet. Wohl keiner hat die griechischen Frauen so pöbelhaft dargestellt wie Aristophanes selber [1], aber er erhebt getrost gegen Euripides die Anklage des Weiberhasses, weil er die Phädra und ähnliche sündig-schmach-

tende Heldenweiber auf dem tragischen Kothurn gehen ließ, und die Frauen Athens schmieden nun also [2] gegen ihn ein Komplott. Sie begehen das übliche geheime Frauenfest zu Ehren der Demeter und Kora [3], zu dem kein Mannsbild Zutritt hat. Unter allerlei trivialen Späßen beschließen sie da, aus Rache den Euripides umzubringen. Euripides erfährt davon; denn er ist ebenso schlau und superklug wie seine intriganten Bühnenhelden und schickt in die Frauenversammlung einen als Weib verkleideten Spion und Fürsprecher. Erst soll sich sein junger Kollege, der weichlich schöne tragische Dichter Agathon, dazu hergeben; denn der ist selbst schon halbwegs ein Weib. Aber Agathon ist zu feige, und Euripides nimmt nun seinen Herrn Schwiegervater Mnesilochos vor, rasiert ihm auf offener Bühne alle Haare ab, wo sie zu sehr die Männlichkeit verraten (eine drastisch-komische Rasierszene, wie sie kein Figaro oder Barbier von Sevilla uns bietet), und im Frauenkleide macht der Alte nun die erregte Frauenversammlung mit. Als dann Mikka, die Athenerin, mit Suada gegen Euripides die große Anklagerede gehalten hat — alle Weiber akklamieren —, erhebt sich der Eindringling, das Pseudoweib, zu einer furchtbaren Verteidigung: „Schlagen wir an unsere Brust, denken wir an alle geheimen und offenen Sünden, die wir Tag um Tag begehen und die Euripides, der Grundgute, bisher noch gnädig verschwiegen hat!" Helle Entrüstung ist die Antwort. Da kommt ein Spitzel und meldet, ein verkappter Mann sei zugegen. Mnesilochos gerät in Angst; er beteuert: „Ich bin ein Weib, wenn schon leider unfruchtbar, oder nein, ich habe neunmal geboren." Aber er wird untersucht, und schon kommt ein Polizist und nimmt ihn fest. Da wirft sich Euripides höchstselbst dazwischen, und es gibt zunächst eine Opernparodie: als Heldentenor singt der große Schwindler ein tragisches Duett mit seinem Schwiegervater, wie der Held Perseus die gefesselte Jungfrau Andromeda befreit; der Alte singt die Andromeda, im Arioso, hochpathetisch. Als der Polizist aufmuckt und dazwischenfährt, führt ihm Euripides ein hübsches Dirnchen zu,

so daß der Mann über der Liebelei sogleich seine Pflicht vergißt. Mit Mikka und der erbosten Weiberversammlung aber macht Euripides seinen Frieden: „Verschont mich, und auch ich will euch fortan verschonen. Tu' du mir nichts, tu' ich dir auch nichts." Die Weiber sind heilfroh, und das Stück ist aus.

Hier sei daran nochmals erinnert, daß alle Frauenrollen nur von Männern gespielt wurden. Das ist auch noch für das Folgende gegenwärtig zu halten. Der arge Mangel an Wohlanständigkeit erscheint erträglicher, wo nur Männer mit Männern agieren.

Als dann im Jahre 406 Euripides starb — es war ein Schicksalsjahr, denn auch der um vieles ältere, ehrwürdige Sophokles starb gleichzeitig mit ihm —, da trauerte Athen tief. Für die Komödie aber war das ein fetter Bissen. Heut schreiben wir in solchem Fall Nekrologe, die aus Anstand auch den dürftigsten Schwächling unter Lobeshymnen zu den Toten werfen. Der Komiker dagegen ist aus Grundsatz mitleidlos und verfolgt auch noch den Toten; er sucht sogleich Äschylus und Euripides, die Schatten beider Tragiker, in der Unterwelt auf und stellt sie dann auf der Bühne zur Rede. So ist es geschehen in den „Fröschen". Mit der Reise zur Unterwelt beginnt es, einer regelrechten Höllenfahrt, und da gibt es tausend Schnurren, in denen das nette Stück sich zu erschöpfen scheint; denn der böse Cerberus ist bissig, der Weg düster, der Kahn des Charon wackelig. Im Totensee aber quaken die Frösche. Die Chorleute gingen im grasgrünen Trikot, trugen Masken mit dem großen Froschmaul, und sie singen nun ihre Lieder mit dem berühmten Refrain Rekekeké Koax Koax, echteste, glucksende Wasserpoesie, Tauch- und Plätscherpoesie und das Gegenteil der Schilflieder Lenaus. Dann endlich erscheinen die Schatten der beiden Tragiker, und es kommt zwischen ihnen zum Redeturnier. Darin zeigt uns Aristophanes, wie durchdacht sein literarisches Urteil war und wie ausgebildet seine Ästhetik. Denn wir erhalten da in köstlich humoristischer Form die erste motivierte Literaturkritik, die überhaupt existiert und deren kein modernes Rezensionsblatt sich schämen würde, die erste Vorstudie zu Lessings Hamburger

Dramaturgie. Äschylus und Sophokles werden als Klassiker deklariert, Euripides dem Beifall des Pöbels überlassen, der allerdings nach ihm hungert wie nach dem Bohnenbrei, den er täglich löffelt [20]. Sein Pathos ist unecht und öde, seine Erhabenheit Schnurrpfeiferei, seine Prologe schablonig, sein Personal ordinär, Klatschbasen seine Heldinnen und seine Weisheit stets am falschen Platze. Wäre nur besserer Nachwuchs da! Aber damit steht es leider noch schlimmer; die Dichter, die jetzt noch leben, wie Agathon, geben nichts als Geschnatter, und auf dem Acker der Tragödie stehen nur noch die Stoppeln [21]. Aus dieser Kunstkritik spricht der Patriot, und auch die Posse findet die Sprache der Entrüstung. Denn wenn man fragt, an welchem Maßstab die Poesie zu messen ist, so hören wir: es kommt nicht nur auf das wie, es kommt vor allem darauf an, was man dichtet; die Wahl des würdigen Gegenstandes ist die Hauptsache. Das heißt: die Staatsräson herrscht, ein Gesichtspunkt, den Aristoteles in seiner Poetik völlig ausgeschaltet hat [22]. In einem Freiheitsstaat wie Athen war eine Theaterzensur, nach der wir auch heute vergebens uns umsehen, unmöglich. Aristophanes wäre damals, er wäre auch heute unbedingt dafür zu haben gewesen. Er selbst durfte sich freilich alles erlauben.

Aber genug. Mag Poesie und Musik auf den Hund kommen: in diesen Kriegszeiten, wo der lästige Feind vor den Toren, gibt es noch andere Sorgen. Wir wissen es auch heute aus Erfahrung. Die Genußsucht, Vergnügungssucht, der Schrei nach Glück ist in solchen bedrängten Zeiten nur um so größer. Ob es damals schon Kriegsgewinnler gab? Jedenfalls gab es Leute, die gern plötzlich reich sein wollten. Es ist schön, die Karre voll Geld vor sich her zu schieben. Der Gott des Reichtums ist aber leider blind; gibt es für ihn keinen Augenarzt? Macht ihn sehend, und er wird die Kapitalien endlich gerechter verteilen. Welch herrliches Motiv für eine Wunderkomödie [23]! So verliert man sich denn gern in den Märchenstil, die Phantastik des Schlaraffenlandes. Wieder und wieder ergehen sich die lustigen Dichter in schwärmerischer Schilderung der Zeiten, wo

der Lauf der Flüsse Brot und Kuchen führte und es keinen Unterschied gab zwischen Herren und Dienenden; soziale Träume.

Da flogen gebratene Lerchen von selbst in den Hals dir, garniert mit Pastetchen.
Da kam das Getümmel der Torten und stritt, dir zwischen den Zähnen zu liegen;
Wurstschnitten indes für die Kindlein gab's und Bonbons, damit Marmel zu spielen,
Und kurz: schön feist war da jeglicher Mensch und an Umfang förmlich gigantisch.

Die Sehnsucht einer überarbeiteten Generation nach gründlicher Ausspannung spricht sich darin aus [24]; auch ein sechsstündiger Arbeitstag genügt nicht. Nicht einmal Bedienung soll man mehr nötig haben, alles soll automatisch gehen:

Und jegliche Gerätschaft
Kommt gleich, sobald man ruft, herbei; z. B.: Stell dich Tischchen,
Du da! und deck' hübsch selbst dich auf! du knet' dich selber, Brotlaib.
Weinkrug, schenk ein! Wo steckst du Glas? Doch geh' erst, spül dich selbst aus.
Leg' dich, mein Brot! Gleich soll der Topf ausschütten sein Gemüse.
Tritt an, Fisch! „Ungar bin ich noch hier an der Oberseite."
So willst du schnell dich wenden nicht? Doch streich' dich auch mit Salz ein.

Das Athenervolk fühlte sich geschunden; in diesen Stücken wurde die Drangsal der Gegenwart mit dem goldenen Schlaraffenglück kontrastiert [25].

Solche utopischen Scherze waren harmlos. Aber Utopien können sich festsetzen im Hirn, und je mehr Athens Kampfkraft erschlaffte, je elender der kleine Mann sich fühlte, je reifer wurde das Volk für kommunistische Ideen: Aufhebung alles Privateigentums; der Staat soll hinfort alle Bürger füttern; Gütergemeinschaft; Weibergemeinschaft. Das Programm Trotzkis war da vorweggenommen; für die Persiflage aber war das wieder der willkommenste Gegenstand, und in einem seiner Lustspiele [26] führt Aristopahnes das glorreich durch, aber so, daß die Frauen, die sich dazu falsche Bärte anstecken, den Staatsstreich machen. Denn die Männer taugen zu nichts mehr: der Hauptkerl im Stück verrichtet auf der Bühne mit Ächzen seine Notdurft;

selbst das will ihm nicht mehr gelingen. Seine Frau dagegen führt das soziale Programm schlank durch. Die Männer ergeben sich gleich fügsam und reißen das Maul ellenweit auf, da es nun gratis die leckerste Volksspeisung gibt, und zwar mit weiblicher Tischbedienung. Die Aufhebung der Ehe aber wird dahin gewendet, daß nicht die Männer die Weiber, sondern daß sich von nun an die Weiber die Männer aussuchen, die sie abwechselnd beglücken, und zwar so, daß nach Staatsgesetz der Jüngling erst den alten gierigen Vetteln Genüge tun muß, bevor er zu seinem jungen Schatz gelangt. Drei Hexen reißen sich gleich um den Unglücklichen: „komm her, süßer Buhle!" Den Vorrang hat die häßlichste, ein Pavian, der mit Bleiweiß überschmiert ist. Daß das drastisch durchgeführt wird, kann man sich denken.

Übrigens ließe diese Posse sich als Operette ganz wohl, zeitgemäß umgebaut, auch auf der modernen Bühne denken. Denn sie lehrt, daß der Kommunismus sich eventuell ganz munter und unblutig herstellen läßt, wenn man nur die Frauen allein, und zwar die verheirateten Frauen, die Sache machen läßt und alle Männer völlig still sitzen. Die Männer kommen nur noch als Spielzeug der Frauen in Betracht.

Aristophanes schrieb diese sozialistische Farce aber erst spät und erst etwa zehn oder zwölf Jahre nach dem großen Bankerott seiner Vaterstadt, wenn schon die Ideen, die er bekämpft, viel älter waren [27]. Solange Athen noch stolz mit Sparta um den Sieg rang, war des Poeten Augenmerk zumeist viel aktuelleren Dingen zugewandt. Mitten im Krieg predigt er den Pazifismus; so taten es auch alle seine Kollegen. Denn die Posse kann nicht anders: fort mit den Waffen! ist ihre karnevalistische Losung. Machen wir Frieden, Frieden auf alle Fälle! In keiner einzigen dieser politischen Dichtungen ist meines Wissens je zum Kampf, zur Demütigung Spartas gehetzt worden. Vielmehr wurde die Frage nach der Schuld am Kriege mitten im Krieg selbst aufgeworfen und paradox beantwortet, die angeblichen Fehler der athenischen Staatsmänner schonungslos aufgedeckt. Man muß immer wieder staunen, daß das chauvinistische Publikum

sich das von der Bühne herab sagen ließ. Der Komiker stand gleichsam mit dem Wasserschlauch auf der Bühne und spritzte kalte Wasserstrahlen in das Feuer der von Kriegseifer erhitzten Menge. Man nahm das eben als Scherz hin und lachte, wenn Einem der Strahl ins Gesicht fuhr. In dem Lustspiel „Die Lastschiffe“ traten die Chorleute als Lastschiffe mit Schiffsschnäbeln auf[28]. Auf den Lastschiffen aber waren die Anklagen gegen Sparta, Athen und andere Städte, sofern sie am Krieg die Schuld trugen, verladen, um hernach zu Ungunsten Athens abgewogen zu werden.

Als der Krieg sechs Jahre gedauert, da schrieb der zwanzigjährige Aristophanes seine „Acharner“. Es ist eines jener Stücke, worin der geniale Hanswurst und Pfiffikus von Anfang bis zu Ende die Handlung führt. Hier heißt er Dikäopolis; der Name bedeutet den Mann, der die Gerechtigkeit in Staatsdingen vertritt. Köhler, vom Dorf Acharnä, besonders streitbare Kerle, bilden den Chor im Stück. Sie halten sich, da die Spartaner ihr Dorf besetzt haben, in der Stadt auf und schnauben vor Rachedurst gegen Sparta. Wundervoll markig klingt es und realistisch dazu, wenn sie ihren Köhlergesang anstimmen: „Muse, komm, die du glühst im Flammenungestüm des Zorns, kernige Acharnerin; ein hellknisterndes, brennendes, bäurisches Lied bringe uns, deinen Dörflern, jetzt, so knisternd, wie die Eichenkohle in Glutfunken sprüht, die der Blasebalg anfacht, wenn der Fisch auf dem Rost gebacken wird, die Brühe im Topf quirlt und wir den Teig kneten dir zu Ehren.“ Dikäopel aber denkt anders als sie. Auf der Pnyx, dem Raum für die Volksversammlung, sitzt er als Stimmvieh ganz allein und räsonniert, daß alle andern Bürger faul sind und nicht erscheinen, langweilt sich mörderlich, farzt vor Ungeduld, ein sehr unästhetischer Ästhet, indem er zugleich allerlei Kunsturteile zum Besten gibt; denn er hat in den letzten Tagen im Odeon und Theater die modernsten Tragiker und Sänger sich produzieren sehen. Kriegsdinge stehen heute zur Beratung; aus Persien kommen eben die feinen athenischen Gesandten zurück; thrazische Subsidien sind ein-

getroffen und zeigen sich. Der freche Mensch aber verhöhnt beide gröblich und beginnt nun für sich ganz allein (solche Phantastik ist nur in der Possendichtung möglich) Friedensverhandlungen mit Sparta. Das geht wie mit Siebenmeilenstiefeln; schon hat Dikäopel für seine Person mit Sparta dreißigjährigen Frieden geschlossen, und alle Athener müssen ihn beneiden. Er kann sofort auf's Land hinaus und da Feste feiern mit Weib und Kind. Da stürmt der Chor der Köhler heran und ist wildwütig auf ihn. Der Konflikt ist da, und man ist auf die Lösung gespannt. Dikäopel spielt sich als großer Politikus auf und verlangt Gehör: „Gebt acht; eine Staatsrede halt' ich; denn auch die Komödie weiß, was in der Politik recht ist." Es handelt sich um die Schuldfrage. Was aber der Redner da auftischt, ist natürlich reiner Schwindel. Nur aus Galanterie für Aspasia hat Perikles den Krieg begonnen. Und darum sollen wir darben und schlecht essen, da aller Import von jenseits der Grenze sistiert ist? Und nun gar die Kriegführung selber; die wackeren Veteranen dienen als Gemeine in Reih und Glied, die leichtfertigen Schuldenmacher und jungen Laffen bekommen die führenden Stellungen?!

Die Acharner sind durch diese Argumente überzeugt, besiegt, treten zum Redner über und sekundieren ihm sogleich mit ihrem Singsang. Die Handlung ist also eigentlich erledigt, das Stück aber noch lange nicht; denn die Hauptsache ist, daß wir sehen, wie Dikäopel seinen Sonderfrieden genießt. Dramaturgisch betrachtet ist dies schwach, als Agitation ausgezeichnet; denn alle Liebe geht eben durch den Magen; so auch die Friedensliebe. Dikäopel hält offenen Markt, und der Händler aus Megara durchbricht die Grenzsperre und bietet ihm leckere Ferkel an, die er im Sack trägt; sie machen koi, koi, wenn man sie kneist; in Wirklichkeit aber sind es die appetitlichen Töchter des Megarers, gut gemästet und fett; ein feiner Witz: Dikäopel will sie der Venus opfern! Dann kommt gar der Böotier und offeriert Krammetsvögel, Enten und Gänse, ja sogar Aale, einen leibhaftigen Aal, das Ideal aller Leckermäuler. „Sei mir gegrüßt!" ruft der beglückte

Käufer. Aber er führt auch die Peitsche; denn allerlei schlimme Kerls, Spione und Spitzel der Kriegspartei, mischen sich ein. Er prügelt sie hinaus. Lamachos, der Stratege und angebliche Träger des Militarismus, und andere Leute betteln um ein Stück Fleisch; der Aal brät und der Wohlgeruch zieht ihnen in die Nase. Umsonst; sie haben das Zusehen. Zum Schluß zieht Lamachos in den Krieg, Dikäopel aber zieht zum Gelage; der eine befiehlt seinem Waffenknecht: „bring mir die Lanze!“ der andere seinem Küchenjungen: „bring mir die Blutwurst“ usf. Heulend vor Schmerz kommt Lamachos endlich aus der Schlacht zurück; er ist schwer verwundet. Dikäopel dagegen herzt und schnäbelt zwei liebe Dirnen, goldige Dinger, und jauchzt und zecht, und der Chor ruft mit ihm das „tenella kallinikos“.

Solch Zechgelage und ein bißchen Cancan ist das beliebte Finale in diesen Stücken; Lamachos aber ist kein anderer als der Feldherr, der zehn Jahre später auf dem sizilischen Feldzug umkam.

Man begreift, daß sich die Regierungspartei der Demokraten in ihrer Kriegspolitik durch solche Späße nicht beirren ließ. Nach vier weiteren Jahren aber wurde der Wunsch der Agrarier und Friedensfreunde doch erfüllt. Der Friede des Nikias kam zustande. Da fand Aristophanes andere Töne. Seine Muse lachte vor Freude und nicht aus Hohn. Er dichtete den „Frieden“, die „Eirene“, ein Jubelfestspiel, und zwar eilfertig verfrüht und noch vor dem eigentlichen Friedensschluß, im Jahre 422. Festspiele lieben die allegorischen Figuren. Dafür gab der große Komiker hier das erste Muster. Was er aber feiert, ist der Sieg der kimonischen Politik über die des Perikles, also eine hochpolitische Posse.

Der Hauptheld heißt hier Trygäos, das ist „der Freund des Mostes“. Schon damit sind wir in die bacchische Atmosphäre gezogen, und die Sehnsucht nach der Weinlese haucht uns schon aus dem Namen an. Noch dauert der Krieg an; aber Trygäos will kühn den Frieden aus dem Himmel holen. Dazu braucht

er das Ungeheuer, den Mistkäfer, und das Drama beginnt mit den grausamsten Witzen. Von zwei Knechten wird der Mistkäfer gefüttert; denn das Tier macht seinem Namen Ehre; es ist gewohnt nur Eselsmist zu fressen; auch vom Stuhlgang eines schönen Knaben wird etwas dazugetan. Die Knechte sind damit beschäftigt, aus dem Mist Kuchen zu formen und ächzen dabei: „von dem Kuchen werden wir niemals naschen; wo kann man Nasen ohne Löcher kaufen? Aber dem Gott Zeus ist der Mistkäfer sympathisch und heilig, weil Zeus donnert, so oft er auf dem Nachtstuhl sitzt." Da ruft schon Trygäos Zeus an: „Mach' jetzt mit dem Krieg ein Ende, sonst ist ganz Hellas vernichtet, und mit dem Kriegsbesen kehrst du bei uns alles Leben aus"; dann besteigt er zur Himmelsfahrt den Riesenkäfer, so wie Elias auf dem feurigen Wagen oder Bellerophon auf dem Pegasus hochging. Durch irgendeine Maschinerie bewegt, schwebt und steigt der Käfer. „Wie klein sind schon die Athener unter mir," ruft Trygäos von oben und singt ein Couplet:

Ruhig, nur immer ruhig, mein Wurm.
Mir schwindelt. Schnaube nicht; flieg' nicht im Sturm.
Zum Heil der Hellenen steig' ich empor.
Die kühnsten Projekte hab' ich vor.
Ihr aber dort unten, Menschen ihr,
Schließt eure Kloaken, sonst riecht es das Tier
Und gleitet voll Gier
Aus der Höhe wieder zur Erde mit mir.

Schon pocht er an die Himmelstüre; Hermes, der Himmelshausknecht, erscheint und schilt: „Halunke, Spitzbub, was willst du?" in der Meinung, es kommt ein Einbrecher. Erst als Trygäos dem Gott ein Stück nahrhaftes Fleisch hinstreckt, wird Hermes gut und gibt Auskunft: „die Götter sind leider nicht zu Haus; ja! sie sind vor Zorn ausgewandert; denn wie oft haben sie euch Athenern den Frieden angeboten und ihr habt ihn nicht gewollt. Nur den Kriegsteufel ließen sie bei euch zurück; und dieser Kriegsteufel hat die liebe Göttin des Friedens, die Eirene, tief in die Grube gestoßen, und niemand wird sie jemals dort heben".

Und nun beginnt die allegorische Handlung. Der Krieg selbst, eine Schreckensgestalt, tritt brüllend auf[30]; mit ihm sein Diener, der Aufruhr. „O Menschen, Menschen, Menschen, ihr unseligen!" brüllt er, „jetzt geht's euch schlimm; die Zähne soll'n euch wehe tun." Einen Mörser läßt er kommen; dahinein wirft er wie die Gewürzkräuter alle griechischen Städte, die noch nicht zerstört sind; die Kräuter wirft er hinein und nennt bei jedem Kraut einen Stadtnamen; so verschwindet Megara im Mörser, ganz Sizilien, endlich auch Athen als Honigzutat; das wird einen schönen Brei geben. Aber die Mörserkeulen fehlen noch, um die Masse zu zerstoßen. Brasidas und Kleon waren bisher die Mörserkeulen des Kriegs; aber sie sind tot, beide soeben bei Amphipolis gefallen. Der Krieg verschwindet; denn er kann sein Zerstörungswerk nicht vollenden; er muß erst neue Mörserkeulen suchen.

Da jubelt Trygäos auf; es gibt also keinen Krieg mehr. Friede! Der Friede liegt in der Gruft versenkt. Helft alle Mann mit Stricken und Hebebaum die Göttin aus der Versenkung zu heben! Handwerker, Kaufleute, Bauernvolk und Künstler, euch alle geht es an! Schon die Vorfreude ist groß: „Die Lamacherei ist zu Ende, der Haß abgetan! Um zwanzig Jahre sind wir verjüngt!" so singt der Chor und tanzt dazu.

Aber ans Werk! Heia heiaho! Wie schwer ist es, den Frieden aus seiner Gruft zu ziehn, daß die Seile nicht reißen! Wer säumt da? Die Megarer haben schon keine Puste mehr; der Böoter faßt überhaupt nicht mit an; auch die Leute von Argos nicht. Ja, sie zerren sogar zurück, die Verräter! Schließlich sind es die Bauern, die Agrarier, allein, die ziehen; und bei Gott, es gelingt wirklich. Sie alleine bringen den Frieden ans Licht. Glück auf! Die Eirene, da steht sie, die herrliche, im Licht des Himmels, und mit ihr noch zwei verführerische Weibchen, die Opora und Theoria, das ist die schöne Erntezeit und die Festfeier. „O wie soll ich dich begrüßen, du Herrin, Traubenspenderin? Woher ein Wort des Preises nehmen, so inhaltreich wie ein Tausendliterfaß? Wie süß haucht es mir entgegen!

Wer dagegen das Wort „Feind" ausspricht, der riecht aus dem Mund nach Knoblauch, Handkäs und Zwiebeln. Wahrhaftig, die Städte verkehren schon wieder vergnügt miteinander und lachen sich an, obgleich ihr Gesicht voll Schrammen ist. Laßt uns singen:

O wie schön, wunderschön,
Ohne Helm herumzugehn!
Längst zuwider sind mir schon
Käs' und Zwiebeln, die Kriegsration.
Mögen die Bataillen ruh'n.
Wie viel moll'ger ist es nun,
So mit Freunden, die mir wert,
Mich zu lagern still am Herd,
Wenn die Flamme um sich frißt,
Weil das Holz hübsch trocken ist,
Immer neues aufzulegen,
Buchen, Eiche! welcher Segen!
Und da meine Frau im Bad,
Küß' ich an der Magd mich satt.
Doppelt schön unbedingt,
Wenn erst die Zikade singt
Und wenn's Sommer ist. Wie schön,
In den Weinberg dann zu gehn!
Unsre Reben tragen reich,
Und die Trauben sind schon weich.
Auch die Feige, wie ich glaub',
Schwillt schon süß von Saft im Laub.
Ja, ich merk' es ihr schon an;
Meine Zunge sog daran.
Sei den Horen Dank! Ich mische
Mir was Gutes noch zu Tische,
Und so werd' ich mit der Zeit
Kugelrund und dick und breit.

Solche Lieder sind, wie man sieht, ganz schlicht und volkstümlich im Ton; der Hauptgedanke des Festspiels aber, der siegreich durchbricht, ist der Gedanke des Kratinos: Panhellenentum! „Laßt uns, wenn jemals, so jetzt, als einiges Hellenenvolk zusammenstehen"; so ergeht das Wort an alle Griechen [31].

Auch hier geht es nun wieder so, daß zwar die Handlung aus ist, aber nicht das Stück. Der Glückzustand selbst muß noch geschildert werden. Heilige Handlung: ein Schaf wird geschlachtet als Dankes- und Huldigungsopfer. Der Waffenschmied und Helmschmied kommen und wehklagen, weil ihr Geschäft nun nicht mehr geht; der Sensenschmied dagegen schmunzelt und gibt seine Sensen vor Freude gratis ab. Endlich fidele Hochzeit; Trygäos, der Mann des Mostes, heiratet Opora, die Weinernte, unter Jubel und Cancan.

Ominös aber ist, daß Aristophanes dazwischen auch noch einen Schwindler, einen Wahrsager auftreten läßt, der das Fell des soeben geschlachteten Schafes stiehlt und schließlich hinausgeprügelt werden muß. Seine Weissagung aber ging dahin: „Ihr irrt: dieser Nikiasfriede bleibt nicht bestehen. Eher endet das Blutvergießen nicht, als nicht der Wolf sich mit dem Schaf gattet und der Igel glatt und ohne Stacheln ist!“ Verewigung des Krieges; der Jubel umsonst. Der Schwindler sollte nur zu sehr recht behalten.

Es folgten die Zeiten des jungen Alkibiades; die große sizilische Expedition. Vielleicht haben diese Dichter wie so viele anfangs von Alkibiades Großes erwartet; denn sie verspotteten ihn nur als Erfinder des Frühschoppens [32] oder als Weiberjäger und Don Juan [33]; die Anklage auf den Mysterienfrevel dagegen bleibt völlig unberührt [34], und seine Großmachtspolitik trifft nirgends ein Tadel. Das Jahr 415 ist da. Da dichtet Airstophanes das harmlos lustigste und luftigste aller seiner Stücke, dazu auch das sauberste: „die Vögel“; es zwitschert darin nur so aus allen Zeilen. Köstlich, wie solch ein Poet, obschon der Wirklichkeit völlig eingedenk, in seiner Phantasie doch sich hoch über sie hinausschwingt. Nur hie und da fällt einmal ein trüber Erdenschatten in sein lichtes Reich; nur hie und da hat er eine Distel in seinen harmlos bunten Kranz mit eingeflochten. Erstaunlich auch der Naturalismus und die zoologischen Kenntnisse des Dichters.

In der Luftregion, wo man Flügel braucht, um zu existieren, spielt das Drama. Wiedehopf und Nachtigall, Weihe, Adler

und Falken, Reiher und Finken, der Kolkrabe: es fehlt nichts; sie treten alle auf, und der Maskenfabrikant muß da die sorglichsten Vogelstudien gemacht haben. Und alles krächzt und piepst durcheinander. Dazu die watschelnde Kropfgans, das Rebhuhn, die Eule. Wie sie da gleich durcheinander flattern mit offenen Schnäbeln, als der Wiedehopf sie zur Volksversammlung beruft! Er ruft: „Hup hup hup, op op op, juhu! Heran, heran! ihr Mitgesiederten, die ihr durch die Saatenfurchen trippelt mit dem ewigen tiotio, tiotio! Auch ihr, die ihr in den Sümpfen die Stechfliegen wegschnappt, kommt alle; auch der Seevögel langhalsiges Geschlecht, zur Beratung! Toro torotio, kakkabau! kakkabau!" Natürlich tritt hernach auch die Nachtigall, Philomele, als maskiertes junges Mädchen auf, und sie wird sogleich durchgeküßt, nach dem ihr die Eierschalen, das ist die Maske, abgenommen: „Liebliches Blondköpfchen, süßestes Vögelein," wird sie begrüßt.

Der Inhalt des Stückes aber ist folgender: Ein genialer athenischer Bürger, der auswandert, gelangt mit seinem Gefährten in das Luftrevier der Vögel. Er faßt die Idee, dort eine Kolonie zu gründen, weiter, die Vögel zu einem Staat zu vereinigen; ja, sie sollen Weltbeherrscher werden, und die Götter werden abgesetzt. Es wird schlagend erwiesen, daß der Vögel Geschlecht älter als das der Götter ist; denn das beweist allein schon das Weltenei, aus dem ja die Welt geboren sein soll. Eine Stadt wird nun also in der Luft gegründet mit Namen Wolkenkuckucksheim; auch Festungsmauern sind nötig; alle Vögel müssen am Bau mithelfen, ein großer Trubel, und die Glückseligkeit herrscht. Der kluge Athener aber, der alles ausgedacht, wird durch Akklamation zum König im Vogelstaat erhoben. Sogleich geraten nun die Götter in Not; denn sie sind nun blockiert, und der Opferrauch kann von der Erde nicht mehr zu ihnen hindurch gelangen. Es ist gleichsam Handelssperre [35], und sie verhungern. Prometheus kommt und sagt: „Mit Zeus ist es aus." So schickt denn Zeus notgedrungen seine Boten, um zu unterhandeln, und unter vielen Scherzen kommt

ein Pakt zustande: die Götter versprechen in Zukunft regelmäßig für Regenwasser zu sorgen; dann sollen sie weiterhin geduldet werden, und der Opferrauch wird zu ihnen durchgelassen. Was die Menschen anlangt, sollen sie hinfort zugleich beim Geier und beim Zeus schwören. Die Vögel aber haben die Weltherrschaft. Mag Zeus seine alte Hera behalten, der Athener dagegen, der der König der Vögel geworden ist, heiratet jetzt die schöne Basileia, das ist das Königtum in weiblicher Gestalt, und die flotte Hochzeit mit dem Hymenruf: „Segne sie, segne sie“, ist wieder das höchst joviale Ende des Ganzen.

Und der Sinn der Fabel? Soll das Ganze nichts bedeuten? Das Nichtsbedeuten kommt bei keiner der Aristophanespossen vor. Kein Zweifel: auf Alkibiades' Politik geht das Ganze, eine lustige, aber wohlwollende Parodie dessen, was man eben damals erlebte. Wir wissen es aus Thukydides, und jeder wußte es: auch Alkibiades fuhr ins Ungewisse hinaus, um eine Weltherrschaft zu gründen. Auch er wollte Sparta, das unbesiegliche, blockieren und aushungern, und auch er wollte für sich selbst die Basileia, das Königtum. Alle glaubten das von ihm. Das Ganze ein großartiges Luftschloß und zur Posse verflüchtigt. Wenn aber Alkibiades die „Vögel“ las, mußte er daran seine helle Freude haben[36].

Aber die Katastrophe folgte, das Scheitern der sizilischen Expedition. In der Verzweiflung der nun folgenden Tage schrieb Eupolis, der ebenbürtige Konkurrent des Aristophanes, im Jahre 411 sein Lustspiel „die Dörfer“ (die Demen), von dem jetzt Reste auf Papyrus in Ägypten aufgetaucht sind. Es waren darin die Leute vom Dorf, die sich in Wehklagen und Anklagen darüber ergingen, daß der Staat nun im Unglück und ohne Führer. Da steigen die großen Männer der Vorzeit, Aristides, Perikles, Myronides, leibhaftig aus der Unterwelt auf, um zu ermahnen, zu helfen, nach dem Rechten zu sehen. Pisander dagegen, die Hauptperson unter den berüchtigten Vierhundert, die damals die Verfassung umwarfen, wird mit dreistem Hohn aller Niedrigkeit bezichtigt[37]. Es war ein Stück,

das wohl völlig den Gefühlen der Menge entsprochen hat. Aristophanes aber kam gleichzeitig mit seiner „Lysistrate" heraus. Er wußte nichts besseres als wieder für den Frieden zu agitieren, und er tat es zum letztenmal. Dabei sind ihm jetzt die gröbsten Mittel recht. Lysistrate, die Hauptfigur, ist die große Pazifistin. Die Männer, diese Raufer, haben in der Politik gänzlich versagt; nun tun sich alle Frauen aller griechischen Staaten zusammen, um den Frieden endlich zu erzwingen. Denn ihr Lager ist durch den Krieg verödet; sie wollen ihre jungen Männer endlich wieder haben. Sogar Lampito, die prachtvolle Spartanerin, kommt herbei; sie wird mit Komplimenten überschüttet. Auch sie sehnt sich angeblich so sehr nach Frieden, daß sie den Gipfel des unersteiglichen Taygetos ersteigen würde, wenn der Frieden da oben läge.

Auf der Akropolis Athens liegt der Staatsschatz. Die Frauen besetzen, die Propyläen hinaufstürmend, unversehens die Akropolis, haben damit den Staatsschatz und beherrschen Athen. Da kommt es natürlich zu einem Riesenspektakel, wie man ihn auf der Bühne wohl noch nie erlebt hatte: ein Kampf und Geschimpfe mit Feuerbränden und Wassereimern. In Athen sind fast nur noch alte Leute zugegen; die aber wollen die Weiber von der Burg wieder vertreiben: Brand, Qualm, Wassergüsse und Gekeife. Daß Griechinnen ein solch krächzendes Mundwerk haben, hätte kein Verehrer Penelopes und Antigones gedacht: „Schlagt los, habt Mut, spuckt die Kerle an, ihr Rübenkohlgemüsefutterweiber, ihr Zwiebelkäsebäckerschankmadams! Wir siegen schon! Wie man ein Schafsfell vom Schmutz und Flöhen säubert, so wollen wir alle Schurken aus dem Fell des Staates herausklopfen."

In der Tat, sie behaupten das Feld. Werden sie aber die Sache auch durchführen? Die Sehnsucht kommt, es männert sie; schließlich aber sind doch alle einig, allen Männern den Liebesverkehr zu verweigern. Ein Jüngling fleht sein junges Weibchen brünstig inbrünstig um Liebe an, und sie tut wirklich schön mit ihm, läuft hin und her, holt das Bett, dann die Kissen, die

Matratze; es scheint auf der Bühne zum Äußersten zu kommen. Aber sie foppt ihn nur schmählich und rennt plötzlich davon, und der junge Ehemann vergeht in Krämpfen vor Begehren. Das Äußerste des Ausdrucks wird uns da nicht erspart. Und der Erfolg ist durchschlagend; denn um zu ihren Frauen zu kommen, schließen Spartaner und Athener endlich Frieden. Die Spartaner selbst treten auf; sie sprechen ihren lakonischen Dialekt und werden hoch geehrt, eine Verbeugung nach Sparta hinüber.

Wie anders lag die Sache in Wirklichkeit! Der Dichter mußte wissen, daß Sparta schon damals keinen Ausgleich mehr wollte, sondern nur Unterwerfung. Durch jenen genialen Unsinn und derbe Zoten hat er sein Publikum für eine flüchtige Stunde über die erschreckende Wirklichkeit hinwegzutäuschen gesucht: es ist nichts als Galgenhumor. Übrigens ist die Lysistrate als Drama auffallend einheitlich und straff gebaut und entbehrt der ablenkenden Intermezzi, wie wir sie sonst in der Komödie finden.

Bald genug zog der Spartaner Lysander als Sieger wirklich in Athen ein und diktierte den Frieden. Des Dichters Friedenssehnsucht verstummte für immer. Die Sachlage war nicht mehr zu Scherzen angetan.

Der Durchschnittsmensch sucht seinen Trost in Tränen, die Posse sucht Trost im Lachen. Bitterer aber wird ihr Ton sofort, wo es sich um die inneren Verhältnisse Athens handelt; da wird er giftig und gallig und schmeckt nach römisch juvenalischer Satire. Denn die neu herangewachsene Generation der Gebildeten haßte das System, das einen Kleon möglich machte. Der Haß trieb zum Kampfe und machte die Dichter kühn. Das Volk, das da immer von Fortschritt schwatzt, ist in ihren Augen doch nur eine Hammelherde, die der erste beste Demagog gängeln kann, und diese Demagogen sind Dilettanten, Lampenhändler und Gerber, die sich auf die große Politik werfen: es ist der Sieg der Inkompetenz. Die Volksredner, die da Stimmen fangen, machen es so wie der Fischer, der den Aal fangen will; sie müssen erst das Wasser trüben [38] (man meint vielleicht,

daß ich von unserer Gegenwart spreche, aber es handelt sich immer noch um das Athen des 5. Jahrhunderts vor Chr.).

Solch ein Demagog war Kleon, den wir schon kennen; er heißt im Mund seiner Angreifer der Schreifritz mit der Donnerstimme [2] oder die vollgefressene Sau, die da zu grunzen anfängt [40]. So wie Eupolis gegen Kleon ankämpfte [41], so auch Aristophanes in einem seiner Jugendwerke. Es war ein Wagnis; denn der Mann war mächtig, und die Masse schwor auf ihn.

Athen besaß ein Reiterkorps von 1000 jungen Kavalleristen, die ihre Reitpferde aus Marathon bezogen; in ihnen war also schon darum echt marathonischer Geist. Dies Reiterkorps hatte den Kleon wegen Unterschlagung von Staatsgeldern in Anklage versetzt, und der hatte wirklich eine Strafsumme zahlen müssen. Darüber jubelt der Dichter und dichtet nun seine Reiterkomödie, worin 24 solcher Kavalleristen die Ehre haben, den üblichen Chor zu bilden; sie kamen aber nicht etwa zu Pferde heran, sondern die Rosse wurden von Menschen dargestellt, die sich riesige Pferdeköpfe überstülpten und die Reiter selbst huckepack auf ihrem Rücken durch die Orchestra trugen [42]. Das war so possierliches Nebenwerk, das sich nicht entbehren ließ.

Nun aber Kleon, der Lederhändler. Aristcphanes bringt ihn nur unter einem Pseudonym auf die Bühne. Die Maske sollte zum wenigsten Kleons Porträt zeigen, aber der Maskenmacher wagte wiederum nicht, das Porträt des Gefürchteten zu liefern. Gleichwohl konnte niemand Kleon verkennen. Die nette Fiktion ist nun, daß das Athenervolk als alter Herr auftritt. Es ist der Herr Demos, der Hausherr, der, von Natur so brav und edel, jetzt leider stumpfsinnig und alt ist, und dazu so unbeständig; ihm wächst gleichsam jedes Jahr ein neuer Kopf [43]. Jetzt beherrscht ihn sein Diener Kleon völlig, der den Demos üppig baden und schlemmen läßt, dabei für sich seinen Profit macht und alle andern Diener im Haus verleumdet. Diesen Frechling gilt es zu stürzen, und das kann nur, wer noch frecher ist. Ein Wursthändler schwingt sich dazu auf, ein Wurstmensch und Hans-

wurst, dem alles Wurst ist und der nun von Szene zu Szene die schnöden Prahlereien und Gaunereien des Gerbers noch überbietet. Denn der Weisheit letzter Schluß ist: Regieren ist kein Ding für Leute von Charakter und Erziehung; niederträchtig und unwissend muß man sein [44]. Es genügt, dem Senat aufs Maul zu spucken und die Feldherren zu schinden; und so wird denn der Gerber durch den Wursthändler glorreich aus seiner Stellung geworfen. Es ist, als ob Erzberger einem Erz-Erzberger weichen muß [45]. Dann aber kommt das liebe Wunder, und die Phantastik setzt ein: der alte Herr Demos wird wieder jung gekocht und ist plötzlich wieder der herrliche Marathonkämpfer, den kein Rabulist betört; umjubelt steht er als König aller Griechen da, und wir hören jetzt, daß er sich nur absichtlich so kindisch anstellte: er hält sich die Demagogen, die ihn bestellen, nur zu seinem Vergnügen; haben sie sich vollgesogen, so hängt er sie auf und klopft sie leer. Damit war die Ehre des lieben Volks gerettet, und das Theaterpublikum schmunzelte und fühlte sich begütigt.

Doch die Geißel des Dichters rastet nicht, und die Satire ist unerschöpflich. Seine Kleon-Satire war wuchtig, aber im Grunde unfroh und monoton, um vieles lustiger seine „Wespen“, wenn schon es der ärgste Schaden im Staatsleben ist, den der Dichter jetzt vor uns aufdeckt. Wenn es nur dem Witz gelänge, ihn zu heilen! Auch Kladderadatsch, Simplizissimus und Jugend vergeuden heute ihren Witz, und die Dinge werden nicht besser. In Athen war das Rechtsleben, das ewige Prozessieren, der Mißbrauch der Geschworenengerichte der Krebsschaden; dazu die Sykophanten, jene Spione und Angeber, die immer gerade die Vornehmen und Reichen, die Leute in verantwortlicher Stellung, vor die Anklagebank bringen. Schon wenn jemand auf dem Markt eine bessere Fischsorte einkauft, meldet der Spion: „Der Mensch strebt nach Höherem. Wer weiß? er will Tyrann werden!“ Das ganze städtische Leben schien darin aufzugehen. Die Besoldung der 6000 Geschworenen kostete den Staat allein 15 Talente jährlich [46].

Nun bringt Aristophanes diese Gewohnheitsrichter als Wespenchor auf die Bühne. Ein besonders rabiater Alter aber spielt die erste Rolle; das Gegenspiel hat sein Sohn, der ihn von der tollen Richterwut heilen will. Der Alte ist Kleonschwärmer und heißt der Pro-Kleon, der andere Kleongegner und heißt der Anti-Kleon. Der Alte geht immer mit Strafen schwanger und will immer nur schuldig sprechen, weil er dadurch seine Macht zeigt. „Ich bin wie ein Monarch", sagt er stolz; „komme ich in den Gerichtshof, da wartet schon so ein hochvornehmer Herr, der vielleicht irgend etwas wie Steuerhinterziehung auf dem Gewissen hat, streckt mir seine weiche Pfote entgegen, verneigt sich unterwürfig und fleht unter Tränen um Erbarmen. Ist die Anklagerede gehalten, dann wendet er sich wieder zu uns Richtern und sagt, er sei kränlkich oder arm, oder verunköstigt sich gar durch einen geistreichen Witz, um uns günstig zu stimmen, bringt endlich auch noch seine lieben Kinder herbei und läßt sie wie die Lämmlein blöken und um Gnade flehen. Dann folgt die Geschworenenberatung, wobei wir so durcheinander schreien, daß die Leute draußen meinen: Zeus ist da und macht ein Gewitter. Und dann die Wonne, das Schuldig zu sprechen! Sprechen wir aber z. B. einen Musikanten frei, so muß er uns zum Lohn mit Musik nach Haus begleiten."

Höchst lustig ist es nun, wie der Sohn seinen Vater, weil er nicht wieder in den Gerichtshof soll, im Haus unter strengem Verschluß hält. Vor Verzweislung schlüpft der Alte erst durch den Rinnstein, dann oben durch den Rauchfang; er ist immer wieder da; jetzt hängt er sich unter den Bauch seines Esels nach des Odysseus berühmtem Vorbild; der Sohn aber stößt ihn allemal wieder glücklich ins Haus zurück. Da kommen die Wespen (es sind die Geschworenen), um den Gefangenen zu befreien, und es gibt ein schweres Gefecht; denn sie haben am Hinterteil ihren Stachel und stechen mörderlich. Mit einer großen Rede aber, die auch sein Vater mit anhört: „dies Rechtsverdrehungshundeleben muß ein Ende haben" usw. hat Anti-Kleon Erfolg. Denn sofort senken die Wespen ihren Stachel. Um aber den

alten Vater völlig zu bekehren, ist noch ein weiteres Mittel nötig. Der Sohn veranstaltet eine Gerichtsverhandlung, und der Alte freut sich königlich; aber es ist ein Hundeprozeß; das Gerichtswesen ist also auf den Hund gekommen. Gerichtsschranken werden errichtet. An Stelle der Wasseruhr, an deren Ablaufen man die Länge der Gerichtsreden maß, soll (man verzeihe das Wort) ein Nachttopf fungieren. Schon treten die zwei Hunde auf. Der eine hat aus der Küche den Käse gestohlen; der andere klagt ihn an: „Ich war sein Kamerad, aber er hat mir nichts abgegeben“ und beantragt Prügelstrafe. Der Richter ist gleich so aufgeregt, daß er die Wasseruhr benutzen muß. Es folgen die Plaidoyers: „der Dieb! der arme Köter, er war doch sonst immer so treu und kreuzbrav, der Ankläger dagegen stinkfaul und tückisch“. Was geschieht? Aus Versehen wirft der Richter seinen Stimmstein in die Urne, die für die Freisprechung bestimmt ist. Zum erstenmal in seinem Leben hat er einen Freispruch getan. Da ist er verwandelt. Er will nicht mehr Richter sein. Aber aus ihm wird nun nicht etwa ein edler Solon oder Aristides; das paßt nicht in die Posse. Vielmehr schleift ihn der Sohn zum Trunke, und das Ergebnis ist, daß der Alte furchtbar bezecht und weinestoll gleich alle Leute ankrakehlt, der Bäckersfrau ihren Tisch umschmeißt, so daß alle Brote in den Dreck fallen, und als man ihn verklagen will, nur noch Hohn für das Gericht hat. Der wüsteste Abschluß. Natürlich fehlt auch jedes ernsthafte fabula docet. Der Dichter spielt Ball mit seinen Sorgen und Schmerzen; wir aber entnehmen aus diesen Späßen auf alle Fälle, was wir übrigens auch sonst wissen: wie chaotisch die Justiz, die Behandlung von Recht und Unrecht in jener Demokratie gewesen sein muß.

Das Grundübel aber lag tiefer. Es handelte sich schließlich um Glauben und Sittlichkeit. Der Rechtsbegriff selbst war völlig erschüttert, da eben damals die Freigeisterei der Sophistik mächtig ins Kraut schoß und die menschliche Gesellschaft aufzulösen drohte. Eupolis führte jene unerträglichen Weisheitskrämer, die als Schmarotzer in den vornehmen Häusern sich

mästeten, in einer Komödie vor [47], die in ihrer Lustigkeit so großartig einschlug, daß er damit den Sieg über des Aristophanes „Frieden" davontrug. Geringeren Erfolg als er hat Aristophanes mit seinen „Wolken" gehabt, deren Tendenz dieselbe ist. Denn diesen Wolken fehlt die echte, sorgenlose Lustigkeit, und die wenigen eingelegten Späße genügen nicht, die grollende Satire aufzuheitern. Wir aber nähern uns damit dem Sokrates, und das Problematische beginnt.

Hauptperson ist auch hier w eder ein dummer Alter, der Strepsiades heißt; er hat, weil er Pferdesport trieb, unerhörte Schulden gemacht, will sie aber nicht bezahlen und darum die Kunst lernen, das Recht so zu verdrehen, daß er seinen Gläubiger prellen kann. Darum begibt er sich zu einem der großen Sophisten in die Lehre. Dieser Sophist ist aber zugleich Philosophus und hängt als großer Geist hoch in der Hängematte, um dem Himmel möglichst nahe zu sein; denn er gehört zu denen, die da essen, was hier unten auf der Erde wächst, aber den Erdboden unter den Füßen verlieren, wenn sie denken [48]. Der Unterricht geht nun vor sich; Strepsiades aber begreift immer nur halb, wenn der erhabne Lehrmeister ihm mit Metrik und Rhythmik und Grammatik kommt. Er soll das Versemessen lernen. Messen? womit? mit dem Hohlmaß oder mit der Elle? Was ist das Weibliche zum Hahn? Die Henne? o nein! Die Hähnin muß es heißen. Vor allem aber soll der Schüler sich die neue Welterklärung und Theologie aneignen, die damals irgendwer [49] wirklich vorgetragen hatte: mit den Göttern, mit Zeus und Hera ist es nichts; es ist barer Unsinn, an sie zu glauben. Luft, Luft! Merke dir: die Luft allein ist die Weltherrscherin; daher muß der Philosoph möglichst hoch in Hängematten schweben, und aus Luft bestehen auch die Wolken. Da kommen sie schon, die Wolken selber, im Chor durch die Orchestra; sie sind Göttinnen, so göttlich wie die Luft, aus der sie bestehen. Aus ihnen kommen uns Menschen alle unsere Ideen und Redefloskeln [50]. Der Donner entsteht dadurch, daß die Wolkengöttinnen zuweilen innerlich überfüllt

sind und platzen mit Knall, bum, bum, ganz so, wie der menschliche Mastdarm kracht wenn er überfüllt ist. Zeus ist also ganz überflüssig; denn er ist es nicht, der blitzt. So geht der Gallimathias weiter. „Ich bin zu dumm! All das geht nicht in meinen Schädel,“ denkt der Alte; aber er hat einen Sohn; den schickt er vor; der wird all das begreifen. Und in der Tat: der Sohn hat es gleich weg; Sophistenkniffe, die neue Fortschrittsmoral, er lernt alles erstaunlich rasch, und das Ergebnis, daß er zur Handlung übergeht und seinen Vater gehörig verprügelt. Denn er hat nun gelernt, daß alle herkömmlichen Sitten hinfällig sind. Was Menschen aufstellen, können Menschen auch wieder beseitigen. „Da ich Kind war, hast du mich geschlagen; jetzt gebe ich dir eben die Schläge zurück. Das ist das neue Recht, die moderne Logik. Die alte Sitte ist Quark. Ich werde es mit der Mutter ebenso machen.“

In der Mitte des Dramas aber steht jene Szene, in der Recht und Unrecht selbst als redende Figuren auftreten. Der Dichter folgte darin echt volkstümlicher Erfindung; denn es war im Volksspiel beliebt, abstrakte Wesen wie die Bäckerei und die Kochkunst [51] oder Sommer und Winter, Reichtum und Armut als Personen vorzuführen und darüber debattieren zu lassen, wer von ihnen nützlicher sei. So also hier Recht und Unrecht. Das Recht redet eindringlich ernsthaft und bieder, dazu voll Wohlklang und fast erhaben im Sinn der altväterischen Griechentugend, wie Solon sie gewollt hatte; das Unrecht aber ist gerissener und schlagfertig wortgewandter und siegt glänzend: „Siehst du nicht? wer betrügt, wird reich, der Ehrliche nicht. Und die Sittsamkeit gar, wie langweilig und öde! Folge deinen Trieben, halte nichts für Sünde, dann lebt sich's schön.

Du liebst? vergißt dich? und der Mann ertappt dich in flagranti?
Verloren bist du, fehlt dir da die Suada; sei mein Jünger,
Dann zeigst du, daß du schuldlos bist und sprichst: wer tadelt Zeus denn,
Der selbst der Sucht nach Weiblichkeit nicht widerstehen konnte?

und so fort. Der alte Strepsiades aber, der noch die Prügel auf seinem Buckel fühlt, greift wütend zur Fackel und steckt

den Denkersitz des verdammten Sophisten in Brand. Der große Geist selbst verbrennt. So gehe es allen Atheisten! Das ist das Ende.

Wer spürt da nicht die elementare Wut des Dichters selber? Denn wo bleiben Tanz und Weiberküsse, das sonst übliche Finale? Kein Wunder, daß Kratinos, der altgewordene, mit seiner „Flasche" über dies Wolkenstück den Sieg davon getragen hat. Es ist dies die einzige Komödie des Aristophanes, ja, gewiß die einzige Komödie Athens, die zur Gewalt, zum Mord greift. Ein tötlicher Haß spricht sich darin aus. Das Befremdlichste aber ist, daß Aristophanes den Sophisten, den er so öffentlich abstrafte, Sokrates nannte. Wie dies möglich war, ist ein Problem. Klar ist, daß er nur einen Typus, den verbreiteten Typus des Weisheitsschwindlers hat geben wollen; aber er brauchte dazu einen Eigennamen und wählte diesen, eine der grausamsten Fälschungen, die je begangen worden sind. Nur aus blindem, grenzenlosem Leichtsinn des jungen Poeten läßt sich das erklären; aber es ist dieselbe Methode, nach der er in anderen Stücken den braven Lamachos als Kriegshetzer und Berserker einführt, was dem Charakter dieses Mannes wiederum durchaus nicht entsprach [52]. Aristophanes hat seine Wolken zweimal abgefaßt, den bewußten Namen aber tilgte er nicht [53]. Er ahnte nicht, welche Folgen das haben sollte.

Wir haben hiermit fast alle erhaltenen Dichtungen des Aristophanes überblickt; dies muß uns genügen, und für eine sorglichere Kunstanalyse ist kein Raum. Daß die Kunstgattung der „alten Komödie" gewissen gültigen Gesetzen folgte und ein bestimmtes Schema zu wahren suchte, liegt auf der Hand. Zum Glück aber sind Kunstgesetze nicht von Gußeisen, sondern von Gummi, und dem Genie ist es möglich, sich darin auszudehnen. Mögen sie nachher in ihre Form zurückspringen; das Wertvollste an ihnen ist immer die Möglichkeit der Ausnahme. Diese Dehnbarkeit kam auch dem Aristophanes zugute.

Mit dem Zusammenbruch Athens aber starb endlich auch diese großzügige Kunst der politisierenden Bühnenposse dahin.

Daß sie dem Staate genützt hat, ist zu bezweifeln, da sie ja mitten im bestehenden Krieg den Kriegswillen lähmte, den Widerspruchsgeist in den Bundesgenossen ermutigte und das nötige Vertrauen zu den führenden Personen schwächte, für die sie doch keinen Ersatz zu bieten wußte. Sie hatte nichts zu bieten als die Sehnsucht des Reaktionärs nach den vergangenen besseren Zeiten, für die es doch keine Rückkehr gab. Es war ein bloßes Wünschen; Dichtertraum. Die ethische Grundtendenz war gewiß zu loben, und es sind durchweg noble Gesinnungen, die die Komödie predigt; im Völkerleben aber nützt die Predigt wenig; auch die römische Satire schwang ihre Geißel jahrhundertelang vergebens. Nicht das Wort erzieht. Ich habe irgendwo gelesen: „Der Deutsche, der braucht Schmerzen, sonst taugt der Deutsche nicht.“ Das gilt auch von den Athenern. Nur der Geißelschlag des Schicksals treibt die Völker zu innerer Einkehr und zum Wiederaufbau des Verfallenen. Es fragte sich nun, ob den Athenern zu solchem Wiederaufbau die Ruhe gelassen wurde.

Sokrates aber widmete dem sein Leben, was Aristophanes in den „Wolken“ forderte; denn er war der Mann, der da lieber sterben als den Sieg des Unrechts über das Recht dulden wollte. Es klingt paradox: Sokrates und Aristophanes waren höchst ungleiche Verbündete, aber sie waren Verbündete, und Plato vereinte beide nicht umsonst in seinem „Gastmahl“ am selben Tische. So ist das Menschenleben, vor allem in den nervös erregten Zeiten: die Zerspaltung und das Mißverstehen blüht. Wie die Blinden befehden und beschimpfen sich die, die im Grunde für ganz dasselbe fechten; der Mann kennt nicht den Nebenmann, und die wilde Freude am Widerspruch reißt die sinnlos unwiederbringlich auseinander, die sich zu stützen und Arm in Arm zu gehen berufen waren.

*

# Socrates

Was uns die Kriegsgeschichte bisher zeigte, war das Volk im Fieber [1]. Die Komödiendichter, die das Volk unterhielten, indem sie sein Bild verzerrten, waren selbst davon angesteckt. Auch jener Timon, der Athener, der aus Menschenverachtung, da er das wilde Hetzgetriebe des Bürgerstaats sah, sich in sein Haus einschloß, war der Krankheit verfallen [2]; auch solche Figur ist ein Produkt der Kriegspsychose. Nur ein Mann war und blieb fieberfrei. Das war Sokrates. Wir haben ihn schon öfter genannt; in den Politikern jener Zeit, dem Historiker Thukydides und den jungen Wortführern der rechtsstehenden Opposition, so schien es uns, klangen und regten sich dem Sokrates nah verwandte Tendenzen. Und doch! In ihm taucht etwas ganz Neues auf. Was ist es? Anscheinend und von außen besehen, ist er nur einer der Vielen, der Spießer und Philister, wie sie der vorige Abschnitt uns in Karrikatur zeigte, die da die große Masse bilden und nur als Bruchzahlen in der Rechnung mit unterlaufen. Was konnte solch ein Mensch bedeuten? Über 2000 Jahre ist es her. Auf der Balkanhalbinsel, in dem kleinen Landfetzen, der noch heute Attika heißt, spielt sich ein Prozeß ab: ein alter Mann, der im Staatsdienst nie sonderlich hervorgetreten, auch nie etwas geschrieben hat, bekommt, als er Siebzig geworden, den Giftbecher zu trinken. Was liegt uns daran? Wenn die Regierung jenes Kleinstaates an dem Manne Anstoß nahm, mochte sie ihn beseitigen. Warum reden wir, warum alle Jahrhunderte immer neu von diesem Sokrates, dem ganz unscheinbaren Menschen? warum nicht vom Tod des Brasidas oder des Epaminondas, wenn es doch einmal absolut ein alter Griechenmensch sein soll, von dem man handelt?

Die Antwort ist klar. Vaterlandsliebe, Bravour vor der Front, Schlachtentod, den liefert die Geschichte aller Länder; einen sterbenden Sokrates hat nur Athen. Ein ärmlicher Mensch, ganz bedürfnislos wie ein echter Südländer, der nur von einem Stück Brot und einer Handvoll Feigen lebt und nie aus seinem Geburtsnest herauskam, macht Sokrates Epoche in der Geistesgeschichte der damals noch jungen Menschheit, Epoche in der Ge-

schichte der Sittlichkeit. Ein Befreier! Sollen wir Luther vergleichen? Auch Luther war schlichter Volksmann, und auch von ihm an rechnen wir eine neue Epoche auf dem Gebiet der Sittlichkeit. Aber Luther war vordringender Kämpfer von elementarer Wucht, in sich schlicht und daher leicht aufzufassen. Sokrates war komplizierter; er war gewiß mutig wie Luther, aber zugleich ein Freund der Zurückgezogenheit, ein Prediger und zugleich ein Zweifler und Forscher im engen Kreise. Wie lockend ist es, den Mann immer wieder sich nahezubringen, dem die größten Geister sich rühmten ihr Bestes zu verdanken, den Mann, dem der göttliche Plato sein ganzes eigenes geistiges Schaffen als Eigentum in den Mund legt, auf daß seine Lehre überzeuge und wirke! Was liegt daran, ob Winkelstadt oder Millionenstaat? Dem Funken, der zündet, um die Welt zu erleuchten, genügt, um zu entstehen, die geringste Reibefläche.

Innerhalb der Mauern des ehrgeizig kämpfenden Athen verlief des Sokrates Leben; auch er selbst hat in der Bürgerwehr als gemeiner Soldat, wenn es draußen zur Schlacht kam, die Waffen getragen. Im übrigen aber verliefen ihm die Jahre anscheinend ruhig und ohne umstürzendes Schicksal; sein Leben glich dem Stilleben im Sturme, und es ist nichts irgendwie Bedeutsames zu berichten. Aber wir sahen schon, wie im währenden Krieg in Athen der Geist moussierte und die Künste nur noch üppiger als zuvor Blüten und Früchte trieben. Auch Sokrates sah dem zu, wie in den Werkstätten die Bildhauer mit feiner Hand den Meißel führten und zu den Prachtbauten die Marmorblöcke vom Gebirge kamen (auch sein Vater Sophroniskos war Steinmetz, und der Junge half seinem Vater anfangs in der Arbeit). Auch im Theater der Dionysien sah er ein neues Wunderwerk nach dem andern, den Ödipus, die Medeen und Iphigenien, und lachte mit, wenn der Spötter Aristophanes die lauschende Menge mit sprudelndem Witz übergoß. Den großen Perikles sah er und Anaxagoras, den Philosophen: der Eindrücke genug, so daß er

fühlte — selbst anscheinend völlig rezeptiv und unschöpferisch —, im geistigen Zentrum der Welt zu stehen.

Freilich, alles war im Wirbel; die Staatsmaschine krachte und bog sich und funktionierte übel; aber man war stolz darauf. Man hatte keine Vorgesetzten; ein disziplinloses, gehetztes Leben. Alle erlebten alles mit. Dazu die fanatischen literarischen Interessen. Eine ausgelassene Freudigkeit, ein sorgloser, gedankenloser, ungebundener Übermut schäumte in den Männern: es war das Jünglingtum der Menschheit.

Durch diese Jünglingstadt wandelte Sokrates, der Athener, der Mann der Zukunft. Welch ein Kontrast! Sokrates, der, man möchte sagen, schon als Jüngling ein Greis war. Wir können ihn uns gar nicht jung denken. Ein einziger großer Gedanke lebte und arbeitete in ihm; es war eine tiefernste Sehnsucht, etwas Bleibendes, einen Felsen zu finden im kolossalen Strudel der Dinge, Urteile und Meinungen, ein Verlangen nach Adelung des Lebens. Rastlos streifend über Markt und Gassen lebte auch er das Leben mit. Aber die Redner, die er hörte, waren Blender, die blühende Phrase herrschte und der blinde Impuls, der so täuschen kann. Im Theater sah er die Antigone, die sich opfert, sah er den Ödipus, der sich blendet, Menschenschicksal, Leidenschaft und Missetat, Heldentum und Schande auf der Bühne; jedes Drama ein erschütterndes Erlebnis. Aber auch hier nur heilige Impulse zum Guten, tastende Versuche, weiter nichts. Es führte nicht zur Klarheit. Wo ist Klarheit? Wo ist der Maßstab, an dem ich Tugend und Schande messen kann? Sophokles selbst, der Dichter jener Gestalten, hat ihn nicht, gibt ihn nicht. Wir brauchen ein System, einen Kanon des Richtigen.

Er selbst ein Mensch ohne alle persönlichen Vorzüge, arm und häßlich, auch ohne allen Ehrgeiz, ohne Machtstreben; aber er war in sich gesammelt, zielbewußt und von früher, erstaunlicher Geistesbildung. Autodidakt. Sein Ziel aber lag jenseits der bloßen Wirklichkeit. Er studierte das Leben, studierte auch die Literatur schon früh mit offenen Sinnen: Philosophie!

Welterklärung! Eben damals hatte sich in Griechenland der Buchhandel zu größerem Betrieb entwickelt; aus Süditalien, aus Kleinasien konnte man in Athen die Bücher haben eines Parmenides, Empedokles, Heraklit. Es waren Denker, die über den Kosmos spekulierten wie Seher, auf die der Geist sich herabläßt, aber ohne Schulung. Dazu die Schriften des Anaxagoras in Athen selbst, des Anaxagoras, der damals, was wichtig, als schroffer Dualist die Seele des Menschen vom Körper deutlich trennte. Aber Sokrates warf bald alles beiseite und verachtete das Buch. Das Buch ist nichts als ein Automat. Es lehrt zwar; wenn du aber zweifelst und fragen möchtest, ist es dumm und stumm, antwortet nicht, sondern sagt, wie ein Schulkind, immer nur wieder denselben Text her.

Sokrates hielt sich an das Leben und horchte hinaus. Tugend? Alle sprechen von ihr, aber alle spielen nur mit dem Wort; sie stecken es sich wie eine Schmucknadel an, die man nur am Festtag trägt, und es fehlt die heilige Verpflichtung zum Gutsein. Er behorchte schließlich sich selbst und schaute in sein Inneres. Am Tempel in Delphi stand der berühmte Spruch: „Erkenne dich selbst." Die Priester in Delphi aber nannten den Sokrates schon früh den weisesten Mann in Griechenland: eine Orakelstimme! Warum war er der weiseste? Weil er das „Erkenne dich selbst" an sich übte. Es war das Motto seines Lebens. Er übte sich im Selbsterkennen, aber er übte es vergeblich, und der Orakelspruch hatte für Sokrates einen spezielleren Sinn: ich bin weiser als alle anderen; denn alle anderen glauben etwas zu wissen; ich aber weiß, daß ich nichts weiß.

So scheint er zunächst ein Mann der Nüchternheit mitten im Rausch des aufstrebenden politischen Lebens. Alle handeln gut oder schlecht, bloß aus Instinkt. Sie haben kein Wissen von Gut und Böse; auch Sokrates nicht. Er fragt und forscht: was ist überhaupt Wissen? was gibt Gewißheit?

Da geschah etwas Großes. Berühmte auswärtige Gelehrte, jene Sophisten, von denen wir schon hörten, kamen nach Athen, einer nach dem anderen. Das wundervolle Athen lockte diese

Männer; der Weltkrieg störte nicht. Durch sie wurde Athen jetzt das Zentrum einer neuen Pädagogik, das ist: Jugenderziehung. Um die Jugend handelte es sich auch für Sokrates. Denn wer die Jugend hat, hat die Zukunft. Wer nur für die Jugend eine neue Lehre wüßte!

Es waren Männer des großen Lebens, die da kamen, von der hohen Woge des Lebens getragen: Gorgias, der Kunstredner, Hippias, der kecke Wundermann und geblähte Vielwisser, Protagoras, der epochemachende Philosoph, Prodikos, der kluge Wortforscher. Es waren aber zugleich Leute des besten Strebens und von unendlichem Fleiß. In den reichsten Häusern der Stadt fanden sie Aufnahme; in eleganter Kleidung; ein Schwarm von jungen Verehrern reiste hinter ihnen her. Der Zulauf, die Schwärmerei im Publikum war alsbald grenzenlos. Es war eine Sensation. Die Welt schien modern zu werden. Berühmte Bücher hatten sie geschrieben. Ein stürmischer Hauch von Freigeisterei schwellte ihre Segel. Aufklärung! Reinigung der Luft! Eine neue Zeit bricht an. Los von den altväterlichen Traditionen!

Auch Sokrates wollte einen Bruch mit der Tradition, aber er meinte es anders als diese Sophisten. Protagoras, der Weltmann und Staatsmann, der ehrwürdigste unter ihnen: er steht wie ein Fürst da. Was war gegen ihn Sokrates, der Plebejer, der nie aus den Gassen Athens herauskam, der über Salamis hinaus nie eine andere Küste gesehen hatte (Sokrates ist nie auf See gefahren), dieser dürftige Banause von engstem Horizont, der keine Bücher schrieb, keine Reden hielt, kein Gewerbe trieb, nichts verdiente und niemand etwas zu verdienen gab, der wie ein Mönch barfüßig im abgetragenen Spartanerrock ohne Unterkleid an den Straßenecken herumstand! Dazu noch gar wasserscheu; wenigstens gönnte er sich ein Bad nur, wenn er zu einer Galagesellschaft entboten wurde, wie im Hause des Modedichters Agathon. Sein ganzes Hab und Gut, Haus und Inventar, wird auf fünf Silberminen, dreihundertundsechzig Mark verrechnet. Eine Lehmhütte, in der die Hühner mit herumliefen,

und die gute Xanthippe, die er erst spät geheiratet hatte, die Kinder versorgte: ein Backtrog und eine Bank das ganze Mobiliar. Solch Haus war nicht zum Wohnen da, sondern nur zum Schlafen, und der Südländer ist immer aushäusig.

Aber Sokrates kannte keine Menschenfurcht. Mit unverhohlenem Respekt und Wißbegier trat er den großen Sophisten entgegen. Er suchte sie, er stellte sie, wo immer sie waren, auch in den vornehmsten Häusern, er wollte ihr Wissen wissen: ein mündlicher Austausch, Mensch zu Mensch. Aber er war unbequem. Er pochte nicht nur an die Herzen der Männer, sondern auch an das Hirn; sein Fragen wirkte wie elektrische Schläge, ging immer auf die höchsten Ziele, und jene Größen standen gelähmt, verstummten und sanken wie aufgeblasene Ballons, denen die Luft ausgeht, in sich zusammen. Der kluge Eckensteher der Gasse, der da nichts wußte, stand allein als Sieger da.

Was ist ein Sophist? Die Frage führt uns mitten ins Unterrichtswesen jener ersten Zeiten unserer klassischen Bildung. Sophist heißt genau übersetzt nicht der Weise, sondern der Weisheitslehrer, der Weisemacher [3]. Es ist das antike Wort für Professor [4]). Dabei aber bedeutet „Weisheit“ nicht das salbungsvoll Großväterliche, was wir unter dem Wort verstehen, sondern das praktisch Wissenswerte [5]. Sophist war der Name für den Oberlehrerberuf des Altertums. Auch Homer und Hesiod hießen übrigens gelegentlich Sophisten, deshalb, weil Homer Lehrer des Waffenhandwerks und der Fechtkunst schien, und so war Hesiod Lehrer des Ackerbaues.

Staatsschulen gab es nicht. Die Buben lernten damals in kleinen Privatschulen Rechnen und Schreiben; mit sechzehn Jahren gingen sie dann in den praktischen Beruf des Vaters. So machte es sicher auch Sokrates selbst. Die reichen Leute hielten sich dagegen für ihre Söhne kostspielige Hauslehrer von hervorragender Intelligenz; in dieser Weise ist Perikles im Elternhause unterrichtet worden. Was Perikles erhielt, war schon eine höhere Bildung, die heute etwa unserer Untersekunda entspricht: der Betrieb zerfiel in Sport und literarische Dinge

(mit Musik) zu gleichen Teilen. Und die Sophisten, die sich von Berufs wegen Sophisten oder Professoren nannten: was sie brachten, war nur eine Steigerung. Auch sie unterrichteten gegen Honorarzahlung. Es wurde gleichsam von ihnen nur eine Prima und Obersekunda aufgebaut. Das ist alles. Zum genaueren Verständnis aber muß man dreierlei unterscheiden.

Erstlich, sie waren Männer der Praxis: Hippias Staatsgesandter von Elis, der als Diplomat durch Griechenland reiste; Protagoras Staatsmann, der unter anderem für die neue Stadt Thurii die demokratische Verfassung ausgearbeitet hat. Zweitens waren sie Schriftsteller, die ihre Theorien und freigeistige Philosophie in gewiß zum Teil recht schwerfälligen Büchern niederlegten. Das hatte aber nichts mit ihrer Unterrichtstätigkeit zu tun. Als Schriftsteller waren sie nicht Sophisten, sondern Philosophen. Sophisten oder Lehrer waren sie nur in ihrer dritten Tätigkeit, die davon streng zu sondern ist; sie erteilten Unterricht für Geld. Wer will darüber die Nase rümpfen, daß sie Geld nahmen? Welcher Oberlehrer wird heute ohne festes Gehalt unterrichten? Das überläßt man den unbesoldeten Hilfslehrern, die enttäuscht bei uns herumgehen.

Wen unterrichteten sie? Es sind nie einzelne, sondern Gruppen von Leuten, also Klassen, und zwar stets junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren [6]. Ihr Unterricht entsprach denn auch keineswegs unseren Universitätsvorträgen, sondern dem Gymnasialunterricht in den Oberklassen. Es war eine rationelle Betreibung des Sports, der nie fehlt, es war sodann Redekunst mit Zubehör, die Kunst der Beherrschung des Wortes. Genauer erfahren wir das Programm des großen Protagoras; er lehrte, was zum Haushalt des Bürgers gehört, also Buchführung, Geldwesen, und was zum Staatsdienst vorbereitet, also Redekunst, Staaten-, Gesetzeskunde. Jeder Junge sollte durch ihn zum guten Haushalter und Staatsbeamten werden. Also Bürgerkunde gab er, wie wir sie heute gleichfalls für unsere Primaner anstreben [7]. Dabei stellte sich solch ein Professor unbedingt auf den Boden der bestehenden Verfassung. Umstürzende

Ideen fehlten im Unterricht völlig, und die Ideale, die er vertrat, waren die gutbürgerlichen: erstlich Patriotismus, sodann der noble Ehrgeiz, durch tüchtige Leistungen sich Achtung bei den Mitbürgern zu verschaffen.

Alles das war intensiv, reich, es war brav und gut gemeint, und es hat ganz gewiß auch Nutzen geschafft. So hören wir, wie der Sophist Gorgias durch seinen Unterricht den jungen, etwa zwanzigjährigen Proxenos fähig machte, am Feldzug des jungen Kyros in Persien teilzunehmen. Er gab ihm gleichsam das Militärreifezeugnis. Und Griechenland ist auch gewiß nicht an der Sophistik zugrunde gegangen; an seiner eigenen politischen Zerspaltung und der drückenden persischen und mazedonischen Macht ging Griechenland schließlich politisch zugrunde, und es ging zugrunde an Sokrates.

Sokrates war von dem allen aufs tiefste enttäuscht. Es blieb in Athen alles, wie es war. Sittlichkeit, Wahrheit, wer fragte im Ernst danach? Dem jüdischen Volke hatte Moses das Moralgesetz gegeben; von seinem Gott selbst, dem jüdischen Nationalgott, hatte Moses das Gesetz empfangen. Zeus dagegen, die griechischen Götter regierten wohl angeblich die Welt, aber sie redeten nicht zum Volke, sie gaben kein Moralgesetz aus Himmelshöhen. Der Grieche mußte ohne Gotteshilfe die Sittlichkeit selber finden.

Solon bot den Athenern nur das Dürftigste, und die anderen Staatsmänner, Kimon und Perikles? Reicher hatten sie Athen gemacht, aber nicht besser. Reicher und genußsüchtiger. Komfort und Prunk: Werften und Speicher am Hafen, Musikhallen, Tempel und Statuen, eine prahlende Herrlichkeit. Athen lebte (wie Deutschland nach 1870) weit über seinen Etat. Perikles, sagt Plato, hat die Athener zu einem faulen, geschwätzigen, geldgierigen Volk gemacht. Athen ist von ihm zu gut ernährt worden und eigentlich nur aufgedunsen, aber nicht gesünder geworden [8]. Industrie und Handel im Flor; der Bürger badet und nährt sich gut und kann sich sonnen. Sokrates aber sah das Wuchern der Selbstsucht bei Alt und Jung: Lug und Trug im Handel,

Genußsucht, ein dreistes Sichgehenlassen in der Führung jedes einzelnen; überall die helle Freude an der Lizenz. Vor den Geschworenengerichten wurde täglich das Recht verbogen, und der Triumph der Advokaten bestand eben darin, die schwärzesten Mohren weiß zu waschen, die Sünde zu verklären. Verdrehung des Tatbestandes, Verdrehung der Worte! Und die Herren Sophisten übten die jungen Leute eben darauf ein. „Eristik" hieß die Kunst der Debatte, die Kunst des Widersprechens, in der man sich wie die Jongleure übte [9]. Eben das ist es, was man heute in Sonderheit sophistisch nennt. Plato verhöhnt die Eristik durch Beispiele wie dieses: „Dem Koch kommt das Kochen zu. Zugegeben? Ja. Nun, dann muß man also den Koch kochen; denn es kommt ihm ja zu." Im Reichstag der Volksversammlungen, an denen Athens Schicksal hing, ging es nicht anders zu, und der Wankelmut der gutwilligen Masse bei der Abstimmung war groß. Die Leidenschaften und tumultuarisch blinden Triebe siegten unter der Hetzpeitsche der Demagogen und Parlamentarier nur zu oft, und der Demagog wühlte, bestach, terrorisierte, verleumdete, bis er hatte, was er wollte. Wahrer Ernst, Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit und sittliches Verantwortungsgefühl, alles das fehlte, und die Sophisten, diese Praktiker des Lebens, gaben es nicht.

Sokrates griff zu den Büchern der Sophisten. Eine Fülle neuer, kühner sozialer Ideen ging damals in den Büchern um. Man brauchte sie nur aufzurollen. Kommunismus, Aufteilung des Privatvermögens, daneben das Nietzschesche Ideal des Herrenmenschen; Auflösung der Ehe; Vielweiberei. Am Gehorsam der Kinder gegen die Eltern, an allem wurde gerührt; alle Pflichten kamen ins Wanken; nichts war gründlich erörtert. Ein Gären und Rumoren nach neuen gesellschaftlichen Zuständen, damals wie heute. Vor allem lehrte das Buch des Protagoras in klassischer Simplizität in der Erkenntnistheorie den krassen Empirismus: ein gültiges Wissen gibt es nicht. Jedes Urteil, das ich fälle, ist subjektiv richtig; der Einzelmensch ist der Maßstab für alles. Was dem einen heiß ist, ist dem anderen

lau; was dem einen schön ist, dem anderen garstig, und jeder hat allemal für sich recht. Das Urteil des einen ist nie für den anderen bindend. Sollte das auch für Gut und Böse gelten? Rette, was zu retten ist!

In Sokrates wuchs die Sorge. In ihm schlug das Gewissen Athens. In ihm erwachte das Gewissen der Menschheit. Gibt es keinen Kompaß im Leben, dessen Nadel stets unverrückbar nach einer Richtung weist? Gibt es kein festes Spalier der Sittlichkeit, an dem unsere Seele sich emporrankt, um Früchte zu tragen und nicht im Staub zu liegen?

Und nun tat Sokrates mutig den großen Schritt, der ihn verhaßt machte und der sein Ruhm ist. Er trug diese theoretischen Fragen der Erkenntnislehre und der wissenschaftlichen Ethik auch in den Jugendunterricht hinein. Das hatten die Sophisten nicht getan. Er faßte den Stier bei den Hörnern und machte die jungen Leute in Athen selbst zu Zeugen und Zuschauern seines Kampfes. Wir sollen nicht Sklaven sein der Meinungen der Menschen[10]. So beginnt der Kampf gegen die Phrase. Der große Protagoras mußte Rede stehen und sich wie ein Schuljunge ausfragen lassen.

Sokrates tritt in die Halle, wo der Professor eben doziert. Grausam, wennschon mit aller attischen Anmut und Höflichkeit, mit einer bezwingenden Unterredungskunst beginnt er das Fragen: „Du willst die jungen Leute rechtskundig machen? Was ist gerecht? Du willst sie gut machen? Was ist gut?“ Der große Lehrer läßt sich ausfragen und steht schließlich mit verlegen schiefem Gesicht und offenem Munde unter seinen Schülern. Er hat das Examen nicht bestanden. Sokrates bekennt sich zum Nichtwissen; der große Sophist und Lehrer aber weiß noch weniger. Die junge Schülerbande sieht dem Fiasko zu; Alkibiades freut sich daran. Man denke sich das in Wirklichkeit; man denke sich, daß an unsren Hochschulen irgendein Dozent, sagen wir ein Extraordinarius, sich in die Vorlesung seines sogenannten Oberkollegen, des Ordinarius, begibt und anfängt, ihn auszufragen, und ihn vollständig blamiert. Was wird

die Wirkung sein? Eine Unterbindung oder Vernichtung des Lehrerfolges des anderen. Ganz gewiß hat Sokrates den Sophisten alsbald alle bes eren Schüler entzogen. Das mußte die Wirkung sein. Es konnte nicht anders sein. Die ganze bisherige Bildung, alle sozialen Begriffe waren auf Sand gebaut und ohne Ewigkeitswert, und die Berufslehrer, die Führer und Werkmeister der Bildung, halfen zu nichts.

Was leistete nun Sokrates? Wodurch ist er groß? War es nur das Negative, die bisher gültigen Größen zu fällen oder umzuwerfen?

In der Philosophie bedeutet er allerdings schon darum, aber nicht nur darum einen Wendepunkt. Er focht vor allem für den Unterschied von Meinen und Wissen. Es muß ein gültiges Wissen geben, das alle Menschen bindet, und vor allem das, was sittlich, muß, wie die Sätze der Mathematik, dem Wähnen entzogen werden und muß zum Wissen werden: das Wissen vom Guten. Darum suchte er nach festen Begriffsbestimmungen der herrschenden Tugendbegriffe von gut, edel, tapfer usf., und das ergab wenigstens einen grundlegenden methodischen Fortschritt: die Methode der Begriffsbestimmung. Durch Herleitung oder Deduktion aus Beispielen wird sie gewonnen. Eine Menge Dinge des Lebens lassen sich definieren, aber leider die Primärbegriffe nicht. Tugend ist Wissen. Die Gerechtigkeit ist also das Wissen vom Gerechten. Nun gut; aber sind wir dadurch klüger? Was ist nun gerecht? Es entsteht ein identisches Urteil: gerecht ist gerecht. Weiter kommt Sokrates im Grunde nirgends. In Hunderten von Gesprächen mit den jungen Menschen — denn auch er unterrichtet nun die Jugend — hat er das geübt.

Man sitzt in der Turnhalle (oder im Gymnasium) im Ankleideraum in einer Wandnische. Die Wandnische heißt „Schola“, und davon hat noch heute unsere Schule ihren Namen. Der junge Charmides, fünfzehnjährig, ist schön wie eine Statue. Schüchtern setzt er sich neben den klugen Sokrates; andere Jünglinge stehen lauschend herum, das Turnen ruht, und Sokrates

Grabstele des Tynnias

fragt den errötenden Charmides: „Bist du auch immer besonnen? und was ist das eigentlich, die Besonnenheit?" Der Knabe sagt: „Ich glaube, es ist eine gewisse Ruhe im Benehmen." Daran knüpft dann Sokrates an, zerpflückt schonend die Worte und zieht auch die Reiferen sorgsam ins Gespräch. Die Säulen selber lauschen, so gespannt ist alles; die Worte gehen wie knisternde Funken. Aber das Ende ist immer die Aporie, die Ergebnislosigkeit. Keine Antwort genügt. Man gelangt immer nur zu identischen Urteilen. Das Nichtwissen ist das Ergebnis.

So aber entstand die Idee. Was heißt Idee? Es ist die geistige „Gestalt" der Dinge und Handlungen. Man nehme eine Reihe von frommen Handlungen: der eine baut eine Kapelle, der zweite opfert im Tempelhof, der dritte betet. Diesen Handlungen gemeinsam ist die Eigenschaft, daß sie fromm sind. Das Fromme ist also die gemeinsame Gestalt dieser Handlungen. Das ist die Idee, die an ihnen haftet und die wir denken. Das ist der Ausgangspunkt der Ideenlehre gewesen; damit beginnt die metaphysische Spekulation. Ob die Einzeldinge sind, wissen wir nicht; die Ideen von ihnen existieren aber sicher, sofern wir sie denken[11].

Die Tugend ist Wissen. Das ist Sokrates' Lehre; sie klingt für uns befremdlich. Daß man das Gute auch wollen muß, davon spricht er nicht[12]. Daß der Wille der Erkenntnis folge, ist ihm völlig selbstverständlich[13]. Woher dann aber die vielen Übertretungen? Weil in Wirklichkeit kein Mensch auf der Erde das Wissen hat. Nur die Götter haben es in Wirklichkeit. Sagt jemand auf Anfragen leichthin zu Sokrates, er wisse, was Tugend sei, so erwidert Sokrates: „O du Seliger, so darf ich dich zu den Göttern zählen." Das ist die Sokratische Ironie. Sokrates ist das große Muster des Ironikers.

Kein Mensch hat das wirkliche Wissen vom Guten. Woher kam es dann aber, daß Sokrates selbst immer das Gute tat? Denn er war ein Wunder der Lauterkeit und Rechtlichkeit. Alle fanden ihn untadelig. Er war sich darum selbst ein Rätsel, und hier setzt nun das Überirdische, das Göttliche ein: sein Daimonion.

Eine göttliche Stimme ist in ihm oder ist über ihm, die vor jedem Fehltritt ihn deutlich verwarnt: das ist historische Tatsache und keine Fabel. Sofern er das Böse vermeidet, steht er immer in Verbindung, in Fühlung mit der Gottheit, die sich ihm in seinem Herzen offenbart. Das war sein Glaube. Er erzählte es jedem. Das Daimonion bedeutet nicht das, was wir Gewissen nennen; denn von Reuegefühlen über vergangene Vergehungen weiß er nichts. Sokrates war eben ein Genie der Sittlichkeit, ein Virtuose im Rechthandeln, er besaß einen untrüglichen, sittlichen Takt. Aber nur eine höhere Macht konnte in ihm, dem Nichtwissenden, das bewirken. Er war kein Aufklärer, er glaubte vielmehr fest an das göttliche Walten, das sich des suchenden Menschen annimmt. So ist Sokrates auch ein Vertiefer des Selbstgesprächs gewesen: er hört in sich eine innere Stimme. Auch in der Geschichte des Selbstgesprächs bedeutet er einen Wendepunkt [14].

Gleichwohl macht alles das auf uns einen eigenartig kühlen Eindruck. Er ist der große Nüchterne, selbst bei den Symposien, wo man zum Trunk versammelt ist: er trinkt alle nieder, in gedankenreichen Gesprächen über dem schäumenden Becher bis zur Morgenfrühe. Froschkalt erscheint er oft gegen die gutmütig sanguinischen Sophisten. Sein kühl zergliedernder, scharf geschliffener Verstand operiert wie mit stählernen Messern, Zangen und Eisenhaken. Aber die Zangen und Haken waren nur sein Werkzeug. Ein rastloser Drang nach Ewigkeitswerten treibt ihn um. Wonach er sucht, ist das heiligste Gut, und er sucht es mit heißem Herzen und mit dem Triebe wahrhaftiger Menschenliebe, als Helfer seiner Freunde, als Retter der Gesellschaft, als Apostel der Menschenwürde für alle künftigen Geschlechter.

Sokrates konnte auch einsam sein, denn er war auch Mann des Selbstgesprächs. Zwölf Stunden lang konnte er an der Straßenecke stehen und auf das Pflaster, auf einen Punkt starren, als starrte er in das Meer und könnte den Grund nicht finden. Übrigens tanzte er auch allein in seinem Haus, weil das gesund war, trieb also gleichsam Zimmergymnastik, wobei

man ihn ertappte. Aber er war trotzdem eine gesellige, soziale Natur, und er hatte den Enthusiasmus der Geduld, indem er sich erziehend der Jugend widmete [15]. Er nahm nicht Geld, weil er ja nichts zu wissen behauptete; aber mehr und mehr strömten ihm alle besseren jungen Leute zu. Auch aus den Nachbarstaaten kamen sie. Sie kamen, und das war das Größte an ihm: er war ein Erzieher und Seelsorger der Jugend, der erste Seelsorger, von dem wir wissen.

Was ist das höchste Gut? und wozu leben wir? Vor alle, auch die vornehmsten Protzen und höchsten Chargen des Staates stellte er sich hin und bewies und predigte allen unermüdlich (in diesem Punkte wird Sokrates beredt): Dein Geld ist nichts, und dein Ansehen ist nichts, und du bist elend, wenn du schlecht bist. Laßt uns rechtschaffen und edel sein, dann sind wir glücklich, und nur dann. Dazu leben wir. Ein lauteres Tun, das allein ist Glückseligkeit! Nur darin wurzelt die wahre Herzensfröhlichkeit. Auch ist es besser, Unrecht leiden, als Unrecht tun; denn wer Unrecht tut, hat eine verstümmelte Seele: wer Unrecht leidet, hat sie nicht. Droht dem Übeltäter die Strafe? Freudig muß der Übeltäter sie auf sich nehmen; denn die Strafe macht ihn gesund. Gesundheit der Seele! Sokrates ist Arzt. Wie er dabei die Seelen packte, das schildert uns Alkibiades im „Gastmahl“: sein Wort wirkte korybantisch, d. h. allen Egoismus zermalmend. Das Herz des Hörers fängt an zu pochen, er vergießt Tränen vor Erschütterung; er glaubt vor Scham und Selbstunzufriedenheit, so wie er ist, nicht weiter leben zu können. Seine Worte wirken wie Schlangenbiß.

Das war des Sokrates innere Schönheit; zu ihr ist sein Äußeres der Kontrast. Der ganze Mann eine Paradoxie: Silentypus; der Körper behaart, aufgestülpte Nase; große Ohren und Kahlkopf.

Danach begreifen wir aber, was ich schon sagte: Sokrates hatte nicht Schüler, sondern Jünger. Es bildete sich eine Gemeinde um ihn. Was sie untereinander verband, war Dankbarkeit und Verehrung auf der einen Seite, Sachlichkeit und

Menschenliebe auf der anderen. Das war der Vorzug des antiken Männerverkehrs, wie er ähnlich auch heute noch im Süden besteht. Reich und arm kennt sich, duzt sich, gibt sich die Hand, sucht sich in den Häusern auf, Mensch zu Mensch, mit dem Gefühl der natürlichen Gleichheit, und die albernen Grenzen gab es nicht, die heute bei uns bewirken, daß der Großindustrielle sich mit seinem Friseur nicht an denselben Tisch setzt und der Herr Baron mit seinem Uhrmacher oder Gärtner nicht verkehren kann. Das ist die sogenannte christliche Gesellschaft.

Dazu kam noch eins: die Knabenliebe oder Jünglingsliebe, die den Südländern in der Natur liegt und geläufig ist. Sokrates hat sie veredelt oder verklärt, geheiligt; er hat sie dem großen pädagogischen Zweck dienstbar gemacht. In vielen Gesprächen, die Plato schildert, tritt uns das geradezu herzgewinnend entgegen.

Und er schilt nie, er poltert nie, er ermahnt nur und überredet und öffnet schließlich phantastisch sogar Himmel und Hölle, den überhimmlischen Ort und den Tartarus, um durch Drohung und Lockung das Gewissen zu wecken. Immer ist sein Ton bescheiden und oft von bestrickender Liebenswürdigkeit und echt attischer Grazie. „O du Wackerer," redet er den Lernlustigen an, oder „du Guter, Bester". „Du Seliger, denkst mich zu überführen," sagt er zum Gegner. Selbst wenn er in der Debatte beschimpft wird, sagt er nur: „Ei, schilt nicht so, teures Freundchen, sondern frage mich lieber ruhig oder antworte auf meine Frage" [16]. Er lachte nie, aber ein ermutigendes Lächeln der Freundlichkeit umspielte seine schweren Lippen, und er hatte ein lauschendes Auge, mit dem er jeden ansah. Er hatte etwas Erweckendes.

Und so hat er in der Tat seine großen Schüler geweckt; ich nenne nur Plato und Antisthenes, Aristipp und Xenophon. Sokrates wurde die Hebamme der großen, weltbewegenden ethischen Philosophie, die auf ihn folgte. Hebamme, so nannte er sich selbst. Er verhalf den Gedanken zur Geburt, mit denen die besten seiner Jünger sich trugen.

So verging ein Jahrzehnt und noch ein Jahrzehnt; es sind die Jahre 427 bis 407 v. Chr. Aber der Krieg, der große Krieg, war immer noch nicht zu Ende, und auf einmal brach Athen zusammen. Die gräßliche Niederlage auf Sizilien war geschehen. Sparta hatte sich gegen Athen mit Persien verbündet. Die letzten Seeschlachten gingen verloren, die auswärtigen Besitzungen ebenfalls. Sokrates sah jetzt den Jammer und Kleinmut, die letzten krampfhaften Kraftanstrengungen, die Kopflosigkeit der Machthaber und Volksführer: Angst, Empörung, Ohnmacht und Agonie. Die Aristokratenpartei bemächtigt sich der Gewalt; denn die Demokratie war schuld an den Mißerfolgen. Sokrates sieht, wie das Morden unter den Bürgern beginnt. Soldknechte gehen mit Dolchen durch die Gassen und töten die Demokraten. Dem Freidenker Antiphon wird in Athen der Prozeß gemacht und er muß den Giftbecher trinken. Sokrates sieht auch das; er sieht endlich die feindliche Flotte sich vor den Piräus legen: Lysander war da; er erlebt die Hungersnot mit und die Kapitulation. Der Spartaner Ktesibios besetzt die Akropolis. Unter Flötenspiel und Tanz werden die berühmten Piräusmauern niedergerissen. Kritias, der Athener, der Oligarch, knebelt als Führer der dreißig Tyrannen das Bürgertum Athens, und unter Plünderung und Greueln werden Hunderte von freien Bürgern in die Gefängnisse geworfen und hingerichtet. Der Justizmord blühte. Sokrates überlebte das alles.

Dann zieht endlich der Spartaner ab. Das entkräftete Athen ist sich selbst überlassen. Es gelingt dem Patrioten Thrasybul, die vernichtete demokratische Verfassung wiederherzustellen: Thrasybul befreit Athen. Ein neuer Anfang wird gemacht. Athen ist jetzt ein ohnmächtiger Winkelstaat wie Korinth und Theben; aber die alte, sieggewohnte Demokratie möchte doch wieder ein neues attisches Reich gründen, vor allem im Interesse des Handels. In der Masse lebt die alte Gewinnsucht, das Machtverlangen wieder mächtig auf. Athen, die Großhandelsstadt, seit achtzig Jahren der Vorort, der größte Name in Hellas,

die Stadt der Wunder und der Genies, sollte es nicht wieder werden, was es gewesen? So dachte die Masse. Aber sie brauchte dazu Führer, Führer von Ehrgeiz und von Talent. Wo sind jetzt die Themistokles, Kimon, Perikles und Nikias? Sie sind nirgends zu finden. Sokrates hat den jungen Nachwuchs in seiner Hand. Gerade die besten der jungen Vornehmen hat Sokrates dem Staat, wie er ist, entfremdet. Kein Sokratesschüler konnte einem Staate dienen, in dem noch immer der blinde Instinkt der Masse regiert, in dem niemand fragt nach dem absoluten Wert der Gerechtigkeit.

Wir wissen, Sokrates selbst hat seine Pflichten als Bürger redlich erfüllt; er hatte wacker als Schwerbewaffneter in der Schlacht mitgekämpft; er war gelegentlich Vorsitzender in der Volksversammlung, war auch Geschworener und hat als solcher für das, was ihm recht schien, hartnäckig sich eingesetzt. Aber sein Geist suchte nach einem neuen Staat wahrer Gerechtigkeit, dem Idealstaat, und seine Schüler mit ihm: sittliche Reformierung der Gesellschaft und danach des Staates. „Ein Einsichtsvoller", so sagt er, „ist besser als Zehntausend, die ohne Einsicht sind, und der Eine muß herrschen" [17]. Die Folge davon war, daß sich seine Schüler um keine Ämter mehr bewarben, sie nahmen von den parlamentarischen Beratungen keine Notiz, wirkten nicht mehr als Geschworene, wußten nicht mehr den Weg zur Agorá zu finden; ein Fliehen aus der Gegenwart, um dem, was göttlich, ähnlicher zu werden: eine Gruppe der Erlesenen, die vom Staat nichts wissen wollen und einen Staat im Staat für sich bilden [18]. Die herrschende Ansicht dagegen forderte natürlich, daß man sich nur als Jüngling und nicht im Alter mit Theorie und den philosophischen Dingen befassen soll; der reife Mensch hat die Pflicht, nur noch praktisch als Bürger sich zu betätigen, und muß demgemäß suchen, auch persönlich Einfluß zu gewinnen [19].

Daher der Prozeß des Sokrates. Es war ein Sensationsprozeß. Im Jahre 399 v. Chr. holte der demokratische Staat zum Schlage aus. Eine doppelte Anklage wurde gegen Sokrates

erhoben: er verderbe den Nachwuchs unter den Bürgern und er lehre neue Gottesvorstellungen.

In dieser zweiten Anklage zeigt sich der blinde Haß des Staates und seiner Wortführer. An den Götterglauben der Griechenwelt hatte Sokrates in Wirklichkeit nie gerührt. Aber das Daimonion rückte man ihm vor und verband das mit den leichtfertigsten Verleumdungen. Vor vierundzwanzig Jahren hatte Aristophanes in einer seiner Possen den Sokrates ja auf die Bühne gebracht. Aus bloßer Gier nach grobem Lacherfolg hatte Aristophanes in seinen „Wolken“ den Sokrates als albernen und frechen Philosophen, der den Zeus und alle Götter und die Heiligkeit des Eides leugne, vorgeführt. Der Komiker hatte mit dieser Farce, wie wir sahen, eigentlich nur die damaligen modernen Philosophen im allgemeinen geißeln und persiflieren wollen; er brauchte dazu einen stadtbekannten Namen. Aber Protagoras, Gorgias und die anderen waren sämtlich Ausländer, also für ihn unverwendbar; nur Sokrates war Athener. Darum griff sich Aristophanes des Sokrates Namen auf und hängte ihm gewissenlos alles an, was damals an unabgeklärter Freigeisterei im Publikum umging. Die drolligste Fratze wurde daraus, und Aristophanes hat den Sokrates in seiner Komödie auch geradezu schon hingerichtet: denn das Stück endet damit, daß Sokrates auf der Bühne verbrannt wird; hoch auf seinem Denkerstuhl verzehren ihn die Flammen: die erste Ketzerverbrennung, von der ich weiß.

In der Tat: auf Gottesleugnung stand der Tod. Darin verrät sich die hilflose Wut der Ankläger, daß sie zu solchen Verleumdungen griffen; es ist, als wenn man heute die Spöttereien des Simplizissimus als Zeugnisse vor Gericht verwendete. Vollberechtigt dagegen, das haben wir schon gesehen, war der andere Vorwurf, daß Sokrates dem Staatsdienst die Jugend entzog.

Vor kurzem, als der Oligarch und Tyrann Kritias in Athen herrschte, hatten Hunderte von Demokraten im Gefängnis den Giftbecher trinken müssen. Jetzt mischte die Demokratie den Becher für Sokrates.

Wenn Sokrates sich nur verteidigt hätte! Freilich, der Siebzigjährige stellte sich hin und sprach. Es war das erste und einzige Mal, daß er öffentlich redete. Aber er wußte, die Herren der großen Politik haßten ihn; für das Gros war er ein Greuel und Spott. Denn er hatte die Herren tödlich gekränkt. Es ist gefährlich, dem wilden Löwen die Mähne abzuschneiden; Sokrates aber hatte es gewagt [20]. Nun mochten sie hören, daß er sich als Apostel des Guten über Richter und Volk erhaben fühlte. Er stellte sich unter die Ägide des Delphischen Apoll. Seine Rede liegt uns vor, sie ist gleichsam sein Testament, eine Selbstdarstellung [21]. Aber der Maßstab, an dem er da, was löblich und unlöblich, mißt, war nicht der populäre. Das Ganze ist unpopulär, außer Zusammenhang mit der laxen Massenmoral und machte daher auf den gemeinen Athener den Eindruck des Stolzes und der Überhebung.

In der Tat, sein Stolz reckte sich. Er unterstrich nur sein Programm. Er wurde der Ankläger seiner Ankläger [22]. „Solange ich atme, und müßte ich hundertmal sterben, mein Tun bleibt dasselbe." „Ich wecke die Welt zur Erkenntnis des Guten; Gott hat mich euch gesandt, weil er sich eurer erbarmte. Noch nie ist Athen ein größerer Dienst als durch mich geschehen." „Wollt ihr mich belohnen, so rüstet mir wie den Olympiasiegern im Rathaus ein Ehrenmahl [23]."

Sokrates hatte noch unmündige Kinder; die Richter erwarteten, er solle flehen: laßt mich am Leben um meiner unversorgten Kinder willen. Aber er tat es nicht, er flehte nicht. Dann bestachen seine Freunde den Gefängniswärter: er sollte aus Attika fliehen. Aber er blieb in seiner Haft, er floh nicht.

Es war, als spräche er: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Es sind nur etwas andere Worte, die Plato ihm in den Mund legt: „Mein Werk ist vollendet, warum soll ich nicht sterben? Athen hat mir zeitlebens so viel Gutes getan; warum soll ich nicht auch den Tod von ihm annehmen? Die Bürger der Stadt aber sind wie Kinder, die ihren Arzt umbringen,

weil seine Medizin bitter war. Der Arzt grollt nicht dem Unverstand, er verzeiht seinem Vaterlande." So war Sokrates der erste, der das ‚vitam impendere vero', die „Wahrheit mit dem Leben bezahlen" wahr machte, der für eine Wahrheit starb und nicht für sein Vaterland. Ohne Groll ging er dahin.

Es war Sommerzeit, und die heilige Festwoche hatte begonnen. Das große Nationalfest wurde auf der Insel Delos gefeiert. Solange es dauerte, durften in Athen keine Hinrichtungen geschehen. Das Gefängnis aber stand im humanen Athen immer für Freunde offen, und so war es dem Verurteilten beschieden, noch in vielen und reichen Gesprächen mit seinen Getreuen sich auszuleben. Er war nie allein. In Ewigkeit unvergessen sind diese letzten Weihestunden. Plato hat uns das letzte wundervolle Gespräch geschrieben. Ist, was Plato uns in seinem „Phädon" gibt, Dichtung, so kann doch die Menschheit diese Dichtung Platos nicht entbehren. Sie ist von innerer Wahrheit erfüllt.

Das letzte Scheiden naht. Die Jünger werden nun Waisen sein, und sie bangen um ihren Vater. Da führt Sokrates das Gespräch über der Menschenseele Unsterblichkeit. Der Staat Athen rüstet eben jetzt in seiner Schwäche neue Bündnisse, neuen Flottenbau; für den Staat sind die Seelen nur Nummern, nur Werkzeuge, die seinen irdischen Zwecken dienen. Um Sokrates aber versammelt sich in der Stille und Andacht seine Gemeinde in der engen Sorge um die einzelne Menschenseele und ihre Fortdauer im Jenseits. Welch ein Gegensatz!

Für Sokrates steht es zwar fest, er wird im Tode zu den Seligen eingehen. Es ist der orphische Glaube. Aber der Beweis? woher ihn nehmen? Die Gründe wogen hin und her; die Wage steigt und fällt. Schon siegt mit schneidender Kälte die gegenteilige Meinung junger, ebenbürtiger Philosophen; Simmias und Kebes verfechten sie, und es will schon Abend werden. Sokrates sitzt auf seinem Lager, zu seinen Füßen auf einem Bänkchen der junge Phädon. Er faßt den Jüngling in seine Locken und fragt: „Willst du das schöne Haar aus Trauer um

mich abschneiden? Das sollst du nicht; denn niemand braucht um mich zu trauern. Aber wenn wir den Beweis, den wir suchen, nicht erbringen, dann, Phädon, trauere, und deine Locken mögen fallen.“ Dann holt der Unermüdliche aus dem Tiefsten seinen Ewigkeitsbeweis für die Unzerstörbarkeit des Ich; denn die Seele im Körper ist Prinzip seines Lebens, ist also des Todes Gegensatz. Da atmet alles auf, und der Redende fährt fort und öffnet jetzt das Jenseits, Dantes Hölle selbst und das Paradies und die Herrlichkeit des seligen Lebens. Dann ist sein letztes Wort: „Seid nur tugendhaft, Freunde; schön ist der Preis und die Hoffnung groß. Ihr begrabt nur den Leib, ich aber lebe.“

Dann badet er, sieht seine Kinder und sein Weib für kurze Zeit, und dann tritt der Diener herein mit dem Gift. Der Diener bringt es schluchzend. Auch er ist ganz ergriffen. „Trinke noch nicht,“ bittet Kriton, „denn die Nacht ist noch nicht da, und ein Reflex der Sonne leuchtet noch an den Bergen.“ Dem Sokrates aber eilt es; er wollte die wenigen Augenblicke nicht sparen. Er nahm den Becher, betete zu den Göttern um eine gute Reise, setzte ihn an, und ganz frisch und unverdrossen trank er ihn leer. Nun bricht alles in Trauer aus; er aber steht hellen Auges unter den Erschütterten: „Haltet euch wacker und ruhig. Was tut ihr Wunderlichen, daß ihr weinet?“ Bald fühlt er, daß es wirkt, daß ihm die Schenkel schwer werden, und er legt sich und verhüllt sein Haupt. Der Tod stieg gleichsam an ihm empor; seine Füße wurden kalt und unempfindlich, dann seine Knie erkaltet und starr. Da enthüllte er sich noch einmal und sagte die berühmten Worte: „Ich habe dem Asklepios einen Hahn gelobt; bringt ihn dem Gotte.“ Ein Zucken ging noch durch seinen Körper; seine Augen waren schon gebrochen. Der Freund Kriton schloß ihm Mund und Augen.

Was sollte der Hahn und der Gott Asklepios? Der Hahn war damals noch ein seltenes, kostbares Tier. Asklepios aber war der Gott der Genesung. Diesem Gott hatte Sokrates, als

wäre er krank, die Gabe gelobt; jetzt bringt er sie dar; denn er ist im Tod genesen. Das Irdische war seine Krankheit.

„Glücklich schien er im Sterben," sagt Plato und setzt an den Schluß die kurzen Worte: „So endete der Mann, der unter denen, die wir kannten, der beste war, der einsichtigste und der gerechteste."

Wie schlicht klingt das alles! Vom Begräbnis und Grabeskultus hören wir nichts. Seine Seele hatte nur das Kleid des Leibes abgeworfen; denn die Gestorbenen sind die entblößten Seelen. Sokrates wurde nicht zum Halbgott erhöht, wie es sonst im Altertum so leicht geschah. Er war Mensch; sein Ruhm die Bescheidenheit, und die Grenze zwischen Gott und Mensch, zwischen Vollkommen und Unvollkommen hat er scharf gezogen. Er war der suchende Mensch, der im Tode das Leben gefunden, aber neues, junges Leben hinter sich läßt.

Im Kerker war es still und dunkel geworden. Die Nacht lag über Athen und dem Meere, und die Gassen ruhten. Die Göttin Athene auf der Akropolis stand regunslos mit ihrem Speer. Spaltete sich ihr Herz? In dieser Nacht vermorschte der Speer in der Hand der Göttin, und ihre Stadt, zu politischer Machtlosigkeit verdammt, war hinfort nur noch die Stadt der Eulen und die Stadt der Sokratiker.

Einsam lag der vergiftete Mann im Kerker. Aber zu ihm an sein Leichenbett drangen zu selbiger Nacht die Genien aller kommenden Jahrhunderte, faßten seine Seele und trugen sie froh hinaus in die Zukunft und bis zu uns. Seele ist Leben, so lehrte Sokrates. Seine Seele lebt, atmet, mahnt und erzieht noch heute.

Es ist ein langer, wunderbarer Prozeß. Erst wurde Hellas, dann Rom sokratisch. Sokratisch wurden selbst die Götter des Olymp; denn der Zeus des Kleanthes war ein anderer als der Zeus des Homer. Der Donnergott des Märchens wurde zum Weltenschöpfer und zum Hüter der Sittlichkeit verklärt und entkörpert. Sokratisch wurde schließlich auch das Christen-

tum. Um es kurz zu sagen: die Ethik oder Pflichtenlehre, die wir bei den Kirchenvätern finden, stammt nur zum kleinen Teil aus dem Alten Testament (die zehn Gebote sagen ja nur, was wir unterlassen sollen); sie stammt zum großen Teile aus der griechischen Stoa und Akademie; die Stoa und Akademie aber gehen mit ihrer Lehre auf Sokrates zurück. Plato und Antisthenes sind die Schüler des Sokrates gewesen, die ihres Meisters Gedanken an die Zukunft weitergaben. Von hier aus gingen zum erstenmal, um auch daran zu erinnern, die Ideen von der sozialen Gleichstellung der Frau, von der Hebung und sittlichen Gleichstellung des unfreien Arbeiters, von der Gleichwertigkeit aller Völker. Erst im vorigen, im 19. Jahrhundert nach Christo, ist im Lande Preußen die Leibeigenschaft aufgehoben worden, eine Nachwirkung dessen, was Antisthenes, der Schüler des Sokrates, einst in die Welt rief.

Sokrates hat keine neue Religion gegründet. Die Religionsgründer und Gottessöhne sind gern jung; auch Christus wurde im Altertum als Jüngling im Alter des Apoll und Antinous gedacht. Hier ist ein Greis, der nicht Glauben lehrt, sondern nur gut zu sein und wahr zu sein. Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Sonderung von Glauben und Wissen! Er schuf die wissenschaftliche Forschung, die diese Sonderung vollzieht und durch alles Vergängliche und Ephemere sich emporringt zum Ewigen, zum Begreifen des Unbegreiflichen. Die Nächstenliebe dagegen hat er nur geübt, nicht gepredigt. Sie war ihm so selbstverständlich, daß er kein Wort darüber verliert. Erst das Christentum hielt es für ratsam, die Nächstenliebe zu fordern und vorzuschreiben [24].

Hat Athen den Sokrates mit Recht getötet? Das ist eine beliebte Frage, und man glaubt, etwas gesagt zu haben, wenn man sie bejaht. Man kann ebensogut fragen: sind die Christen, als sie in der römischen Arena von Bestien zerfleischt wurden, mit Recht zu Märtyrern geworden? ist Giordano Bruno von der katholischen Kirche mit Recht verbrannt? Der Staat Rom war gegen die Christen im Recht und die Christen gegen Rom.

Das Neue ringt mit dem Alten auf Tod und Leben. Es ist nützlicher, Folgendes zu unterscheiden.

Der Mensch, der nach sittlicher Vollkommenheit strebt, kann sich zur menschlichen Gesellschaft verschieden stellen. Es gibt ein dreifaches Verfahren. Die einen sind die Einsiedler und Mönche, die sich absondern und isolieren, um sich von der Außenwelt reinzuhalten; es sind die heiligen Egoisten der Sittlichkeit. Sie sind für den Staat verloren. Die anderen stehen zwar mitten in der Welt, aber sie verwerfen den Staat wie er ist, halten sich darum von den Bürgerpflichten zurück und rüsten im geheimen einen besseren, gerechteren Zukunftsstaat. So hat es lange Zeit die deutsche Sozialdemokratie, die Marxisten unter Bebels Führung gehalten, die damals zwar im Reichstag mit tagten, aber alle Regierungsvorlagen grundsätzlich ablehnten. Es bleiben an dritter Stelle die übrig, die bei allem Streben nach Verbesserung sich schicken in die gegebenen Verhältnisse.

Alle drei Auffassungen von der sittlichen Verpflichtung des Einzelmenschen gehen geschichtlich auf Sokrates zurück und haben sich durch seine Schüler neben- und nacheinander durchgesetzt. Den einen war der Staat völlig gleichgültig; sie sorgten nur für ihre eigene Veredlung; so machte es der Zyniker Diogenes, der vor seinem Faß sich sonnte; so machte es der stille Gärtner Epikur. Anders der große Plato und seine Schule; Plato zog sich nur deshalb vom Staate zurück, um einen besseren, vollkommenen zu ersinnen und die Einzelmenschen durch Schulung auf ihn vorzubereiten. Plato dichtete den Idealstaat, den er auf des Sokrates Pflichtenlehre gründete, ein Buch vom Idealstaat, das in seinen Motiven heute noch nachwirkt, und er hoffte auf seine Verwirklichung. Die dritte Richtung aber wird mutmaßlich schon von Antisthenes, jedenfalls von Xenophon und hernach von den jüngeren Stoikern vertreten; sie stellten sich geduldig in den Dienst des Staates, wie er eben ist, und suchten ihn zu verbessern durch Hebung der Individuen und Ertüchtigung jedes einzelnen zu rechtschaffener Lebensführung. Dies predigten Panätius und Seneca. Wir dürfen sagen: so-

wohl Plato wie Seneca haben mit dem, was sie taten, die Wünsche des Sokrates erfüllt.

Und wir Modernen? Gottlob, es gibt keine sittlichen Ideale mehr, die uns zwingen könnten zur Untreue gegen das Vaterland. Der mönchische Einsiedler hat bei uns den Boden verloren, aber auch der Ästhet, der, wie Epikur, in Selbstverfeinerung nach nichts fragt, als das Leben sich zum Genuß zu gestalten. Sei dieser Genuß noch so erlesen, die Hilfsdienstpflicht reißt solche Leute aus ihren weichen Träumen und zerbricht ihr Harfenspiel, Auch auf Platos Idealstaat können wir nicht warten und bestreben uns im Sinne Senecas, zugleich Patrioten zu sein und zugleich Sokratiker, das heißt unser Ich zu vertiefen, unsren Wahrheitssinn zu läutern und doch uns als soziale Kraft zu fühlen, die nur im Staat sich ausleben kann.

Wie sehr Deutschlands Schicksal dem Schicksal des alten Griechentums gleicht, ist augenfällig, und dies ganze Buch hat es dargelegt. Wir dürfen es sagen, ohne zu prahlen: wie einst Athen für Griechenland, so ist Deutschland lange Zeit im Kulturhochstieg des 19. Jahrhunderts ein geistiger Führer und Vorort der Bildung für Europa und für die Welt gewesen. Deutschland florierte und war dabei in Üppigkeit, Reichtum und geschäftlicher Betriebsamkeit aufgeblüht, ja aufgebläht, wie jenes Athen des Perikles. Da kam der Weltkrieg, der Neid, die Befeindung von allen Seiten: im Osten Rußland, ein Riese wie einst Persien, im Westen Frankreich und England, beide ehrgeizig wie einst Sparta und auf die Hegemonie erpicht. Dreiviertel der Menschheit verschwor sich gegen uns, und das Schicksal rüttelte und riß an den Wurzeln unserer Kraft und unseres Daseins. So sind wir schließlich wie einst Athen zusammengebrochen. Heer und Flotte haben auch damals wie heute ihre Pflicht getan. Am Parlamentarismus, an Parteiung, am Demagogentum, am ultrademokratischen System ging Athen zugrunde, da den einzelnen in der Masse das Pflichtgefühl fehlte, das sittlich ernsthafte Verantwortungsgefühl, das jenes System voraussetzt. Steht es bei uns anders?

Möchten wir es nicht erleben, daß, da der Feind auch bei uns, wie einst Lysander, der Spartaner, unter Tanz und Jubel unsre Grenzen wehrlos macht, zum Verlust unserer Wehrkraft der Verlust unserer Arbeitskraft, unserer nationalen Gesundheit hinzukomme. Mögen wir es nicht erleben, daß auch bei uns ein Sokrates prüfend über Markt und Gassen geht, der sagt: Dieser Staat ist wert zugrunde zu gehen. Werdet erst bessere Menschen, ihr Athener, werdet wahre Menschen. Lernt erst, daß das Pochen auf Menschenrechte, daß Profitsucht, Reichtum, Macht und Ehren nichts sind und der Adel des Menschen in der Liebe zur Pflicht, der Beruf des Menschen in der sozialen Tugend, daß das Glück allein in der Selbstachtung liegt. Dann erst verdient ihr ein Vaterland zu haben.

*

# Ausblick und Ende

Das politische Leben und Erleben des Griechentums verliert seine weltgeschichtliche Bedeutung nach dem Fall Athens. Doch sind wir es ihm gleichwohl schuldig, auch auf das, was noch folgte, einen Ausblick zu tun; mögen die Jahrhunderte rasch an uns vorüberziehen.

Seit Sokrates spaltete sich das Griechentum. Die Volkspsyche begann sich zu verwandeln; so änderte sich auch die Zielsetzung der begabten Naturen. Bisher war der körperlich Tüchtige auch geistig an der Spitze, der Schöne war gut und der Gute schön. Die Seele klang nur als Melodie aus dem Instrument des Leibes. Jetzt gilt das nicht mehr; die Tugend kleidet sich paradox in Häßlichkeit, und die Schönheit wird fast schon zur Sünde. Und es trennen sich die Berufe; man wird einseitig; die einen Sportsleute oder Kriegsläufer von Beruf, die anderen Denker und Seelsorger. Dort das Söldnerwesen, hier der Schulbetrieb und die Sekte. Wie alle Künste, steigerte sich auch die Technik des Kriegshandwerks bedeutend; aber das Kondottierentum dient nicht zur Veredelung der Seelen.

Das Schicksal Griechenlands aber war entschieden, und die Fremdherrschaft drohte schon von weitem. Es waren den Griechen nur noch fünfzig Jahre Frist gegeben. Die Frage war nur, ob der Perser oder eine andere Macht der Zwingherr werden sollte.

Zwar schien es anfangs, als ob Sparta, seine alte Natur preisgebend, den Herrschaftsplan Athens übernehmen und Lysander, der große Sieger, doch noch ein einiges, unangreifbares Hellas unter der Fuchtel Spartas zustande bringen würde.

Dieser Lysander war vielleicht das größte Produkt des Spartanertums, wenn wir von Brasidas, dem Besieger Kleons, absehen; aber Brasidas wahrte nicht den Typus. Aus der Beschränktheit der Heimat in große Verhältnisse gerissen und sich selber steigernd, hat Lysander dennoch getreu die eigentümlichen Eigenschaften seiner Rasse gewahrt: ganz nur Soldat, unverblüfft und unerschrocken, von erstaunlicher Hinterlist,

Virtuose im Meineid, eine Polizisten- und Henkernatur, die mit Strick und Richtschwert von Stadt zu Stadt wandert und Gehorsam, Unterwerfung erzwingt. Wohin er trat, da sah man seine Spuren. Den Tod über alle Demokraten! Wo diese sich versteckten, schwor er heilig, ihnen solle nichts Übles widerfahren; wenn sie sich stellten, ließ er sie niederstechen, zu Hunderten. Seine Freunde und Schmeichler setzte er als Zwingherren oder „Harmosten" ringsum in alle Städte und herrschte durch sie als „Kyrios von Hellas", d. h. als Monarch aller Griechen, den Königen Spartas zum Trotze; denn er selbst war nicht König, sondern nur von den Ephoren als Oberfeldherr bestellt. Unermeßlichen Reichtum spielte ihm der Kriegsausgang in die Hände; aber er selbst bereicherte sich nicht, er blieb arm wie Aristides. Die ganze Beute strömte in Sparta zusammen, und die dorfartige Kasernenstadt wurde damit für ein paar kurze Jahre die Weltzentrale. Aber alle die freiheitsüchtigen Städte vertrieben die Harmosten bald; die unelastischen Ketten brachen; Lysander selbst war gestürzt; alles fiel aufs neue auseinander, und die Misere der Kleinstaaterei war wieder da und der Kleinkrieg, der klägliche; Theben kräftigt sich und stellt sich kämpfend zwischen Athen und Sparta, und der Perser hetzt; der Perser hat rührig seine Hand dazwischen, diktiert schon seinen Willen und lauert auf Gewinn.

Athen aber? war es noch das Herz, das Hirn von Hellas? Das Gespenst der gestorbenen Freude ging in seinen Gassen um. Ein alter Mann, der da keuchend die Akropolis erstieg, sagte voll Niedergeschlagenheit: „Dem athenischen Staat ist es wie mir: starkes Keuchen, aber geringe Kraft."[1] Niemand glaubte mehr an seine Fähigkeit, zu führen. Der Ohnmächtige hungert nach Selbsttäuschung; so heute Deutschland, so damals die Athener; sie zehrten jetzt vom Ruhm der vergangenen Großtaten und schwelgten in Erinnerungen, um die Aussichtslosigkeit der gegenwärtigen Lage nicht zu fühlen. Der Erwerbsfleiß ruhte freilich nicht, der Handel gedieh immer noch, und wer bei Kasse war, verstand gut zu tafeln. Das wurde nun

ein Lieblingsthema der Komödienschreiber, der nächsten Nachfolger des Aristophanes. Das Publikum wollte lachen um jeden Preis; aber man brachte jetzt nur seichte Ware, und die Erfindung begnügte sich mit dem Trivialsten. Der Koch spielt jetzt in der Komödie die Hauptpartie, der zur Wonne der Feinschmecker in seinem Rezeptbuch blättert und alle leckeren Fischsorten aufzählt ohne Ende (wer das liest, fängt an zu gähnen); neben dem Koch der Parasit, der bei Tisch schwächliche Witze macht und zum Dank dafür um einen Hühnerknochen lungert. Bestenfalls tritt der Soldat und prahlende Söldneroffizier auf, der allerlei Siege zusammenlügt, aber in seiner Dummheit sich von der ersten besten Hetäre düpieren läßt.

Und doch, trotz allem blieb Athen immer noch das herrliche, und es wurde von neuer Glorie umgeben. Die Kunst und die Philosophie, sie allein sind nun noch die Größe des Griechentums: Praxiteles und Plato! Nur noch abseits von den demütigenden Wirklichkeiten des Lebens ergehen sich jetzt die großen Talente, um das Wertvollste zu geben, was wir von griechischer Hand besitzen. Schönheit und Versonnenheit, beide führen ins Jenseits. Willst du in meinem Himmel mit mir leben? spricht Zeus. Gottschauen! Praxiteles schaute den Olymp, und die Götter, die er bildete, blieben das Entzücken der Jahrhunderte, da man nicht müde wurde, sie in Kopien zu verbreiten und umzubilden. Die Götter selber fragten: woher kennt uns dieser Mensch? Anmut ist bewegte Schönheit, Lockerung der Gebundenheit; hier aber war Anmut und Würde in Einem, ein schlummernder Reiz, eine keusche Wonne, sinnlich übersinnlich; die Figuren atmen; sie atmen stille Seligkeit; sie strahlen sie aus. Man denke nur an die Venus von Knidos. Das Fremdartig-Übermenschliche ist verschwunden; das „mehr als Menschliche" liegt nur noch in der Formgebung, der Vornehmheit der Haltung allein, die doch nur ideale Natürlichkeit ist; das Kunstgeheimnis aber beruht auf der Stabilisierung der Bewegung; der bewegte Körper, die bewegte Miene ist im Bronzeguß erstarrt oder zu Marmor erfroren im Moment ihrer größten Schönheit, die der Künstler

mit visionärer Sicherheit erfaßt. Die griechische Rasse lieferte in diesen Göttern ihr stark geschmeicheltes Selbstporträt, eine Selbstapotheose, die noch glücklich zustande kam, bevor das Griechentum aus sich selbst heraustrat, um sich langsam in die Menschheit aufzulösen.

Die großen Malereien eines Zeuxis taten es den Meisterwerken der Plastik gleich, und an diesen Kunstleistungen beteiligte sich ganz Griechenland; an allen Plätzen taten die Ateliers sich auf, und in der Kunstgeschichte häufen sich die Namen.

Und daneben steht nun die platonische Schriftstellerei; auch sie ein Gottschauen! Auch sie war wie jene Künste noch echt griechisch und vollständig national bedingt und doch zu absolutem Wert erhoben und aller Vergänglichkeit entwachsen; Plato ein Lehrer, Wegweiser und Freund aller Zeitalter. Es ist schwer, in Worte zu fassen, was sich bei seines Namens Nennung im Herzen regt. Bedauernswert, wem er nicht zum Freund geworden.

Sokrates hatte noch offen auf den Gassen, in den Palästen, in den Werkstätten zu jedem gesprochen. Jetzt wird Athen der Sitz gelehrter Genossenschaften, jener Philosophenschulen, die sich wie ein Orden nach außen abschlossen und in denen die Wissenschaft gedieh. Man lebt darin wie auf Geisterinseln, fern abgerückt von der hoffnungslos öden Wirklichkeit. Klösterliche Stimmungen entstehen; so auch in den schattigen Kreuzgängen der Akademie, die damals Plato etwa im Jahre 387 gründete. Mag Theben mit Sparta sich raufen, Athen einen neuen Seebund gründen — in diese Räume dringt kaum der Nachhall jenes Lärmens der abgebrauchten Staatenpolitik. Auch Plato war zwar Politiker, und in der Geschichte der Staatslehre wird er zu einer Hauptgröße; aber er gibt den Staat, wie er sein soll, nur auf dem Papier; seine praktischen Versuche scheiterten, da er nur Gedanken und keine Truppen befehligte. Kein Praktikus des Lebens, war er um so größer als Literat und Denker, ein rastloser Schriftsteller von der Götter Gnaden wie kein zweiter, der gleichsam nur im Schreiben sich auslebt

und sich selbst vertieft. In der Weltliteratur ist Plato der erste Massenproduzent, der erste, von dem in unseren Bibliotheken eine ganze Serie von enggedruckten Bänden steht. Und welch goldener Inhalt! Die Goldmünze aber, mit der er zahlt, trägt Sokrates auf ihrem Stempel [2].

Plato bildet nicht Götter wie Praxiteles, aber auch er verfügt über praxitelische Anmut und Lichtfülle, in die er seine Gott suchende Wissenschaft kleidet. Lebendigkeit! Denn all seine Schriften sind lebendige Sprechszenen, die man Dialoge nennt und in denen auf das gewinnendste der Verkehrston der Männerwelt Athens uns entgegentritt. Welcher Kontrast zu dem Zerrbildner Aristophanes! Wenn wir heute von attischem Salz, von attischer Grazie, von der vollendeten Urbanität des Griechen reden, so geschieht es allermeist nur in Erinnerung an eben jenen feinen Menschenverkehr auf du und du, wie ihn Plato, und zwar im Dienst der wissenschaftlichen Debatte, verewigt hat. Das ist ein Schliff der Seelen, wie nur eine Lebenskunst erster Ordnung ihn gibt. In alledem ist Plato selbst Künstler, in alledem zugleich Vollgrieche. Er war ein Mann aus vornehmstem Geschlecht und reich begütert und hatte dadurch Einblick in alle Lebensverhältnisse, aber auch in die Art der Menschen, sich zu geben. So gelang es ihm spielend, Charaktere zu zeichnen. Wie anschaulich sind die Figuren, wen immer er uns vorführt! Aristophanes gab nur Karikaturen; Plato ist dagegen der erste wirkliche literarische Porträtist.

Und was ist er uns sonst? Er ist der Mann, der die Liebe zum Prinzip der Forschung gemacht hat; die Liebessehnsucht nach dem Erkennen des Unerkannten ist es, die er predigt. Und daher ist er auch der große Frager. Von seinem Meister hat er die Kunst des Fragens gelernt. Wie die Scheinwerfer fahren seine Fragen suchend hin und her durch das Nachtdunkel dieses rätselvollen Lebens, greifen vom Alltäglichsten hinauf zum Herzen Gottes und umspannen und umspinnen schließlich Himmel und Erde; damit vor allem ist er der Erzieher aller Zeiten geblieben.

Wo er dagegen nach Antwort sucht, beginnt das Problematische, die Flucht ins Übersinnliche und die abstrakte Phantastik. Kühn wie Alkibiades, der jenseits der Adria sein Schlachtfeld suchte, steuert Platos Philosophie ins Jenseits aller Dinge und in den Überhimmel. Er spannt das Seil der Hypothese, das er an seine Prämissen knüpft, in die Weite und wandelt schwindellos darauf; mag die banale Wirklichkeit unter ihm versinken. Es ist gewiß nicht jedem gegeben, mitzugehen, aber auch solch Irren ist, falls es ein Irren ist, wundervoll. Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod. Man weiß von Platos Ideenlehre: alles Stoffliche schüttet sie wie Kehricht beiseite, und es bleibt in der wahren Welt nur das unsichtbare Gerippe des Gedachten. Plato selbst hat seine Ideenlehre wiederholt korrigieren müssen. Sie ist nichts als ein großzügiger Versuch, dem Nichtwissen zu entrinnen.

Dem Altertum schien Platos wunderbarstes und wichtigstes Werk der „Timäus", das Buch der Offenbarung, die geheimnisvolle Bibel der Griechen, die erst entstand, als der alternde Philosoph den Kompromiß suchte zwischen der statuierten Ideenwelt und der umsonst verworfenen Materie; der Pythagoräismus mußte helfen, und Plato gab als grandiose mathematische Phantasie eine Darstellung der Weltschöpfung, die die Urgründe des Alls erschließt: die Welt das Händewerk Gottes; Gott selbst der Demiurgos. Für uns dagegen sind und bleiben alle jene Schriften Platos, wo er nur sucht und untersucht, das Wichtigste. Für Verstand und Herz des Wissenschaftlers ist nichts fesselnder, tröstlicher und läuternder als sie. Er weckt das Gewissen zur Wahrheit [3].

Soll ich noch von seiner Ethik reden? Sie ist eben die sokratische, von mildem Ernst und Frömmigkeit getragen, heilig, ohne von Heiligkeit zu reden; ihr Grundwesen unbedingteste Sittenstrenge und Lauterkeit der Gesinnung. Gott ist das Gute und unsere Tugend Gottesdienst. Vergebung für den Sünder aber gibt es nicht.

Auf dieser Ethik steht nun aber endlich auch Plato, der

Staatsmann. Die wahre Gerechtigkeit soll herrschen. Rücksichtslos und ohne Scheu warf er seine Staatstheorie, den Rechtsstaat, wie er nach seiner Meinung sein sollte, seiner Gegenwart ins Gesicht, die im alten Schlendrian weiter ihren blinden Impulsen folgte. Sokrates war an seiner Kritik der Gegenwart gestorben; Plato konnte jetzt alles wagen; ja man gab respektvoll auf seine große Lehrschrift vom Staate acht. Denn es war und ist ein Buch voll Seelenschwung wie kein zweites, entzückend und gottvoll in der Sprache, bewundernswert in den Grundmotiven, und sein Einfluß reicht bis heute. Mindestens barock aber sind die darin aufgestellten praktischen Forderungen, und man sieht an diesem klassischen Beispiel, wie rücksichtslos, ja grausam der edelste, humanste Mensch mit seinen Nebenmenschen zu verfahren gewillt ist, der von der Philosophie herkommt und konstruiert. Ein Aristokrat des Blutes und der Bildung redet hier; dabei endet seine Theorie im Kommunismus. Glaubte Plato dafür damals Gehör zu finden? Nach den drei Seelenteilen des Menschen: Verständigkeit, Mut und Begehrlichkeit (denn ohne Schematisierung geht es nicht ab) sondert er drei Stände, deren jeder seinen vorgeschriebenen Beruf hat; keiner darf in den Beruf des anderen übergreifen: der unterste und verachtete der Stand der Industriellen und Kaufleute; es sind die Begehrlichen, und es genügt, daß sie arbeiten und für die anderen zahlen; der zweite die Berufssoldaten, der Stand des Mutes, der die Stadt verteidigt, aber auch als Polizei dient; der oberste endlich die Wissenschaftler oder Philosophen, die als durchgebildete Verstandesleute allein den Staat zu beaufsichtigen und zu lenken haben. Sie sind die Regierung. Die Denker und die Soldaten dürfen nicht zum Erwerb arbeiten, auch kein Privatbesitz steht ihnen zu, und die arbeitende Kaste muß sie sämtlich ernähren.

Allen Professoren und theoretisch beanlagten Seelen hat es vor allem immer eingeleuchtet, daß der Wissenschaftler regieren soll. Wie unmöglich das ist, sollte Plato selbst bitter erfahren, und auch der deutsche Professor erfährt es immer wieder,

wenn er zu unserem Unheil den Praktiker zu spielen versucht. Plato ging selbst nach Syrakus und suchte dort die Freundschaft des Tyrannen Dionys; der sollte sich philosophisch durchbilden und dann kraft seiner Stellung mit Gewalt den platonischen Idealstaat durchführen. Die Hoffnungsfreudigkeit des Theoretikers setzt uns in Erstaunen, sein Fiasko aber war vollständig und nur zu begreiflich.

Übrigens vermissen wir in seinem Entwurf noch eins: das ist die rechte Würdigung der Frau und ihrer Mission. In dieser Hinsicht schritt er seiner Zeit leider nicht voran, und seine Zeitgenossen blickten weiter. Nichts charakteristischer, als daß er die Forderung der Weibergemeinschaft, die schon Aristophanes persiflierte, wieder aufnahm. Die Aufsichtsbehörde soll, wenn Nachwuchs nötig ist, jedesmal Mann und Weib zusammenführen, die Kinder aber nur staatliche Erziehung erhalten und den Erzeugern sofort entzogen werden. Es ist etwa so, wie man es bei der Hühner- und Hundezucht macht. Plato war Junggeselle, und ihn umgab kein Familienleben, das sein Gemüt erfaßt und ihn eines Besseren hätte belehren können; denn wir glauben, daß vielmehr vom Heiligtum der Familie auszugehen ist, und die Gesundung der Familie bringt die Gesundung des Staates. Platos Staat ist, wennschon er die Frauen auch notgedrungen mit beschäftigt, doch nur für Männer ersonnen; aber das ewig Männliche zieht nicht hinan.

Ferner aber ist Platos Staat auch nur für Griechen gedacht, und die Kleinstaaterei bleibt seine Voraussetzung. Er denkt nur an die herkömmlichen Stadtstaaten solcher Art, wie Athen und Syrakus es waren. So muß man sagen, daß dem Zeitgeist ein anderer als Plato damals um vieles näher stand. Das war Antisthenes, der neben Plato in Athen seine konkurrierende Philosophenschule auftat. Antisthenes blickte hinaus über die Grenzen des Griechentums. Sind wir Griechen besser als andere? Antisthenes sagte nein. Entnationalisierung, Weltbürgertum ergab sich daraus als Folgerung; reißen wir nieder, was die Völker und Rassen trennt! Ein unerhörter Gedanke,

und doch war er es, der die Folgezeit unmittelbar bedingt hat.

Denn nun setzt von Mazedonien her die große Handlung der Versklavung des Griechentums ein. Wie Mazedoniens Könige sich bemühten, ihr Land und Volk der Hochkultur Athens anzugleichen, sahen wir schon, und auch in Athen selbst wandte man ihrem Bestreben mehr und mehr Sympathie und Teilnahme zu; so auch eben jener Antisthenes, den ich nannte [3]. Interessanter noch ein Brief Platos, der uns glücklich erhalten ist, gerichtet an den Vorgänger König Philipps, des Vaters Alexanders des Großen [4]. Dieser Mazedonier hatte sich selbst an Plato gewandt; Plato galt damals offenbar für Staatsrecht als erste Autorität, und so schreibt er nun: dem athenischen Staat zwar gäbe er keinen Rat; denn dazu sei er zu spät gekommen, und die Demokratie sei zu festgelebt; Athen sei alt und schwach geworden, und er, der Sohn, könne den altgewordenen Vater nicht mehr beraten. Für den König dagegen ist er zu haben und mahnt, in Mazedonien solle die Erbmonarchie ihren überlieferten Charakter wahren und in dieser Weise ihr Bestes tun, sich aber nicht mit anderen Staatsformen vermengen. Dann verspricht Plato dem König, einen seiner Schüler als Ratgeber zu schicken, der ihm in der Verwaltung der Monarchie nützen könne.

Das ist alles. Man sieht aber, wie Bedeutsames sich hier vorbereitet. Denn bald hernach wurde der große Aristoteles der Erzieher des Knaben Alexander, des größten der mazedonischen Könige; auch Aristoteles aber war ein Schüler Platos.

Übrigens blühte damals auch sonst die politische Tagesschriftstellerei von Leuten, die da meinten, was auf dem Papier stünde, müsse Wirkung haben; es waren echte Schulmeisternaturen, die da in musterhaft stilisierten Pamphleten die Kleinstaaten zur Versöhnung, Verbrüderung, ja zum Kampf gegen den persischen Erbfeind aufriefen; der Einheitsschrei wurde zum Seufzer der Verzweiflung; bis einer von ihnen (es war der Athener Isokrates) im Jahre 346 sich unmittelbar an König

Philipp, den Vater Alexanders, wandte: Mazedonien soll statt Spartas oder Athens die Führung nehmen, für die Einheit unter den Griechenstädten in Güte wirken und alsdann den Krieg gegen Persien auf sich nehmen. Der Unglücksmensch wußte mutmaßlich selbst nicht, was er tat. Nicht in Güte, sondern mit List und Gewalt unterjochte Philipp, der Mazedonier, Griechenland. Demosthenes, der Athener, der Märtyrer der Freiheit (übrigens ein sauertöpfiger Patriot, ein Meister des Hasses und keiner der sympathischen Charaktere) versuchte umsonst, den Widerstand zu organisieren. Jener Philipp war der Zyklop, der die Griechen nacheinander verschluckte; jeder hoffte der letzte zu sein. Es war vergebens.

Während der Weltbürger Diogenes, des Antisthenes berühmter Schüler, sich vor seine Tonne setzte und sich voll Mitleid für die altmodischen Patrioten von der Sonne bescheinen ließ, die auch den Inder und Äthiopen bescheint, eroberte Philipps Sohn, Alexander der Große, die Welt. Babylon ist plötzlich die Welthauptstadt, Persien, Baktrien besiegt, der Indus überschritten, Griechenland nur noch Provinz und geringfügiges Hinterland; die Geschichte des freien Hellas ist zu Ende.

Und alles wird nun plötzlich Weitsicht und Größe, die enge Weltgeschichte zum Panorama, und der schmale Fluß der Dinge fließt aus seinen Ufern plötzlich in einen Ozean des Geschehens aus. Dabei ist es das Griechentum selbst, das durch Alexander sich die Welt erobert, wie kondensierter Äther, der unendlich ausdehnungsfähig seine Hülle sprengt und gleich alle Weiten erfüllt. Ein griechisches Weltbürgertum hat nun plötzlich begonnen.

Alexander, der frühreife, das Weltwunder, der zwanzigjährige Welteroberer [5], klein an Wuchs und doch der erste Mensch in Überlebensgröße, dem wir begegnen, das Vorbild der römischen Cäsaren, enthusiastisch, jähzornig und kühn und doch in planvollem Handeln allen überlegen: gegen Griechen und Mazedonen war er ein rücksichtsloser Despot. Zähneknirschend in Ohnmacht bäumte sich Demosthenes gegen ihn auf. Es ist trübselig, die damaligen Zustände Athens zu sehen, und wie da

im verfallenden Staatsleben bisweilen um das Nebensächlichste sich alles dreht und um einer lumpigen Ehrensache willen die Parteiführer ihre Prunkreden halten. Demosthenes sollte mit dem goldenen Kranz geehrt werden, wie etwa in Preußen ein verdienter Diplomat mit dem Orden pour le mérite; seine Gegner gönnten es ihm nicht, und es kam zu den langwierigen Prozessen, die in der Literatur ungebührlichen Raum einnehmen. Denn es gab da Reden über Reden, und Reden schienen eine Kostbarkeit. Was nützte der bekränzte Demosthenes? Alexander brauchte nur ein Drohwort zu schicken, und die Stadt fuhr erschreckt zusammen.

Gegen Persien und die Asiaten war Alexander dagegen der gütige Herr und sein großer Plan, alle Rassen, die sein Weltreich zusammenfaßte, unter sich gleichzustellen, Weltbürgertum in der Reichseinheit. Die lediglich abstrakte Forderung des Antisthenes war damit politisch ausgebeutet, die Idee des Römerreichs vorweggenommen.

Durch Erziehung war Alexander Vollgrieche, und es war, als ob nun alle Tendenzen des Griechentums in ihm mündeten, um sich auf einmal zu erfüllen. Aber sein nordisches Temperament blieb dabei ungeschwächt; ja, es war seine Stärke; so liebte er auch den starken Bacchustrunk, ein unbedingter Verehrer des Dionys, wie die mazedonische Tragödie des Euripides es forderte. Der jähe Glanz seines Auges, man wußte nicht, war er Blitz oder Sonnenstrahl? Aber auch der höchste politische Verstand offenbarte sich in ihm: ein Jüngling, groß als Stratege, weit größer noch als Organisator eines Weltstaates. Plato hätte Mühe gehabt, ihn in sein Schema zu pressen: Verstand, Mut und Begehrlichkeit, in diesem Mazedonier wirkte das eine gleich mächtig wie das andere.

Neue Häfen, wie Alexandrien in Ägypten, neue Handelswege, Eröffnung der Südsee, Finanz und Verwaltung — es ist unmöglich, hier anzuführen, was alles Alexander in der jammervoll kurzen Blütezeit seines Erdendaseins geschaffen und angebahnt. Überallhin aber schaffte er den Griechen offenes

Feld, die mit ihm über Wüsten und Gebirge drangen. Dazu seine wissenschaftlichen Bestrebungen für Erdbeschreibung, Zoologie und Vegetationskunde der neu erschlossenen fremden Länder. Ja, er war mehr als Cäsar und Trajan; denn er war umstrahlt von dem Märchenzauber des Orients; er war der erste, der, die Geheimnisse der Erdenweiten entschleiernd, in die Tropen drang, aus einem Wunderland ins andere, der zu Füßen des Kaukasus und des Himalaja kämpfte und den Indischen Ozean vor sich offen sah; ein Romanheld, der als Ideal so gut für die Antike wie auch noch für das Rittertum des Mittelalters taugte. So wurde er sich selbst zum Märchen; asiatisches Größengefühl wuchs in ihm hoch. Im Prunk des Darius und Xerxes stand jetzt der König der Welt über seinen Völkern; ja, er war Gott und Gottes Sohn.

Aber dieser Gott war sterblich. Aus dem Athosgebirge an der mazedonischen Küste plante man Alexanders Kolossalbild, das da weithin über das Meer ragen sollte, herauszuhauen; da faßte den Rastlosen das Klimafieber in Babylon, und das ganze Heer, das ihn vergötterte, wenn es vor ihm zitterte, defilierte an seinem Sterbelager vorüber, um noch einen letzten Gruß aus den brechenden Augen des Unvergleichlichen zu erhaschen. Der Held der Ilias, Achill, war Alexanders Ideal gewesen, der jähzornige, der frühgestorbene. Früh starb auch er. Das Unglaubliche war geschehen; die Weltgeschichte stand ratlos still an seinem Sarge.

Was nun folgte, war Epigonentum, die Zeit der „Nachgeborenen". Große Teilkönigreiche, Syrien, Mazedonien, Ägypten, Pergamon, stellten sich her; die Dynastien mazedonisch, die Kultur griechisch überall; belanglos dagegen war das Mutterland, das alte Hellas, das kleine Land der freien Städte geworden.

So ist nun das, was wir Griechentum nennen, auch auf einmal ein ganz anderes. Die Dichtkunst wird nun Hofpoesie, und die bildenden Künste schmücken die Residenzen der Despoten. Die Baukunst, auch die Schiffsbaukunst, das Geschützwesen

steigern sich in ihren Leistungen wunderbar. Auch der Plastik werden immer großartigere Aufgaben gestellt, und der Meißel arbeitet romantisch kühn, hoch pathetisch, ja theatralisch im Dienst der Prunksucht [6].

Im übrigen aber ist dem Griechentum gleichsam das Herz ausgeschnitten; denn das politisch ehrgeizige Streben, das bisher jeden Kleinbürger in den Republiken erfüllt hatte, ist nun zwecklos geworden und erstorben. Man ist nur noch Privatmann, hat kaufmännische oder religiöse oder Kunstinteressen; das Wort Patriot ist entwertet, und alle Politik liegt nur noch in den Händen der Allmächtigen. Der Schmelz der Jugend ist dahin; das Griechentum ist alt geworden, schwächlich feinfühlig, ernst und klug, mit durchfurchter Stirne und aller großen Leidenschaft entfremdet. Gedichtet wird noch massenhaft, aber mit der Vorliebe für Miniatur; es geht alles ins Kleine, Intime, und nur noch mit Liebesgeschichten treibt man sein müßiges Spiel. Das aber hat nachgewirkt durch alle Zeiten bis heute; denn auch heute ist keine Novelle, kein Theaterstück ohne Liebesmotiv mehr denkbar. Das also ist es, wovon nunmehr auch das feine Lustspiel des Menander lebt [7], das sich in tausend Wiederholungen bei aller Leichtfertigkeit doch immer nur ängstlich im engen Rahmen des Familienlebens bewegt. Aber auch sonst tönen Liebeserklärungen und Liebesseufzerchen aus allen Ecken; auch die Hirten des Theokrit machen mit; die lieben Amoretten flattern in den Lüften, und sentimentale Geschichten werden beliebt, wie von Pyramus und Thisbe und Hero und Leander; ein Schmachten und Liebessterben; Loreleystimmung: der Fischer im Kahn geht vor Sehnsucht zugrunde.

Nicht also in der Leidenschaft, wohl aber in der Wissenschaft zeigte das alternde Griechentum seine Größe; die politische Pflichtenlosigkeit begünstigte das, und der Stubengelehrte gedieh. So haben in den Wissenschaften griechische Männer — eben damals und erst damals — das bewundernswert Großartigste geleistet, das ein Erwerb für alle Zeitalter und das Fundament, auf dem alle moderne gelehrte Forschung irgendwie noch heute

steht, geblieben ist. Aristoteles voran, weniger Forscher und Entdecker denn Sammler und Systematiker; erstaunlich allumfassend, was Aristoteles an Schriftwerken der Nachwelt gegeben, ein Riesenbissen, an dem Heiden und Christen und Muhamedaner und die Jahrhunderte geschluckt haben. Und weiter das Kalenderjahr des Eudoxus, das, von Julius Cäsar übernommen, im orthodoxen Rußland noch heute gilt, des Eratosthenes Ausmessung des Erdglobus, des Hipparch Astronomie und Planetenkunde, des Aristarch Sonnensystem, des Euklid Geometrie, die Physik und Mechanik des Archimedes, die alexandrinische Ärzteschule, die alexandrinische Philologie — ohne diese Vorgänger wäre kein Kopernikus und Galilei denkbar, kein Humboldt und Bunsen, kein Linée und Cuvier, kein Bentley und Gottfried Hermann. Das „Heureka", das man dem Archimedes zuschreibt, kann von allen jenen großen Forschern gelten. Dabei waren sie zugleich die Schöpfer einer wissenschaftlichen Sprache in mustergültiger Form, de, streng sachlich, sich jedes ablenkenden Redeschmuckes enthält und planvoll die Terminologie sichert in so klassischer Weise, wie späterhin das Juristenlatein Roms [8]. Und dazu nun endlich gar die Weltweisheit oder Philosophie Epikurs und der Stoa, deren Standort zwar Athen blieb, deren Lehr- und Erbauungsschriften aber in Massenvertrieb durch alle Städte und Länder gingen. Alles dies Forschen und Lehren war vollkommen international; ebenso und nicht anders die viel volkstümlichere christliche Literatur, die bald danach einsetzt. Es war jetzt alles für die allgemeine Menschheit gedacht, die da griechisch sprach; Griechisch die Weltsprache.

Mittlerweile war Rom längst erstarkt; es erwies sich als Raubstaat wie kein anderer, und der Schwerpunkt der Dinge verschob sich endgültig nach dem Okzident. Rom nahm, wie Spanien im Westen, so nach Osten ausgreifend Mazedonien weg, erstickte mit raschem Druck die letzten Freiheitsregungen im Peloponnes und legte seine Tatze, deren Spannkraft wuchs mit den Erfolgen, endlich auch über Asien und über Afrika. Das Weltreich Alexanders

war durch Rom noch großartiger verwirklicht. Seitdem ist der intelligente Grieche der unbedingte Bewunderer Roms und Roms Diener, als solcher planvoll ausgenutzt und auch wohl gut bezahlt, geistig vielfach überlegen, aber in gebückter Stellung.

Die römischen Luxusmenschen bereisen als die Herren der Welt die immer noch von Schönheit übergossenen griechischen Küsten, streuen gönnerhaft mit Geld, üben schnöde Gewalt oder leutselig Gnade, wie die Laune es eingibt, und besuchen mit müßiger Neugier die denkwürdigen Ruhmesstätten der grabesstill gewordenen griechischen Geschichte. Bedeutende Griechen werden als Hausgenossen in den Palast aufgenommen und auch gut behandelt. Die ganze Erziehung des Römers war eben „hellenistisch" geworden, und er hatte nichts als bedingungslose Verehrung und Andacht für alles, was da an Kunst und Wissenschaft ihm zugetragen wurde, und worin er Laie war und blieb. Im Durchschnitt aber blickt der Römer voll Hochmut und Verachtung auf das servile Pack, die Griechen, wie sie damals waren, als feiges, knechtisches und verlogenes Gesindel herab. Denn so war es: die Sklavennatur hatte bei ihnen sich durchgesetzt. Wehrlos ehrlos. So wie heute der Franzose vom Deutschen sagt: laissez travailler les canailles, so läßt der Römer als Auftraggeber mit verschränkten Armen die Griechen für sich arbeiten, im Bureau und auf der Marine, als Techniker und Ingenieure, Schönredner, Dekorateure, Ärzte, Tänzer und Grammatikpauker [9].

Aber daran war die Mischung der Rassen schuld; denn diese Griechen, von denen ich jetzt rede, waren nicht mehr die alten; ihr echtes Blut verlor sich mehr und mehr in der Masse. Der „Hellenismus" herrschte, d. h. die Vergriechung der Nichtgriechen. Nach dem Vorgang der Mazedonier gab es jetzt Syrer, gab es Phrygier, Bithynier und sonstige Kleinasiaten, gab es Juden und so fort, die alle, von der griechischen Geistesbildung nur mehr oder weniger oberflächlich erfaßt, doch als Griechen überall und so auch in der Literatur breiten Raum gewannen, und von denen viele, ein Gegenstand des Hasses, in Rom zusammenströmten.

Ein echter Hellene wie Plutarch ist nun schon eine Seltenheit, typisch dagegen jene syro-phönizische Frau im Evangelium, die dem Wunder tuenden Jesus sich zuwendet und die da „Griechin" heißt, weil sie griechisch sprechen gelernt hat[10]. Der kluge Narziß, der Hausdiener, dann Premierminister oder Reichskanzler des Kaisers Claudius, hat als solcher eine Zeitlang geradezu das Römerreich beherrscht; wer weiß aber, ob er nicht gleichfalls ein nur griechisch erzogener Asiate war? Kaiser Hadrian suchte noch einmal das echte Hellenentum mit Athen als Zentrale herzustellen. Bald danach wird der ganze kaiserliche Hof in Rom selbst griechisch; aber es waren nur Semiten, die da herrschten. So auch Lucian von Samosata; wer Lucians flotte und seichte Satiren liest, glaube nicht etwa, daß er einen Griechen liest. Und so — vom Trivialen zum Erhabenen —, so auch Christus; er erobert sich als Gottessohn die Welt und stürzt die Götter; Christus ist ein griechisches Wort, er selbst aber war Galiläer.

Voll Wehmut und Mitleid blickte indes ein Philhellene wie Plinius auf das kleine Hellas, das Mutterland alles Guten, das Land des Herakles und Agamemnon, des Leonidas, Pindar und Sokrates: wohin das Auge fiel, Armut und Verfall und Verschlafenheit; alle Betriebe im Stillstand; die Berge entwaldet [11]; die Städte zu Dörfern geworden, ob Sparta, ob Theben; das Gras auf den Gassen; die Denkmäler verfallen; die Tempelhöfe durch Statuenraub verödet. Selbst Athen ist nur noch ein Winkelort, wo nichts mehr zu holen ist als das bißchen Rednerunterricht und alt gewordene Philosophie. Die Philosophenschulen fristeten noch ihr Leben, und die Studenten kamen und hörten da immer noch pflichtgemäß die alten Weisheiten über die Natur der Götter, über Schicksal und Vorbestimmung, über den Zweck des Lebens. Plato erstand noch einmal wieder in seiner Größe. Aristoteles und Plato wurden wieder auferweckt, Platos Weltlehre schwärmerisch ins Überphantastische ausgestaltet; aber es waren auch hier exotische Männer nichtgriechischen Geblütes, die da die alten Ideale und dazu die Götter Homers vor dem Christentum zu retten suchten. Dann

griff Kaiser Justinian ein; er, der in Konstantinopel die Sophienkirche erbaut, entfernte im Namen des Christentums das alte Athene-Gottesbild des Phidias aus dem Parthenon, und auch die letzte der Philosophenschulen wurde aus Athen vertrieben.

Seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. hatte eine neue Völkerwelle, das Germanentum, begonnen den Okzident zu überfluten und umzugestalten; seitdem trennte sich die griechisch sprechende von der lateinisch sprechenden Welt, Ostrom von Westrom, und im Osten entstand endlich jenes byzantinische Kaiserreich, mit Konstantinopel als Hauptstadt, das das Mittelalter überdauerte und durch etwa neun Jahrhunderte den griechischen Traditionen eine sichere Herberge bot, bis die Türken es zerstörten. Aber auch in ihm hatten fremde, barbarische Volkselemente das alte und echte Griechenblut längst überwuchert.

So verlief der Prozeß der Ertötung des Griechentums [12]. Es hatte sich in die Menschheit verflüchtigt und aufgelöst. Glücklich, möchte ich rufen, glücklich die Griechenwelt, die in sich vollendet vorliegt und aufgehört hat zu sein; unglücklich die Welt der Gegenwart, die noch immer nach ihrer Vollendung, nach dem Sinn ihres Lebens sucht und ringt! Noch einmal auf der Akropolis Athens zu stehen faßt mich die Sehnsucht, und mit Platos, des göttlichen, Liebesgesprächen in den Händen die Griechensonne untergehen zu sehen hinter Parnaß und Helikon! Solch Sonnenuntergang ist ein Gleichnis, er ist Symbol alles Untergangs. Man kann ihn nicht schön genug erleben.

Soll ich noch einmal von den Kulturgütern reden, die wir der ermüdeten Antike verdanken? Der Moderne hält sich die Ohren zu; er ist es überdrüssig, davon zu hören, so wie sich der Schuldner von seinem Gläubiger nicht gern mahnen läßt. Sagen wir also umgekehrt: die Antike dankt es uns, daß ihr zurückgelegtes Kapital nicht verlorenging; wir haben vieles, was unbrauchbar, abgestoßen, das Beste behalten, und es ist kraft unserer Nachfrage immer noch im Kurse. In diesem Sinne bleiben wir Griechenfreunde und sind stolz darauf. Dabei betonen wir das Nationale; denn die Kampfereignisse der Gegen-

wart haben uns aufs neue dahin belehrt, daß es keine Menschheit gibt. Menschheit ist ein Abstraktum; das Leben kennt nur Volkstum, das in tausend Arten und Abarten, wohin man blickt, sich selbst behauptet. So haben auch wir das allgemein Menschliche der antiken Kultur, das doch einst aus der griechischen Nationalkultur hervorging, zum Nationalgut zurückverwandelt und unserem Eigenwesen gemäß umgeprägt. Das Griechische, das heute in uns lebt, ist voll und ganz zum Deutschtum geworden.

Blicken wir aber über den Balkan noch einmal nach Süden, so sehen wir: die Weltgeschichte war freundlich; denn ein modernes junges Griechenland, ja ein griechisches Königreich hat sie auf dem alten Boden wieder erstehen lassen, eine Überraschung und Liebesgabe für jeden Griechenfreund: ein wirklich einiges Hellas mit Athen als Hauptstadt; eben dies war einst des Alkibiades Lebensziel, und es ist nun endlich verwirklicht: ein Königreich, das eben jetzt kühn nach Kleinasien und über Thrazien weg nach Konstantinopel ausgreift. Der Ölbaum, der erstorben, treibt wieder neu, und eine junge Krone schmückt die uralten Trümmer seines Stammwerks. Anders ist freilich das Damals, anders das Heute, und eine führende Stellung in der Weltkultur wird das Neugriechentum schwerlich je zurückgewinnen wollen; denn der Schwerpunkt der Dinge hat sich, vom Orient und aus jenen Winkeln des Mittelmeers immer weiter abrückend, nach Westen, von Athen nach Rom, von Rom nach Paris, von Paris nach London und nun von London gar über den Ozean nach Washington verschoben. Aber es ist schön genug, wenn im Völkerreigen das junge Hellas wieder als Schwester neben den Schwestern steht, und neues, gesundes Leben wächst aus den Ruinen.

Das bedeutet Hoffnung, und es ist ein freundliches Bild, womit ich schließe. So rufe ich denn auch dir, deutsche Jugend, zu: die Herzen hoch! Demütigung von außen, Zerspaltung und Richtungslosigkeit im Innern; aber verzage nicht: das Beispiel der untergegangenen Nationen ist uns nicht zur Entmutigung, es ist uns zur Erziehung und Warnung gegeben.

*

# ANMERKUNGEN

## Zur Einführung.

[1] Athenäus S. 317 A.
[2] Schon bei Hesiod; dann bei Antisthenes und Xenophon; vgl. auch Platos πόνος und πενία. Nicht richtig sagt also J. Kaerst, Geschichte des hellenistischen Zeitalters II, S. 189, eine Würdigung der Arbeit fehle bei den Griechen; auch die Arbeitsteilung, die Trennung der Berufe hat sich viel früher durchgesetzt, als es bei Kaerst den Anschein hat.
[3] Vgl.: Aus dem Leben der Antike S. 86ff. über die Laus im Altertum.
[4] Sophokles Oed. Col. 1224; vgl. Theognis 425 f.; Bakchylides fr. 2; Euripides fr. 285 und 449.
[5] Sophokles Antigone 334.
[6] Euripides Herakles 106.
[7] Mitunter in Anlehnung an bekannte Übersetzungen, Voß' Homer, Droysen's Äschylus u. a.

## I. Die Götter Homers.

[1] Eteokreter.
[2] Homer kennt das Labyrinth und seinen Erbauer: Ilias 18, 591.
[3] Vielleicht feierte man den fürstlichen Toten auch schon mit Lobliedern, nach Hesiod Op. 654 f.
[4] Pausanias 8, 38, 2 u. 6. Man vergleiche, daß die indischen Götter keinen Schatten werfen (Nal und Damajanti, 5. Gesang).
[5] Über das Gedicht Kaminos vgl. Ludwich, Rhein. Mus. 71, S. 206.
[6] 1. Mos. 28, 7.
[7] An einer Iliasstelle erzählt Homer freilich, daß der Athene ein Gewand auf die Knie gelegt wird; daß dort aber keine Statue gemeint ist, habe ich in der Philol. Wochenschrift 1921 S. 258 ff. gezeigt. Daß man Statuen Geschenke auf die Kniee legte, kommt schwerlich sonst vor. Etwas anderes ist es, wenn man ihnen in der römischen Kaiserzeit Täfelchen auf den Schoß legte, die ein Gebet enthielten (Philostrat Heroik. 1, 17).
[8] So in der Odyssee; in der Ilias noch nicht.
[9] Ilias 18, 591. Gleichwohl ist, wie ich hervorhob, das Götterschloß des Zeus auf dem Olymp parataktisch gebaut, folgt also nicht dem Prinzip des sog. Labyrinths von Knossos.
[10] Ilias 13, 21 f.
[11] Tacitus Germ. 8; vgl. Petersdorff, Germanen und Griechen, S. 32f.
[12] Ilias 1, 5.

[13] Ilias 19, 126.
[14] Pausanias 8, 21, 1.
[15]) Unter der Ägis dachte man sich die Gewitterwolke; vgl. den Komiker Pherekrates Frg. 117.
[16]) In der Flachkunst werden freilich auf dem Schild des Achill Götter dargestellt (Ilias 18, 518); sie sind nur daran kenntlich, daß sie größer als die menschlichen Figuren sind.
[17] Agamemnon gleicht an Haupt dem Zeus, an Gürtung dem Ares, an Brustwölbung dem Poseidon. Übrigens hat Hektor schöne Haut, Helena schöne Haare, wie andere Frauen schöne Wangen, Achill eine anmutige Stirn. Penelopes Haut ist weiß wie poliertes Elfenbein.
[18] Homer kennt, wie oben bemerkt, dies Labyrinth und seinen Erbauer.
[19] Vgl. besonders Odyssee 17, 485.
[20] Pausanias 7, 23, 2.
[21] Ilias 17, 446.
[22] Vgl. Odyssee 14, 83:

Werke der Bosheit sind den unsterblichen Göttern zuwider,
Aber sie ehren den Mann, der da rechtlich und sittsam handelt.

[23] Ilias 18, 328.
[24] Aristoteles Nikom. Ethik 2, 6.
[25] Natürlich führt Homer diese Lehre nicht durch und läßt seine Personen oft genug selbst Überlegungen treffen oder sich schwankend äußern. Es wäre ja gräßlich, wenn das anders wäre. Es genügt, daß sein Hörer sich jener Lehre bewußt ist. Und sie blieb auch hernach dem Griechen eigentümlich; bei Äschylus, bei Herodot, bei Euripides werden wir sie wieder finden. Wie sich zu ihr die scheinbar freie Entscheidung des Menschen verhält, verdeutlicht nichts so gut wie der Hippolyt des Euripides.
[26] Ilias 16, 688 u. f.
[27] Ilias 9, 459 und 3, 353.
[28] Höchstens der Φθόνος wäre dieser Teufel, von dem Plato betont, daß er außerhalb des Reigens der Götter; vgl. L. Schmidt, Griech. Ethik I S. 142.
[29] Ilias 11, 544.
[30] Ilias 7, 360; 9, 377; 19, 137; Odyss. 23, 12.
[31] Ilias 3, 64.
[32] Penelope spricht: Wer hartherzig, den verflucht man, und wenn er tot ist, verspottet man ihn; des Untadeligen Ruhm dagegen tragen die Bekannten zu allen Menschen, und viele sind es, die ihn den Edlen nennen (Odyss. 19, 332).
[33] Od. 18, 142: Still hinnehme der Mensch, was immer die Götter gegeben.
[34] Ilias 3, 365 ff.
[35] Ilias 9, 183.

[36] Ilias 7, 195.
[37] Diese Empfindungen der Venus von Knidos gegenüber schildert uns auch Lucian.
[38] Vgl. meine Schrift: Laienurteil über Kunst bei den Alten.

## II. Homer und seine Griechen.

[1] Odysee 5, 152.
[2] Odyssee 8, 546.
[3] Odyssee 8, 216.
[4] Danach Schiller: „und verbirgt der Thränen stürzenden Quell in des Mantels purpurnen Falten."
[5] Daß Odysseus hernach auch der Penelope dieselben Märchen vorträgt (im Auszug, 23, 311 ff.), lag gewiß nicht im ursprünglichen Plan des Werkes. Besonders enttäuschend ist, daß er da der Nausikaa nicht Erwähnung tut, der er doch gelobt hatte, nie werde er ihrer vergessen.
[6] 8, 410 sagt Euryalus zum Odysseus: „Möchtest du deine Gattin wiedersehen!" Aber Odysseus hatte sie noch gar nicht erwähnt.
[7] Odyssee 16, 73.
[8] Odyssee 13, 374 und 392.
[9] Odyssee 5, 12.
[10] Odyssee 19, 285.
[11]) Ilias 3, 69. Dieser Zweikampf dient zur Charakteristik des Paris und ist zu diesem Zweck eingelegt. Es schien dem Dichter nötig, das Wesen des Paris, einer so wichtigen Person, deutlicher zu machen.
[12] Was Hekuba tut, scheint eine uralte symbolische Handlung; Ähnliches lesen wir von den Germanen bei Tacitus (Germania Kap. 8).
[13] Nicht anders steht es mit dem Schlußbuch der Odyssee, das deutliche Merkmale einer späteren, also nachträglichen Abfassung zeigt. Die Abrundung im Ausbau des Epos erfolgte eben langsam, und die Sängegilde hat für einen geeigneten Schlußgesang natürlich erst an letzter Stelle gesorgt. Daß das 24. Buch jedoch schon im Grundplan vorgesehen war, ist eine notwendige Annahme. Denn nach dem Gesetz der Blutrache, das in der Heroenzeit galt, konnte die Tötung der Freier schlechterdings nicht ohne Vergeltung bleiben, und für den Hörer Homers war der Handel nicht ausgetragen, die Handlung nicht abgeschlossen, wuchs vielmehr die Sorge um das Los des Odysseus und der Seinen, solange die Verwandten der Freier, denen Rache Pflicht war, nicht auch noch von Odysseus niedergeworfen oder sonst irgendwie beschwichtigt waren. Die Lösung aber ist einfach: der deus ex machina hilft; die Götter selbst greifen ein und bewirken die Amnestie (ἔκλησις); diese Lösung war in der Bitte Telemachs an Zeus (2, 43; 77; 145), die Freier möchten untergehen, ohne daß ihm

selbst nachher eine Vergeltung zustoße, schon angedeutet. Erst danach kann der Hörer beruhigt nach Hause gehen. Hübsch genug hat dies der Dichter mit der Laërtesszene kombiniert. Als man die beiden Schlußbücher, das der Odyssee und der Ilias, hinzudichtete, begann man offenbar auch mit der Sitte, die ganzen Epen in einer Folge von Tagen zusammenhängend vorzutragen, und die Hörer überschauten so endlich das Ganze. Die Vortragsweise wurde endlich organisiert. Auch das weist auf ein verhältnismäßig spätes Stadium in der Wirksamkeit der dichtenden und vortragenden Aödenzunft. — Von selbst aber ergibt sich daraus der weitere Schluß, und das betrifft wiederum so Ilias wie Odyssee, daß die Dichter des Schlußgesanges hier und dort auch die Ordner und Sammler des ganzen Epos gewesen sind; denn wer den Schluß dichtet, hat entscheidenden Einfluß; er bestimmt damit das endgültige Ende des Werkes, und das kann nur der, der das Ganze überblickt, über das Ganze disponiert. Die Dichter der Schlußbücher haben die Epen also in ihrer mündlichen Tradition zu einem festen Zyklus von Vorträgen vereinigt, und so konnte ihr Wortlaut dann schließlich, als bei den Griechen das Schreib- und Buchwesen zur Entwicklung kam, in richtiger Folge gebucht und durch die Schrift gesichert werden.

[14] Dieser Marktplatz heißt „heilig", d. h. keine verunreinigenden Tiere, wie z. B. Hunde, dürfen ihn betreten. Die Rundung des Platzes sieht man heute noch in Mykene.

[15] Sicher in Mazedonien; ja, sie drangen auch noch bis nach Nemea und zur Korinthischen Landenge; O. Keller, Die antike Tierwelt I S. 35 scheint dies mit Unrecht zu bestreiten.

[16] Zum Zeitansatz vgl. meinen Aufsatz in der Philolog. Wochenschrift 1921 S. 260 f.

[17] Dies setzt schon Simonides (im 5. Jahrhundert) voraus.

[18] Über das Homerproblem gibt es jetzt ungefähr so viel Ansichten wie Philologen, und zu einer Übereinstimmung zu gelangen, scheint aussichtslos. So sehe denn auch ich mich gezwungen, meinen eigenen Weg zu gehen. Was ich hier vortrage, scheint mir im Hinblick auf die Dinge des Schriftwesens und der Kulturverhältnisse, auch im Hinblick auf die Beschaffenheit der Gedichte selbst das einzig mögliche.

[19] Beide Dialekte wurden eben an den griechischen Küsten Kleinasiens, wo die Dichter lebten, gesprochen.

[20] Von dieser Kunstsprache gibt m. E. nur die alte klassische Vossische Übersetzung einigermaßen eine Vorstellung, gerade deshalb, weil sie die Lektüre nicht erleichtert. Ich denke, wie einst der jung Graf von Schack (Ein halbes Jahrhundert II S. 184, vom Jahre 1839): „Die Übersetzung des alten Eutiners ist mir von früh an so vertraut, daß ich keine andere wähle, auch wenn es, was ich noch bezweifle, eine bessere geben könnte. Die Begeisterung für Homer hat ihn in diesem seinen Jugend-

werk über das Niveau seines eignen Talents erhoben, so daß seine Odyssee nur mit der deutschen Sprache untergehen kann".

[21] Zumeist bezeichnet sich in der Ilias der Sänger als Einzelperson und redet vom Ich: z. B. 11, 218; 12, 176; 15, 508; auch 2, 494; denn jeden betreffenden Teil der Ilias hat nur immer ein Dichter gedichtet. Offener aber ist der Jüngste unter ihnen, der Verfasser des Schiffskatalogs. Er redet 2, 486 deutlich vom „wir"; es heißt dort: „Sagt mir, ihr Musen, welches die Truppenführer der Danaer waren; denn ihr seid Göttinnen und wißt alles; wir dagegen hören nur die Kunde und wissen nichts aus uns selbst." Daß an dieser Stelle mit dem „wir" nicht das Publikum und die Menschen im allgemeinen, sondern nur die Sänger gemeint sind, liegt auf der Hand. Der Sinn ist: Sagt mir, dem Sänger, das Nötige; denn wir Sänger wissen nichts aus eigener Kunde. Das ἡμεῖς bedeutet „ich und meine Berufsgenossen" und verrät deutlich, daß diese eine geschlossene Gesellschaft bilden.

[22] Genauer: der, der sich führen läßt. Das Wort ὅμηρος gehört zu ἀραρίσκω, das Verbalgeschlecht ist passivisch, der Sinn also „der mit angefügte". So heißt der Blinde deshalb, weil er nicht ohne Führer gehen kann; er ist immer nur der Mitgänger. Unsere Kriegsblinden geben uns dafür die deutlichste Anschauung. In meiner „Kritik und Hermeneutik" S. 88 f. ist dies näher ausgeführt. Auch die Geisel heißt ὅμηρος, denn auch die Geisel wird mitgeschleppt.

[23] Nach Gregorovius, Wanderjahre in Italien III, S. 299 f.

[24] Auch für Neugriechenland ist übrigens ebensolche singende Blindenschaft nachgewiesen; s. G. Grote, Hist. of Greece I S. 504, nach Fauriel, Chants populaires de la Grèce moderne.

[25] Dies hat schon B. Niese, „Die Entwicklung der homerischen Poesie", S. 8 f., überzeugend ausgeführt; die Geschichte des Buchwesens bestätigt es; vgl. meine Kritik und Hermeneutik S. 247 und Aus dem Leben der Antike, S. 99 f.

[26] Über das staunenswerte Gedächtnis der persischen und anderer orientalischen Rezitatoren vgl. Grote a. a. O.

[27] Daß mehrere Dichter planmäßig an demselben Gedicht schaffen, ist durchaus nichts Unerhörtes; um nicht an moderne Beispiele zu erinnern, so schrieben Naevius und Plautus gemeinsam den Colax; auch Terenz gestand zu, daß er Mitarbeiter hatte, und Ähnliches wird auch für die ältere griechische Komödie bezeugt.

[28] Das zeigt uns Demodokos, der immer nur Teilerzählungen geringeren Umfanges gibt.

[29] Die Ilias ist so gedichtet, daß sie kein anderes Epos, das denselben Stoff behandelte, als vorhanden voraussetzte. Das hat Niese überzeugend dargelegt. Vor allem die Teichoskopie setzt voraus, daß der Ilias nichts

voraufging; sonst müßte Priamus all die griechischen Fürsten, die ihm da gezeigt und aufgezählt werden, schon kennen. Dazu steht freilich das erste Buch des Epos in scheinbarem Widerspruch. Nur, wo Nestor auftritt, wird da genauer mitgeteilt, was für ein Mann Nestor sei (1, 250), die anderen Helden dagegen nur so genannt, als kennte sie der Hörer schon; Patroklos heißt da sogar nur der Menötiade (1, 307), und der Dichter rechnete doch auf Verständnis. Warum die Göttin Hera den Griechen von vornherein günstig ist, erfahren wir dort auch nicht; überhaupt aber wird auch gar nicht gesagt, daß es sich im Folgenden um die Einnahme Trojas handelt; auch dies wird vielmehr im V. 19 und 71 so angedeutet, als sei es allen bekannt. Man gewinnt also den Eindruck, als setzte der Vortragende des ersten Gesanges die Kenntnis der folgenden Gesänge schon voraus, und das ist nichts Undenkbares. Die Teile des Epos wurden eben abwechselnd und gewiß nicht einmal im festen Turnus vorgetragen, und mancher hörte den Anfangsteil später als die übrigen Teile.

[30] Übrigens ist auch die Wiedererkennung des Odysseus durch Eurykleia eines der feinsten Beispiele für erregende Retardierung in der epischen Darstellung und eine Musterleistung der Kunst; nichts also sonderbarer als die Hypothese der Gelehrten, die durch sie bewiesen glauben, daß der Gang der Odyssee ursprünglich anders verlief; ursprünglich sei Odysseus als solcher schon vor Ausübung des Freiermordes erkannt, auch schon von Penelope erkannt worden; hierzu habe ursprünglich die Eurykleiaszene gedient; mit Penelopes Wissen und Zutun sei dann der Mord vollzogen worden, und die spätere Wiedererkennung der Ehegatten, wie wir sie lesen, erst nach Umänderung des Planes nachträglich hinzugedichtet (Beloch, Griech. Geschichte I, 2, 2. Aufl., S. 46). Damit würde das ganze Charakterbild umgeworfen, wie wir es für Penelope festgestellt haben. Zu solchen Hypothesen fehlt aber jede Nötigung, und alles Weitere, was Beloch daran anknüpft, ist also unverwendbar. Denn warum soll nicht schon der erste Dichter auf jenen feinen Einfall gekommen sein, eine verfrühte Erkennung anzubahnen und zu vereiteln, um die Erregung zu steigern und die gerade Linie der Handlung effektvoll zu unterbrechen? Daß die Rekapitulation der Dinge im 24. Buch V. 167 ff. in einem Punkte abweicht, beweist gar nichts. Solch nachträgliche kurze Referate sind bei Dichtern naturgemäß ungenau. Es gehört dies zur Geschichte des Summariums. Viel schlimmer steht es ja noch bei Plato, der am Anfang des Timäus den Inhalt seiner Republik gleichfalls ganz ungenau referiert, woraus man die verzweifeltsten Schlüsse auf die ursprüngliche Fassung der Republik gezogen hat. Auch das war vergebens. — Es ist ja auch ganz unglaublich, daß die Odyssee dem Dichter des letzten Buches, das so viel später fällt, noch in einer Fassung, die so wesentlich anders ausgesehen hätte, vorgelegen haben soll. Es müßten dann eben die Bücher 19 bis 23, so wie sie vorliegen, z. T. jünger sein als

Buch 24, was ganz undenkbar. Im Buch 24 V. 167 steht nun aber auch gar nichts davon, daß der Bettler Odysseus etwa sich der Penelope schon vor dem Freiermord zu erkennen gab, sondern nur dies, daß er ihr als Bettler riet, den Freiern das Bogenschießen aufzuerlegen; das konnte er aber ebensogut tun, wenn er sich nicht zu erkennen gab. Eurykl ia aber ist dort gar nicht erwähnt. Die Ungenauigkeit besteht also nur darin, daß in Buch 19 Penelope den Gedanken, die Freierwerbung durch den Bogenkampf zu beenden, selbständig, in Buch 24 dagegen auf den Rat des von ihr noch unerkannten Odysseus faßt. Es kommt aber noch ein zweiter Umstand hinzu, der deutlich zeigt, daß der Dichter des ω nur frei referiert, nicht aber eine anders gestaltete Odyssee voraussetzt; denn er sagt im V. 164, daß es Zeus war, der es dem Odysseus eingab, die Waffen aus dem Saal zu entfernen; nach 19, 2 aber war es vielmehr Athene, mit der sich Odysseus hierüber beriet; vgl. auch 19, 33. Die Annahme ist aber ausgeschlossen, daß da im 19. Buch ursprünglich wirklich Zeus statt Athene erwähnt stand; denn Athene ist des Helden ständige Begleiterin und Beraterin; das ist durchgeführt und könnte auch in einer früheren Fassung, wenn solche existierte, an jener Stelle nicht anders gewesen sein. — Jene Poeten waren eben keine exakten Philologenseelen, und auch das Publikum, dem der Sänger seinen Schlußgesang vortrug, hatte alle Einzelheiten der vorigen Gesänge natürlicherweise nicht mehr genau im Kopfe. Ein heutiger Dichter schreibe einmal ein Resumé seines letzten Romans aus dem Gedächtnis hin; er wird staunen, wie viel Ungenauigkeiten ihm dabei mit unterlaufen.

[31] Daß Klytämnestra, die Ungetreue, als Gegenfigur zu Penelope dienen sollte, wird auch noch am Schluß der Odyssee 24, 199 f. gebührend hervorgehoben.

[32] Es ist aber keine Frage, daß gelegentlich auch ein und derselbe Dichter Nachlässigkeiten beging. Dafür ist im ersten Iliasbuch der Vers 424 ein eigenartiges Beispiel. Die Göttinnen Hera und Athene haben kurz vorher in der Szene mitgewirkt, und im V. 22 hieß es, alle Götter seien auf dem Olymp. Hier dagegen sagt Thetis zum Achill: „Gestern ging Zeus, und zwar für 12 Tage, zu den Äthiopen und zugleich alle Götter mit ihm." Der Dichter hat also das Voraufgehende ganz vergessen. Weiter aber erzählt der nämliche Dichter gleich darauf im Vers 438 u. ff., daß dem Apoll eine Hekatombe gebracht wird, und Apoll wird dann im Vers 451 ausdrücklich als gegenwärtig angerufen; Apoll ist also auch nicht mit zu den Äthiopen abgegangen. Ja, Thetis selbst ist doch schließlich auch Gott; wenn ein Gott sagt: „Alle Götter sind abwesend" und sich selbst dabei ausnimmt, so muß es mit der Abwesenheit aller Götter eine eigentümliche Bewandnis haben. Der Sachverhalt zeigt also nur, wie unklar sich der alte Grieche bezüglich der Allgegenwart der Götter war, und es genügt

auf die Erklärung Faesis (Einleitung S. 11) hinzuweisen, der z. B. Ilias 16 514 f. und 667 passend vergleicht. Der Dichter konnte nicht ernstlich glauben, daß der Olymp wirklich volle 12 Tage leer von allen Göttern sei.
[33] Die Ethnographie ist über die Trojaner durchaus im unklaren. Mit den Pelasgern und Lelegern sind sie beispielsweise nicht identisch, denn diese sind ihre Verbündeten (10, 429). Waren sie den Griechen wirklich rassenfremd? Achäer und Troer bilden freilich bei Homer einen Gegensatz, und sie werden stets streng gesondert. Daß die Trojaner mit den Griechen ohne Vermittlung des Dolmetschers griechisch sprechen (so z. B. Hektors Ansprache an die Achäer 3, 85), mag man als dichterische Freiheit erklären. Ich will auch nicht betonen, wie viele trojanische Männer und Frauen griechische Eigennamen führen (selbst Hektors Namen ist man geneigt aus dem Griechischen zu erklären): auch das mag man auf dieselbe Ursache, insbesondere auf das Bedürfnis nach sinntragenden Namen zurückführen. Auffällig ist aber doch, daß der Dichter nur die Verbündeten der Trojaner wiederholt ausdrücklich als fremdsprachig bezeichnet (2, 804 und 867); nur in Hinblick auf ihre Verbündeten heißen die Trojaner selbst vielsprachig (4, 438). Warum wird der Sprachunterschied nicht auch einmal an ihnen selbst hervorgehoben? Schon der Raub der Helena, der Besuch des Paris beim Menelaus in Sparta spricht für nahe völkische Beziehung Trojas zu den Griechen, und die Lage der Stadt spricht für dasselbe; denn die Westküste Kleinasiens war von griechischen Stämmen dicht besiedelt. So wie Achills Myrmidonen Griechen sind und doch Myrmidonen heißen, wie die Thessalier Griechen sind und doch den Sondernamen „Hellenen" führen (2, 684), so gut kann auch die Bevölkerung der Troas mit ihrem Königshaus den Sondernamen Trojaner geführt haben und doch mit den Griechen rassenverwandt gewesen sein. Jedenfalls läßt Homer von Rassenhaß und Nationalgegensatz nirgends etwas verspüren, sondern der ganze trojanische Krieg ist nur die Austragung eines Rechtsstreites, ganz so wie der Kampf der Sieben gegen Theben, wo nur Griechen gegen Griechen kämpfen. Setzt man aber dies an, so wird die gleichsam neutrale Stellung, die die Dichter zu Troja einnehmen, um so verständlicher; denn diese Dichter leben ja auch in Kleinasien. So erklärt sich aber auch, wie genau sie das Innenleben der Stadt Troja kennen und zu schildern wissen, als wären sie dort zu Hause. So ist auch Held Diomedes darüber genau unterrichtet, was für Rossezucht Anchises getrieben hat, wieviel Füllen er erzielte usw. (5, 268), was offenbar nahen Verkehr unter den Fürsten in Friedenszeiten stillschweigend voraussetzt.

## III. Staatenbildung.

[1] Vgl. das große Kapitel über Vaterlandsliebe bei Stobaeus Flor. III. 39.

[2] Ebenda III. 40, 3.

[3] Einzige Ausnahme die Hellas des Euphranor; ob sie aber in einem Tempel stand? Sonst wohl nur das Figürchen der Hellas auf der Dariusvase und am Zeusthron in Olympia, beidemal mit Bezug auf die Perserkriege, wo das Einheitsgefühl vorübergehend sich geltend machte. Als Theaterfigur erschien Hellas vielleicht in der Komödie des Plato: Ἑλλὰς ἢ Νῆσοι.

[4] Pindar Fr. 169; vgl. Nauck, Fragm. trag.[2] adespota 471.

[5] Oder sie wird doch Städterin. Durch diesen Zug ist angedeutet, daß in die Bevölkerung der neugegründeten Stadt sofort einheimische Elemente mit aufgenommen wurden; dasselbe ist auch für die meisten anderen griechischen Kolonialgründungen anzunehmen.

[6] Athenäus pg. 540.

[7] Athenäus a. a. O.: Polykrates wurde böse, wenn Anakreon sich nicht rasierte.

[8] Frg. 90.

[9] Von der kleinen Stadt Argos bei Nauplia, die an Einfluß im Peloponnes anfangs Sparta noch überlegen war, ging die Großtat aus, das asiatische Gewichts- und Münzwesen bei den Griechen einzuführen. Griechisches Gewicht und griechisches Geld galt seitdem auch in Persien und umgekehrt. Auch dem Griechentum selbst war damit etwas Gemeinsames gegeben, dessen Einheit sonst auf nichts als auf seiner Sprache, dem Götterglauben, einigen Festspielen und dem Orakelwesen beruhte.

[10] Plutarch, Apophthegm. Lacon. pg. 217.

[11] Aristophan. Lysistr. 1073; Athenäus p. 143 A.

[12] Plutarch a. a. O. p. 230 F.

[13] Daß Solon die Insel Salamis eroberte, läßt sich in Zweifel ziehen. Die Forderung hat er allerdings erhoben; s. Beloch.

[14] Kallinos.

## IV. Geistiges Regen.

[1] Das zeigt Homer, obgleich er das Wort οἰνοβαρής schon verwendet, zumeist aber ohne Tadel; vgl. Martin Hoffmann, Die ethische Terminologie bei Homer, 1914, S. 33.

[2] Frgm. 79 oder 89.

[3] So Aristophanes Fragment 596.

[4] Vgl. Platos Epigramm.

[5] Gegeben zum Teil nach Straubs Übersetzung.

[6] Noch um das Jahr 400 n. Chr. wurden Sapphos Texte in Rom und Mailand gelesen; Claudian bezeugt es.

[7] Catull übertrug eine der Sapphooden in seine Sprache; die Gedichte der Frau drückten also vollgültig die Gefühle des Mannes aus.

[8] Diese Zeilen sind der Sappho mit größter Wahrscheinlichkeit zugesprochen. Die Sehnsucht nach der Schlafgenossin hat nichts Anstößiges bei einer Dichterin, die in anderen Versen die Liebesbrunst mit einer Realistik schildert, wie kaum ein andrer antiker Dichter. Unsre heutige sittliche Gewöhnung oder Anstandsbegriffe darf man an jene für uns so fremdartigen Naturen nicht herantragen.

[9] Des Semonides von Amorgos.

[10] Auch an Sokrates und Alkibiades sei erinnert; ja, man wundere sich nicht, wenn ich auch den Jesus des Evangeliums hier nenne. Johannes war der Jünger, den der Herr lieb hatte. Was das bedeutete, wußte jeder antike Leser, und die älteren Abendmahlsdarstellungen verdeutlichen das noch richtig, wenn da Johannes sein schönes Haupt an Jesu Schulter schmiegt. Wer wagt es, hierin etwas Arges zu finden?

[11] Die Liebe als einigendes Prinzip unter Bürgern steht übrigens schon am Schluß der Odyssee 24, 4₀5: τοὶ δ' ἀλλήλους φιλεόντων.

[12] Herodot 7, 102.

[13] Molon; vgl. Herodot.

[14] Vgl. Hundert Jahre. A. Marcus und E. Webers Verlag. 1818—1918. S. 119.

[15] Von dem hocharchaischen Herabild im Heraion auf Samos, das man dem S⸗ilis zuschrieb (Pausan. VII. 4, 4), weiß Herodot noch nichts.

[16] Äschylus kennt nur diese; vgl. auch des Sophokles ξοανοφόροι Fr. 414.

[17] So wird Herkules, der Raufer, zur Musikstunde abgeführt auf dem Vasenbild des Pistoxenos, Annali d. Ist. 1871 F (Baumeister, Denkmäler, Abb. 2138).

[18] Fragment 17.

[19] Einige Texte mit Notenschrift sind uns übrigens erhalten.

[20] Das Griechische war bekanntlich eine quantitierende Sprache; d. h. jede Silbe im Wort hat ihren deutlichen Zeitwert; die kürzere dauert etwa halb so lang als die längere. Dadurch entsteht ein Rhythmus schon beim Sprechen. Ferner aber ist in jedem Wort eine Silbe durch Tonhöhe ausgezeichnet, die der geschriebene Akzent uns angibt. Man kann also einen griechischen Text eigentlich nur singend lesen.

[21] Die klassischen Dramen bezeugen dies. Pindar kennt überhaupt keine Statuen. Außerdem sei der pseudoplatonische Dialog Alkibiades II S. 141 zitiert, wo es heißt: „Du willst beten. Wenn der Gott, zu dem du jetzt hingehst, dir nun wirklich erschiene und dich fragte, so würdest du“ usw. Es ist also nicht die Statue, zu der Alkibiades betet.

[22] Vgl. Beloch I, 2 S. 355.

[23] Xenophanes.

[24] Anaximander von Milet.

[25] Empedokles.

[26] Übrigens war angeblich Thales der erste, der die Geometrie aus Ägypten einführte.

[27] Für den Raumbegriff fehlt es der griechischen Philosophie sonst an einem Worte; anders für den Zeitbegriff.

[28] Dies ist der Sinn der Definition: die Seele ist die Harmonie des Körpers. So wie die Zither wertlos ist im Vergleich zur Melodie, so der Körper im Vergleich zur Seele.

[29] Vgl. P. Weyland in der „Post" vom 13. 8. 1920.

[30] Baumeister, Denkmäler, Abb. 494.

[31] Krösus auf dem Scheiterhaufen (Welcker, Alte Denkm. III, S. 481 f.) erschien den Griechen viel mehr als mythisch denn historisch (so Baumeister zu Abb. 860); es bleibt also vielleicht nur die große Dariusvase in Neapel als Hauptausnahme, über die später. Aber sie ist unteritalisch, nicht attisch.

[32] Günstiger steht es mit den literarischen Größen; Alkäus und Sappho erscheinen auf den Vasen; vielleicht auch Stesichorus (vgl. die Buchrolle in der Kunst S. 143).

[33] Es war die Zeit, wo die Damen noch nicht in knisternder Seide gingen, noch keine Corse..ière brauchten und nicht nach durchbrochenen Strümpfen fragten.

[34] Die Geschichte der älteren Malerei, wie Plinius sie im 35. Buch seiner Naturgeschichte gibt, ignoriert die Vasenmalerei vollständig. Samische Gefäße lobt er, 35, 160, weiß aber nichts von ihrem Bildschmuck. Eine bemalte Amphore als Hausrat sieht man in der Dionysosszene bei Millingen Peint. de vases Tafel 2; Baumeister Nr. 919.

[35] Vor Dionys, dem Gott selbst, sieht man wirklich solche bemalte Amphore aufgestellt auf dem Anm. 34 erwähnten Vasenbilde.

## V. Die Perserkriege.

[1] Vgl. Kritik und Hermeneutik S. 133 und 379.

[2] Im Jahre 509.

[3] Von 510 bis 492.

[4] Man hat diese Nachricht bezweifelt, unter der Annahme, Miltiades selbst habe sie lügnerisch in die Welt gesetzt; das überzeugt mich nicht. Wäre Miltiades, statt mit an die Donau zu gehen, im Chersonnes verblieben, so hätten die Athener dies bei den damaligen Verkehrsverhältnissen leicht konstatiert und die Lüge alsbald als solche erkannt.

[5] Er hieß Phrynichus.

[6] Sein Sohn war damals schon heiratsfähig; dieser Sohn fiel in der Perser Hände, wurde aber von Darius gut behandelt: Herodot 6, 41.

[7] Die Germanen, die sich den Römern unterwarfen, gaben statt dessen Gras; s. Plinius nat. hist. 22, 8.

[8] Die Griechen lieben sinnvolle Namen; der Mann hieß Pheidippides, der Pferdeschoner; ein Schnelläufer ersetzt in der Tat den Reiter und erspart den Gaul.

[9] Die Darstellung der Marathonschlacht und dessen, was ihr unmittelbar voraufging, wie Herodot sie gibt, kann nicht richtig sein; auch sind Teile seiner Schilderung schon immer bezweifelt worden. Der Tatbestand ist offenbar nicht gleich gebucht worden, und der Historiker war auf ganz ungenügende Berichte angewiesen. Ausdrücklich wird bezeugt, daß die Perserflotte ihre vortreffliche Kavallerie mitführte (Herodot 6, 95); so werden die Pferde denn auch in Euböa gleich ans Land gesetzt (Herodot 6, 101); ebenso aber ist Tatsache, daß in der Schlacht bei Marathon diese Kavallerie nicht mitwirkte und davon ist auszugehen. Denn für den Kavallerieangriff war gerade dies Schlachtfeld besonders geeignet (dies sagt Herodot selbst ausdrücklich 6, 102), und wozu war sie überhaupt herantransportiert worden, wenn man sie nicht einsetzte? Also waren, als der Kampf begann, die Pferde noch nicht ausgeladen. Ist dem so, so muß die Ausladung durch den frühen Angriff der Athener verhindert worden sein; dies setze ich an. Denn auch sonst gebot ja schon die einfachste Überlegung, den Feind schon gleich bei der Ausschiffung selbst zu stören, damit er seine Riesenübermacht nicht entfalten konnte. Also müssen die Athener nach Marathon früher ausgerückt und viel unmittelbarer den Angriff ausgeführt haben, als Herodot es erzählt, und auch die Vorberatungen, die Miltiades und Kallimachos, der Polemarch, entscheidend beeinflußten, müssen dementsprechend zeitlich angeordnet werden.

[10] Herodot 6, 112.

[11] Hierüber Herodot 6, 103.

[12] Von 488 oder 487 bis 481. Mardonius macht sich lustig über die Dummheit dieser Griechen, die gegeneinander fechten, statt durch Verhandlungen ihre Differenzen auszugleichen: Herodot 7, 9.

[13] Herodot 6, 49; μίη πατρίς steht 8, 57. Offenbar war das große Vorbild der Ilias hierauf von Einfluß, wo alle Achäer unter Agamemnons Führung zusammenhalten. Athen hat den Homertext zuerst in Buchform verbreitet; es trat auch ein für die Ideale Homers.

[14] Vgl. Thukyd. 1, 93: ἰδὼν τῆς βασιλέως στρατιᾶς τὴν κατὰ θάλασσαν ἔφοδον κτλ.

[15] ἔσωσε τὴν Ἑλλάδα, Herod. 7, 144.

[16] Das ist schon an und für sich psychologisch wahrscheinlich, und die Anlage der Tragödie des Äschylus bestätigt es; der Mutter wäre dort sonst nicht die zentrale Stellung gegeben worden.

[17] Vgl. Herod. 7, 8.

[18] Ich gebe im Nachfolgenden den Kampf gegen Xerxes nach Herodot, dem einzigen zuverlässigen Zeugen, und im Gegensatz zu neueren Arbeiten der Hyperkritik, wie E. Obst, Der Feldzug des Xerxes, Leipzig 1913. Daß Herodot über die Schlacht bei Marathon ungenügend benachrichtigt worden, ist oben Anm. 9 gezeigt; mit dem Krieg gegen Xerxes aber steht es anders. Die Truppenzahlen, die Zahlen der Schiffe, die Herodot gibt, scheinen phantastisch hoch; also setzt man nach eigener Taxe niedrigere Zahlen dafür ein. Der Verlauf der Schlachten, wie er ihn gibt, scheint oft strategisch planlos; also setzt man ruhig einen anderen Verlauf an die Stelle. Das ist Konstruktion, also Geschichtsverfälschung. Man könnte schließlich den Herodot ganz beiseite legen und nur die bessere Einsicht walten lassen. In Betreff der sogenannten Phantasiezahlen sei auf B. Niese (Göttinger gel. Anz. 1901, S. 602 f.) verwiesen. Wenn man den Krieg im übrigen nach Clausewitz und den Doktrinen eines hohen preußischen Generalstabes vor sich gehen läßt, so verkennt man die primitiven Verhältnisse des Militärwesens jener Zeiten. Denn es ist zwischen der Zeit des Themistokles und des Xenophon ein himmelweiter Unterschied. Als Beispiel diene die Schlacht bei Plataä. Da sucht man den Spartaner Pausanias auf die Höhe der Einsicht eines modernen Strategen zu erheben; man vergißt, daß bisher und vor ihm noch kein Spartaner je eine so große Truppenmasse kommandiert, daß die verschiedenen griechischen Kontingente noch nie in der Weise, wie es hier nötig wurde, kooperiert hatten und daß sie in der Schlacht noch nie gegen einen solchen Gegner gestanden. Die Sachlage war ein ungeheures Novum. Die planlos tastenden Vorgänge, wie Herodot sie gibt, sind also völlig begreiflich; sie waren notwendig. Der Angriff der Perser am Schlußtage derselben Schlacht soll ferner in bester Ordnung stattgefunden haben (Obst S. 200); anders Herodot; man vergißt wiederum das heißblütige Temperament jener Asiaten, die, wenn es nach langem Harren endlich zum Losschlagen kommt, rabiat losbrechen und alle Bande der Ordnung niederreißen; die Perser waren eben keine Preußen. Dann kam es bei Plataä zum Kampf um den Schildwall der Perser; auch der ist bei Herodot völlig verständlich: die Spartaner stürzen sich auf diesen Schildwall; da werfen die Perser Bogen und Pfeil weg (τὰ τόξα μετέντες) und treten zur Abwehr vor denselben; es entsteht um ihn ein Messerkampf; als endlich der Schildwall umgestürzt ist, geht die Schlacht mit Schwertkampf bis zum Demeterheiligtum weiter (anders natürlich Obst S. 202). Dann sind es nach Herodot die Athener, die das persische Lager forzieren, worauf aber nicht sie selbst, sondern vielmehr die andern Griechen, voran die Tegeaten darin eindringen. Auch das soll sachlich unmöglich, also Erfindung sein (Obst S. 206). Die Athener haben aber doch, wenn

sie mit der Demolierung der Holzbefestigung beschäftigt waren, ihre schweren Waffen ablegen müssen, da sie dabei mit Äxten und sonstigen Maschinen hantierten. Ganz natürlich ist also, daß, als eine Bresche entstanden war, zuerst die andern Griechen ins Lager eindrangen, ehe die Athener noch ihre Waffen wieder aufnehmen konnten. Ich kann diese Ausführungen hier nicht fortsetzen; es muß aber einleuchten, daß gerade solche Berichte wie die eben besprochenen die Treue der herodoteischen Erzählung sichern, auch da, wo Herodot nicht dem Dionysios von Milet folgt. Man glaubt den Diodor, das ist Ephoros, gegen Herodot ausspielen zu können, der in mehreren Fällen die Schlachten taktisch oder strategisch annehmbarer darzustellen scheint. Ephoros schrieb aber etwa 80 Jahre nach Herodot; woher er zu einer glaubwürdigeren Quelle als dieser gelangt sein soll, ist unerfindlich. Vielmehr hat Ed. Meyer (Gesch. des Altertums III, § 238) richtig bemerkt, das schon Ephoros die Hergänge nach eigenem Ermessen zugestutzt hat; er hat schon ebenso konstruiert wie die Modernen. Die militärische Schulung hatte eben infolge des peloponnesischen Kriegs und der weiteren Kriege bei den Griechen im 4. Jahrhundert enorme Fortschritte gemacht; wir sehen es u. a. an Xenophons Cyropädie, wie man damals sich im Schildern von Schlachten übte, die gar nie stattgefunden, aus purem Interesse für höhere Taktik und Strategie. Auch das Lesepublikum war damals militärisch vorgebildet, und dem mußte somit auch Ephoros Rechnung tragen. — Man behauptet ferner, Herodot habe zugunsten Athens, zuungunsten Spartas die Geschichte gefälscht; das ist aber ganz unerwiesen und unbeweisbar, und es genügt dagegen schon auf Leonidas und die Art, wie Herodot ihn verherrlicht, hinzuweisen. Herodot war ja auch gar nicht Athener; seine ganze Begeisterung für Athen wäre also gar nicht verständlich, wenn die Athener sich nicht soldatisch und politisch wirklich so hervorgetan hätten, wie er es uns darstellt. Und ist dies letztere so unglaublich? Gerade die Athener waren durch den Perserangriff in den beiden Kriegsjahren besonders gefährdet, viel mehr als die Spartaner, und daher erklärt sich ausreichend ihr Elan, den sie andauernd und überall bewiesen. Auch im deutschen Befreiungskrieg des Jahres 1813 haben sich die Preußen unter Blücher als die treibende Kraft unter den Verbündeten überall besonders hervorgetan, und es geschah aus demselben Grunde, weil für sie eben der Sieg eine Existenzfrage war. Will man auch behaupten, daß diese Preußensiege aus Abneigung gegen die Österreicher erfunden sind? Endlich wird unterstellt, Herodot habe das Geschichtsbild zuungunsten des Themistokles verfälscht. Man möchte aus Themistokles durchaus ein fleckenloses Ideal machen; aber auch das ist vergeblich. Die Raubtiernatur des Themistokles in Bezug auf Geldgewinn steht auch durch sonstige Zeugnisse außer Zweifel; im übrigen muß man an dem Unterschied festhalten, der sich

aus den Tatsachen klar genug ergibt, daß Themistokles nicht so sehr als Feldherr denn als Staatsmann groß gewesen ist; nur als solchen feiert ihn augenscheinlich Thukydides, nur als solchen auch der Sprecher bei Aristophanes in den Rittern v. 820 ff., und das genügt vollkommen zu seinem Ruhme. Wo einmal der Spartaner Eurybiades, bei Salamis oder nachher, einen guten Rat erteilt, soll Herodot den Sachverhalt entstellt haben, weil in Wirklichkeit der Witz allein bei Themistolles war; es steht aber gewiß anders, und Herodot ist gerechter und wahrer als seine Kritiker; denn er läßt auch den Nebenfiguren ihre Bedeutung und macht sie nicht zu bloßen Puppen, die immer nur von dem einen Wunderwesen und Faktotum geschoben werden. — Noch möchte ich endlich einen Zweifel gegen die Annahme äußern, daß Herodot die Perser des Äschylus als Quelle benutzt habe. Historiker pflegen Dichter nur für Sagengeschichtliches heranzuziehen; dafür, daß sie es auch da taten, wo es sich um Geschichtsereignisse handelt, fehlen mir überzeugende Beispiele. Auch Chörilus hat mit seinem Perserepos auf die Geschichtsschreibung augenscheinlich keinen Einfluß gehabt.

[19] Seine Existenz bezeugt noch Thukydides.

[20] Genauer eine ἁρμάμαξα.

[21] Vergleichbar ist der leere Wagen des Sonnengottes Elagabal mit seinen sechs weißen Pferden: worüber Charakterbilder Spätroms S. 88.

[22] Herodot 7, 79.

[23] Herodot 7, 86.

[24] πῖλοι ἀπαγεῖς: Herodot 7, 61.

[25] Schon Äschylus vergleicht den Perserkönig mit dem Drachen (Perser 81).

[26] Herodot 7, 141. Das zweite Orakel, worin Athens Rettung durch hölzerne Mauern verkündet wird, ist offenbar erst nachträglich hinzu erfunden, um Delphis Ehre zu retten. Dies wird durch Äschylus (Perser 82) bestätigt, der nur das erste Orakel kennt.

[27] Im Gegensatz zu E. Obst a. a. O. S. 102 sei bemerkt, daß diese Truppe nur für den Fall genügte, daß die griechische Flotte beim Artemision einen entscheidenden Sieg erfocht. Sie genügte nicht, wenn die Griechen dort geschlagen wurden; denn dann würde Xerxes seine Heermassen nicht nur durch die Thermopylen, sondern auch noch über Trachis nach Doris dirigiert haben, und zur Rettung Attikas wäre eine wesentlich breitere Kampfesfront, gegen Westen und Norden gerichtet, nötig gewesen.

[28] Heute hat sich die Bodenbeschaffenheit dort stark verändert. Durch Schwemmland hat sich das Ufer und daher auch die Straße sehr verbreitert.

[29] Über die Lage des Artemision Lolling, Athen. Mitteil. VIIII, S. 7 f. und 200 f.

[30] Man hat auch dies bezweifelt, als ob das Köpfen von Leichen nicht etwas ganz Häufiges wäre; so geschah es dem Pompejus, so dem Albinus (durch Septimius Severus), so dem Maxentius (durch Constantin).

[31] 'ρήμασι πειθόμενος.

[32] Auch im 19. Jahrhundert aber, in den Befreiungskriegen der Neugriechen in den Jahren 1821 und 1822, haben die Athener wiederholt ebenso auf Salamis vor den Türken Zuflucht gesucht.

[33] Man hat an diese „brutale" Drohung wieder nicht glauben wollen. Wohin aber sollte das Athenervolk sich wenden, wenn die andern Griechen es im Stich ließen und auch Salamis von Xerxes erobert wurde?

[34] So manche Züge der Art hat sich Äschylus entgehen lassen; warum? waren sie ihm noch nicht bekannt geworden? oder sind sie späterer Erfindung?

[35] Übrigens ist Xerxes nach Äschylus v. 93 in diesem Krieg nur der ἀπάτη θεοῦ erlegen.

[36] Auf jeden Spartiaten kommen immer je sieben Heloten: Herodot 9, 28.

[37] Äschylus Perser v. 258.

[38] Vgl. Rhein. Museum 63 S. 51 f.

[39] Äschylus selbst weist V. 55 darauf hin; hier heißt Xerxes der Mann vom goldenen Geschlecht, weil Zeus als Goldregen zu Danaë kam, die den Perseus gebar.

[40] V. 293 ff.

[41] V. 61 ff.

[42] Vgl. oben S. 39 f.

[43] V. 750.

[44] Es ist merkwürdig, daß, so wie auf der Vase Asia und Europa als Frauen in der Höhe oberhalb der menschlichen Figuren dargestellt sind, auch Atossa bei Äschylus V. 140 Hellas und Asia personifiziert sich gegenüberstellt. Als auffällig notiere ich noch, daß Äschylus V. 298 sagt, Athen sei noch unzerstört.

[45] Mit diesem Gedanken schließt wirklich des Äschylus Stück.

[46] Plutarch Them. 21.

[47] πανδοκεύειν, Plutarch a. a. O.

[48] Zur Chronologie vgl. Lehmann-Haupt in der Klio XVII S. 56 ff.

[49] In diesem Heiligtum befand sich auch eine kleine Statuette, die Themistokles darstellte, nicht realistisch, sondern in heroischer Aufmachung; es scheint fraglich, ob sie aus seiner Zeit stammte: Plutarch Kap. 22.

[50] Die spartanischen Gesandten verklagten den Themistokles in Athen, indem sie behaupteten, sein Verrat habe sich aus dem Beweismaterial, das den Pausanias belastete, ergeben: so Thukydides I 135, der älteste Berichterstatter. Nur aus den aufgefangenen Briefen des Pausanias würde sich das haben ergeben können. Daß die Gesandten diese Briefe den

Athenern aber auch vorlegten, sagt Thukydides nicht, also ist das gar nicht geschehen, sonst hätte Thukydides diesen wichtigsten Umstand erwähnt. Man glaubte unbesehen den Anklagen Spartas.

51 Themistokles soll, nach der Aussage der Spartaner, nicht selbständig und für sich allein mit Xerxes verhandelt, sondern das Komplott des Pausanias mitgemacht haben; denn Pausanias, hieß es, habe ihn in seinen Briefen mit genannt. Pausanias aber strebte ja danach, über ganz Griechenland zu herrschen, ἐφιέμενος τῆς Ἑλληνικῆς ἀρχῆς (Thukyd. I 128). Wie also konnte Themistokles da mittun? Er war neben Pausanias völlig überflüssig; denn Griechenland konnte nur einen Tyrannen brauchen.

52 ὄφις Ἕλλην ὁ ποικίλος, Plutarch Kap. 29.

53 Es ist lächerlich, zu glauben, daß Themistokles nur deshalb so freundlich aufgenommen wurde, weil er dem Xerxes die Flucht über die Dardanellenbrücke ermöglicht hatte. Die Perser waren gewiß nicht so beschränkt, nicht zu begreifen, daß Themistokles das im Interesse Griechenlands und Athens getan. Der an den König gerichtete Themistoklesbrief bei Thukydides I 137 f. ist natürlich Konstruktion.

54 Persisch zu lernen war für den Verkehr mit dem Hof schwerlich nötig; nötig war es für den, der an der Landesverwaltung teilnehmen wollte.

55 Thukydides sagt a. a. O. nicht mehr als dies; er spricht nur von der τοῦ Ἑλληνικοῦ ἐλπίς, ἣν ὑπετίθει αὐτῷ δουλώσειν. Woher der Historiker das übrigens wußte, bleibt höchst unklar. Auf alle Fälle sagt er nicht, daß Themistokles dem Artaxerxes Ratschläge und Anweisungen gab, wie Griechenland zu unterjochen sei. Es wäre ja denkbar, daß er ausführte: Griechenland wird sich nie einigen; der Gegensatz zwischen Sparta und Athen wird wachsen; wenn es zwischen Sparta und Athen zum Krieg kommt, wird Persien davon den Vorteil haben.

## VI. Delphi und Olympia.

1 Der Habicht heißt ἱέραξ um seiner Heiligkeit willen.

2 Plutarch, Lysander 12; Herodot 1, 175.

3 In späterer Zeit treibt die Pythia mazedonische Politik, φιλιππίζουσα: Plut. Demosth. 20.

4 Die Schiffe für den Pferdetransport hießen ἱππαγωγοί (Aristoph. Ritter 599), latinisiert hippagines (Festus S. 101 M).

5 A. Brinkmann, Rhein Mus. 70 S. 622 f.

6 Vgl. Trendelenburg, Pausanias in Olympia (1914) S. 36.

7 A. a. O. S. 30.

8 Im Westgiebel wird Hippodomia im Zentaurenkampf geraubt; im Ostgiebel ist die gleichnamige die Beute des Siegers Pelops in der Wettfahrt.

Die Eleer haben den Künstlern gewiß nicht ohne Plan beide Hippodomiasagen in Auftrag gegeben. Man wird auch jenen Zentaurenkampf in Olympia lokalisiert haben; denn daß ein und dieselbe Sage an verschiedenen Plätzen haftete, ist auch sonst bekannt; hierüber s. meine „Griechischen Erinnerungen eines Reisenden“ S. 267, wo ich auch auf Properz I 8, 35 f. hingewiesen habe, der ebenfalls die in Thessalien spielende Hippodomiasage mit dem Ruhm von Elis verknüpft. Properz vereinigt da beide Sagen ebenso, wie die Giebel des Olympiatempels dies tun. Mir scheint nötig, hierauf acht zu geben.

[9] Bakchylides 10, 18.

[10] Es ist die Göttin Θεία bei Pindar; vgl. Leop. Schmidt, Leben und Kunst Pindars S. 149.

[11] So sagt schon Bakchylides 9, 18.

[12] Über die Blondheit vgl. Bakchylides 9, 14 und 10, 13; auch Adeimantius, Physiognom. II, 24.

[13] Stobaeus Flor. III. 29, 89.

[14] Bakchylides 10, 20.

[15] Es stammte vom Archilochos; vgl. Pindar.

[16] Gewiß gab es in Olympia einen Vorrat von Siegesliedern, die immer zur Verfügung standen; s. Jurenka zu Bakchylides 6, 8.

[17] So sagt Pindar Olymp. 11, 106 f.

[18] Pindar Olymp. 14, 20; vgl. 11, 106 f.

[19] Bakchylides 4, 21.

[20] Pindar Isthm. 3, 79.

[21] Das heißt: die Rose.

[22] Pyth. 4, 130.

[23] Pyth. 11, 58.

[24] Olymp. 9, 161.

[25] Olymp. 9, 152.

[26] Pyth. 2, 65.

[27] Pyth. 3, 89.

[28] Pyth. 2, 92: γένοι οἷός ἐσσι, d. h., wozu du durch deine Anlage bestimmt bist, als solcher entwickle dich; E. Rohde, Psyche II. S. 316, 1; dazu v. d. Mühll, Rhein Mus. 72 S. 307.

[29] Nem. 1, 44.

[30] Pyth. 1 fin.; vgl. Isthm. 4, 15.

[31] Olymp. 2, 97.

[32] Olymp. 7 init.

[33] Theben ist die Mutterstadt Pindars, Metope aber, die Nymphe des gleichnamigen Gewässers bei Stymphalos in Arkadien, war die Mutter Thebes, also war Metope gleichsam die Großmutter Pindars; danach lesen wir Olymp. 6, 85 f. folgendes: „Ich habe das Gefühl eines hellen Wetz-

steines auf der Zunge, womit mich (ἅ με), den gern folgenden, mit süßem Liedeswehen meine stymphalische Urmutter, die blühende Metope, anzieht, welche die rossetummelnde Thebe gebar, deren liebliches Wasser ich trinke, indem ich tapferen Männern den mannigfaltigen Gesang flechte. Ermuntere nun die Gefährten des Äneas (eines Dichters in Stymphalos), daß sie zuerst die Hera Parthenia besingen und dann beurteilen, ob wir in Wahrheit dem alten Schimpf vom böotischen Schwein entgehen." Dies ein Beispiel Pindarischer Sprache in genauerer Übersetzung; vgl. Leop. Schmidt, Pindars Leben und Dichtung, S. 276.

[34] Ein solcher Pindarverehrer war auch unser Dichter Platen. In der deutschen Literatur wüßte ich nichts, woraus man sich eine Vorstellung von den Pindarschen Lobgesängen machen könnte, außer Platens Hymnen „Abschied von Rom", „Dem Kronprinzen von Bayern" usw. „Aber dies Lied gleicht dem verirrenden Waidmann," sagt Platen mit Recht.

[35] Isthm. 2, 43.

[36] Verachtende Worte richtete gegen die Athleten Euripides im Autolykos (Athenäus S. 413).

## VII. Die tragische Bühne.

So Schiller in dem Aufsatz über die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet.

[2] θέατρον sind die Zuschauer z. B. bei Plutarch Moral. S. 79 E (Stob. Flor. III. 29, 89).

[3] Die Bühnenfrage kann hier nicht eingehend erörtert werden. Wie unhaltbar mir die Dörpfeldsche Theorie erscheint, ist schon oben angedeutet; ich gedenke anderen Ortes darüber zu handeln. Auf Petersen „Attische Tragödie" (1914) und Gilbert Norwood, Greek tragedy (1920) sei hier in Kürze verwiesen. Wenn Dörpfeld Petersens Ansichten veraltet nennt (Philol. Wochenschrift 1921 S. 194), so betrachte ich vielmehr die seine als nunmehr veraltet. Nichts verkehrter, als das ἀναβαίνειν der Schauspieler mit „auftreten" zu übersetzen; vgl. Kritik und Hermeneutik, S. 114 und C. Finsterbusch, Die Bühne des Aristophanes, Leipzig 1912; daß bei Euripides die Spieler hoch steigen, ist von mir a. a. O. S. 115 dargetan. Ich erinnere überdies nochmals daran, daß der Chor τετράγωνος, also nicht zyklisch, wie die Orchestra es voraussetzt, tanzte, sowie daß die Verringerung der Choristenzahl auf zwölf sinnlos war, wenn der Chor die Orchestra als solche benutzte. Dazu kommt nun noch, daß Chor und Schauspieler nicht nur Masken, sondern auch z. T. mächtig hohe Perücken trugen, die, von oben gesehen, jedes Eindruckes verfehlten; ich könnte mir nichts szenisch Törichteres denken, als solche Vorführung, wie Dörpfeld sie sich denkt. Die Auspolsterung der Schauspieler u. a. auf weite Fernsicht, die Perücken auf Hochstand der Schauspieler

berechnet. Daß auch die Baubefunde der Theaterruinen hiergegen nichts beweisen können, ist klar; denn sie betreffen nicht das Holztheater des 5. Jahrhunder s.

[4] Die Bühne wirkt tiefer als die Kanzelrede; so Schiller a. a. O.

[5] Die griechische Tragödie gleicht also dem dorischen Metopenfries, der die Reihe der Metopenbilder immer durch Triglyphen unterbricht. Just ebenso werden die Sprechszenen der Tragödie durch die Chorlieder unterbrochen. Der Metopenfries wurde hernach vom einheitlichen jonischen Fries abgelöst, mit Ausdrängung der Triglyphen; die Tragödie hat den Chor wohl eingeschränkt, ist ihn aber nie losgeworden; das gelang erst der Komödie.

[6] Vgl. von Salis, Die Kunst der Griechen. S. 107.

[7] ἀντεκτείνειν ἑαυτὸν, Aristophanes Frösche 1042.

[8] In diesem ältesten Stück des Äschylus ist die alte Fünfzigzahl des Chors noch beibehalten; der Raum der Orchest.a wurde also hier noch mehr in Anspruch genommen als späterhin.

[9] Die Ehe zwischen Geschwisterkindern war bei den Griechen unanstöß'g; so wird Antigon: dem Hämon verlobt.

[10] Über dies Stück „die Schutzflehenden" vgl. A. Süßkand in der Berl. philol. Wochenschrift 1920. S. 761 f.

[11] Von der unterweltlichen Strafe der Danaiden hat Äschylus hier abgesehen. Wie die Trilogie zu ergänzen ist, habe ich im Obigen angedeutet und dies dereinst schon im Rhein. Museum 32 S. 140 ff. beg:ündet. Der Aufsatz von Nathansky in den Wiener Studien 32 S. 7 ff. ist in vieler Hinsicht verfehlt. Ein Grundirrtum ist der, daß in allen drei Stücken dieselben Personen, die Danaiden, den Chor bilden sollen. Das spricht ganz gegen die Gewohnheit des Äschylus (vgl. Welcker, Nachtrag S. 51), war ja auch auf alle Fälle zu eintönig. Davon ist also abzusehen. Ein zweiter Grundirrtum, daß allein das dritte Stück Danaiden hieß; da alle drei Stücke vom Schicksal der Danaiden handeln, kann nicht nur das letzte so geheißen haben; es wäre das ebenso sinnlos, wie wenn in der Promethie das erste Stück Okeanides, das zweite Titanes, das dritte allein Prometheus betitelt wäre. Die ganze Trilogie hieß also „Danaides". Man sieht hiernach, wie töricht der handschriftliche Katalog der Äschylusdramen die δαναΐδες neben den ἱκέτιδες und αἰγύπτιοι registriert, während darin die θαλαμοποιοί ganz fehlen. Irrig hierüber A. Dieterich, Rhein. Mus. 48 S. 144. Während die Dramentitel ἱκέτισες ἢ δαναΐσες, θαλαμποιοὶ ἢ δαναΐδες, αἰγύπτιοι ἢ δαναΐδες lauteten, wurden im Katalog zwar die Sondertitel ἱκέτιδες und αἰγύπτιοι richtig verzeichnet, statt der θαλαμοποιοί aber nur der Gesamttitel δαναΐδες eingetragen. Daß dies sich so verhält, bestätigt und sichert Strabo, der S. 338 wirklich ἐν Ἱκέτισιν ἢ Δαναΐσι zitiert. Man gehe den ganzen Strabo durch; er

zitiert sonst nie Doppeltitel in dem Sinne, daß er selbst schwankt, ob das betreffende Werk so oder so betitelt war; auch kennt er den Äschylus sehr gut und bringt durchaus korrekt die Überschriften Προμηθεὺς λυόμενος S. 33, Πόντιος Γλαῦκος S. 447, Ἠδωνοί S. 470; S. 616 sogar den Prolog aus den Myrmidonen; S. 580 kennt er genau die sprechenden Personen in der Niobe. Also beruht jenes ἤ nicht auf einer persönlichen Unsicherheit des Strabo, sondern ist nach der Analogie der so häufigen Doppeltitel wie Θεωροὶ ἢ Ἰσθμιασταί aufzufassen (vgl. Kritik und Hermen utik S. 154), und für die Trilogie Δαναΐδες bleiben also die drei Titel Ἱκέτιδες, Θαλαμοποί und Αἰγύπτιοι übrig und zur Verfügung. Ein Grundirrtum ist es nun weiter, unter Αἰγύπτιοι die ägyptischen Freier, die Söhne des Αἴγυπτος, zu verstehen. Αἰγύπτιοι hießen nur ägyptische Leute, und der Titel ist wie Φρύγες u. a. zu beurteilen. Im dritten Stück bildeten also die ägyptischen Gefolgsleute den Chor, und sie waren in der Tat für seinen Inhalt so passend wie möglich, da nur sie die nötige Wehklage über den Freiermord, nur sie auch die Sympathie mit Hypermestras rettender Tat zum Ausdruck bringen konnten. Der Inhalt des Mittelstückes war, wie angedeutet, zunächst notwendigerweise die Abwehr der unmittelbaren Verschleppung der Danaostöchter nach Ägypten; Danaos setzte durch, daß die Hochzeit rite in Argos geschah; sodann der Plan der Ermordung und die Mordtat selbst. Ob dabei auch der Vater Ägyptus zugegen? Dafür spricht folgendes. Im Mittelstück traten die fünfzig Freier als Masse sicher nicht auf; sie waren neben dem erwähnten Chor unmöglich. Also mußten ihre Interessen durch einen besonderen Sprecher vertreten werden. Ein Herold paßte nun hier schlecht; sehr angemessen war es dagegen, wenn Ägyptus, der Vater, selbst diese Rolle übernahm. Beide Väter gaben ihre Kinder also feierlich zur Ehe zusammen. Daher erwähnt denn auch Ovid in seiner 14. Heriode V. 24 den socer als anwesend. Daß Ovid da den Äschylus benutzt, habe ich stets behauptet; es wird dadurch deutlich indiziert, daß Ovid im V. 23 auch den Namen des Königs Pelasgus bringt (vgl. Rhein. Mus. 32 S. 416, wo ich freilich bei Ovid im V. 26 nec socer statt et socer zu lesen vorschlug). Was bei Äschylus hernach aus dem Ägyptus geworden, steht dahin. Im dritten Stück war er überflüssig; aber solche Figur ließ sich ja leicht ausschalten, wenn der Dichter sie nicht mehr brauchte. — Nötig scheint noch ein Wort zu dem Fragment 78 der Θαλαμοποιοί. Hier wird (von Danaos?) der Auftrag erteilt, das Hochzeitsgemach zu schmücken; der eine (ὁ μέν τις) soll dies, der andere soll jenes tun. Bildeten nun die θαλαμοποιοί den Chor, der den Spielplatz nie verläßt, so konnten sie nicht abtreten, um die gegebenen Befehle auszuführen. Man muß also annehmen, daß, so wie der Chor im ersten Stück aus 50 Köpfen bestand, er auch im zweiten zahlreich genug war, um einige überzählige Chorleute abzugeben, die den

Auftrag ausführten. Daß endlich im Fragment 43 der Danaiden der Text verderbt, ist klar. Nauck sagt dazu: medelam desidero. Er hat von meiner Emendation, Rhein. Mus. 32 S. 421 keine Notiz genommen, wonach Äschylus schrieb: κἄπεὶ τόδ' εἶσι λαμπρὸν ἡλίου φάος κτλ. Die Begründung brauche ich hier nicht zu wiederholen. — Ich bemerke noch, daß zu des Sophokles 'Αντηνορίδαι Strabo S. 608 allein den Doppeltitel ἅλωσις τοῦ 'Ιλίου bietet.

[12] Die „Perser" des Äschylus (vgl. oben S. 163) sind ganz ebenso beschaffen; auch da geht das unglückbringende Ereignis, die Niederlage bei Salamis, dem Drama selbst voraus. Begreiflich also, daß Sophokles eine neue Niobe schrieb.

[13] Genauer die Seelen.

[14] Mit dieser Auffassung stehe ich nicht allein, indem ich Petersens Konstruktion ablehne.

[15] In diesem Sinne habe ich Brahms' Erste Sinfonie als Prometheussinfonie gedeutet; s. Gedichte S. 122; ähnlich dachte schon der Komiker Platon frg. 136: Prometheus ist der menschliche Verstand.

[16] Denn die Welt ist ein Kunstwerk; verschiebe nicht seine Teile! (vgl. Leopold Schmidt, Griech. Ethik II, S. 11).

[17] Frei ist niemand, außer Zeus, heißt es V. 49.

[18] Man bemerke, daß Zeus selbst, der eigentliche Gegenspieler, in der ganzen Triologie nicht auftritt; ebenso tun dies nicht die ägyptischen Freier in den Danaiden.

[19] Dies dritte Stück kann nur der Προμηθεὺς πυρφόρος sein. Damit ist für mich die alte Streitfrage nach der Reihenfolge der drei Stücke entschieden. Die meisten vergessen eben, daß zum befriedigenden Abschluß auch noch die deklarierte Aussöhnung des Zeus mit der Tatsache gehört, daß die Menschen das Feuer erhalten haben; es mußte erklärt werden, daß die Götter jetzt Brandopfer annehmen und daß Hestia Göttin des Herdfeuers ist, Tatsachen, die unmöglich sind, solange Zeus den Feuerraub des Prometheus noch mißbilligt. Zur Sicherung dient zum Glück das Scholion zum Prometh. V. 94, wo es heißt: ἐν γὰρ τῷ πυρφόρῳ γ' μυριάδας [sc. ἐτῶν] φησὶ δεδέσθαι αὐτόν. Das Perfekt δεδέσθαι beweist, daß im Stück Πυρφόρος die ganze Zeit des Gefesseltseins schon hinter dem Titelhelden lag. Im λυόμενος war Prometheus, wie dieser Ausdruck selbst zeigt, nur ein befreit Werdender, im Πυρφόρος erst war er der Befreite. Endlich genügt m. E. der Δεσμώτης zur Exposition der ganzen großen Handlung vollkommen. Auffällig ist nur der eine Umstand, daß Cicero Tusc. II 23 weiß, daß der äschyleische Prometheus den Feuerdiebstahl auf Lemnos ausgeführt hat, wovon im Δεσμώτης allerdings nichts steht. Sind wir darum nun mit Welcker u. a. wirklich gezwungen, ein vorbereitendes Drama anzusetzen, das den Diebstahl auf Lemnos selbst darstellte? Solcher

Diebstahl wäre denn doch, genau besehen, mehr ein Gegenstand für ein Satyrspiel als für eine äschyleische Tragödie, deren Typus wir doch kennen, gewesen. Ciceros Bemerkung aber erklärt sich vollständig, wenn wir ansetzen, daß er zum Äschylusstück Προμ. δεσμώτης erklärende gelehrte Scholien las, die zum Vers 7 dortselbst anmerkten, der betreffende Diebstahl müsse auf Lemnos, der vulkanischen Insel, ausgeführt worden sein. Ich erinnere daran, daß auch Vergil nicht bloß den Theokrittext las, sondern zugleich mit den Scholien, die wir z. T. noch besitzen u. a. m.

[20] Auch erhält Hestia Teil an den Ehren in den Tempeln aller Götter (Homer, Hymnus 4, 22 ff.). Schon gleich nach der Besiegung der Titanen hatte sie von Zeus die Erstlinge aller Opfer erbeten (Schol. Aristoph. Wespen 844).

[21] Agamemnon 757. Über die Erblichkeit der Laster auch Euripides in seiner Antigone Frg. 166 bei Nauck, 1. Aufl., fehlt in der zweiten.

[22] V. 1378; 1406; 1433.

[23] Vers 80.

[24] V. 597.

[25] V. 563.

[26] V. 437.

[27] V. 886 ff.

[28] V. 132 f. Das Wort γραφή heißt hier Schrift, nicht Bild; sie wird ausgelöscht wie bei Euripides Fragment 618 N., wo es vom Reichtum, ὄλβος, heißt: ὅν γ' ἐξαλείφει ῥᾷον ἢ γράφει θεός. Mit Unrecht schwärzt man hier γραφήν für γράφει ein; vgl. meinen Aufsatz über schreibende Götter, Neue Jahrbücher 19 (1907) S. 703.

[29] S. Aristophanes Fragm. 677 f. K.

[30] Agamemnon V. 105.

[31] Über ihre Entstehung vgl. O. Crusius im Rhein. Mus. 37, S. 308.

[32] Hippodamos aus Milet war der Erbauer.

[33] Diogenes Laert. II, 7.

[34] Euripides war gleichwohl ohne Zweifel von Anaxagoras beeinflußt; aber wohl auch schon Sophokles. Der Gebrauch der ψυχή in der Antigone V. 227 als Intellekt und regens in der Menschennatur scheint von dessen Lehre abhängig; s. H. Otter, de soliloquiis, Marburg 1914, S. 33 ff.

[35] Phrynichos Com. Fragment 31 K.

[36] Aristophanes Fragment 581 K.

[37] In der Nausikaa, einem seiner Jugenddramen, trat er selbst als Ballspieler öffentlich auf.

[38] Im Jahr 443 auf 442.

[39] In den Jahren 441—439.

[40] Mein Schüler G. Eskuche hat in seinen „Griechischen Einaktern" dies Satyrspiel wunderhübsch übersetzt und zugleich zu ergänzen versucht; die Ergänzung aber müßte m. E. etwas anders lauten.

[41] Sophokles bei Stobäus III 30, 6.
[42] Es war der Triptolemos.
[43] Die Erinyen sind hier nur noch als wohlwollende Helferinnen gedacht (V. 112). Nach Sophokles war Orest's Tat nichts als ein gerechter Strafvollzug; „o träfe jeden, der gesetzlos handelt, so der Tod; der Frevel würden nicht so viele sein," damit schließt das Drama.
[44] Der Unverstand war es, der die Verse 905 ff. dieses Stückes für unecht erklärte. Antigone achtet ihren Verlobten Hämon für nichts, vergißt ihn völlig über ihrem Bruder; das wird im ganzen Stück durchgeführt. Man muß blind sein, um nicht zu sehen, daß die erwähnten Verse für dies ihr Verhalten die Begründung, die Erklärung geben. Schon der Vers 73: „bei ihm, dem lieben, werd' ich ruhn, die liebende", besagt genug. Einem Goethe war solches Mißverstehen zu verzeihen, nicht aber dem modernen Philologen, der wissen muß, wie das ganze Altertum über die Geschwisterliebe dachte; vgl. Kritik und Hermeneutik S. 108 f.; dazu noch Cicero ad fam. V 2, 10; VI 14, 1; ad Quintum fr. I 3, 3 und 4; auch an Catull 68, 119 f. sei erinnert, der die Geschlechtsliebe mit der des Großvaters zum Enkel gleichsetzt. Irrig ist die Anmerkung Kaibels zu Soph. Elektra S. 268. Die Schwester ist es insbesondere, von der der Bruder die Bestattung hofft; das zeigt auch Properz I 21, 6; vgl. Rhein. Mus. 70 S. 292 ff.
[45] V. 523.
[46] Antigone ist Kreons Nichte; er darf das Blut der Verwandten nicht vergießen; daher wählt er diese Todesart.
[47] Mit Recht hat man hervorgehoben, daß dieser Herakles im Philoktet dem deus ex machina des Euripides nicht gleichkommt. Philoktet verdankt seinen berühmten Bogen dem Herakles; Herakles tut also den Machtspruch nur, sofern er Spender des Bogens, nicht sofern er vergöttlicht ist.
[48] Vgl. hierzu die Ausführungen von Rapp, Geschichte des griechischen Schauspiels. S. 62 f.
[49] Die Tragödie Atreus ist nicht erhalten.
[50] Vgl. H. Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker, 3. Aufl., IV., S. 177.
[51] Als Nikias die Choregie hatte, trat einer seiner jungen Sklaven als Dionys auf; der war so schön und großgewachsen, daß das Publikum vor Freude andauernd Beifall klatschte, und Nikias schenkte dem Sklaven dann die Freiheit, da es unwürdig, ja unfromm schien, daß ein Unfreier den Gott bedeute (Plutarch, Nikias 3). In welchem Stück, dessen Dichtung Nikias erlebt hätte, kam Dionys vor? War es ein Satyrspiel? Auf alle Fälle hätte dann doch aber die Maske die Schönheit zugedeckt, und die Nachricht klingt nach Erfindung aus einer Zeit, als man nicht mehr in Masken spielte.
[52] Ausspruch des Sokrates bei Stobäus IV 53, 39; bestätigt durch das, was Terenz in Rom mit seiner Hecyra erlebte.

[53] Der Staat vergütete es sogar später.
[54] Vgl. Timokles in der Comici graeci II S. 453 ed. Kock.
[55] Aristoph., Frösche 1462: τὸν μὲν ἡγοῦμαι σοφόν, τῷ δ' ἥδομαι.
[56] Antigone V. 806 ff.
[57] Vgl. E. Petersen, Die attische Tragödie, S. 125 f.; 137 f.; 150 f.
[58] Über den Sinn dieser Stelle vgl. Rhein. Mus. 69 S. 612 f.
[59] Hier wird an Ödipus, Antigones Vater, erinnert. Die Kinder büßen die Schuld des Vaters.
[60] Die Familie des Ödipus heißt die Labdakiden, weil Labdakos der Vater des Laïos, der Großvater des Ödipus war. Auch Antigone und ihre Brüder gehören also zu den Labdakiden.
[61] Von den erhaltenen Sophoklesstücken sind jedoch nur der Ajax und die Antigone vor dem genannten Jahr geschrieben.
[62] Nur für Äschylus erfahren wir nach seinem Tode († 456) ausdrücklich von solchen in Athen. Von Wiederaufführungen in anderen Städten ist hier nicht die Rede.

## VIII. Perikles.

[1] Dies sagen von ihnen die Korinther bei Thukydides.
[2] Die Pläne der Imperialisten reichten bis nach Karthago und Etrurien: Plutrach, Perikl. 20.
[3] Skapte Hyle.
[4] Die Heloten sind Abkömmlinge der alten Messenier; Thukyd. I 101.
[5] Denn Lysander erstieg sie nicht, als er Athen nahm.
[6] Der erste Anlaß war allerdings ein Lokalkrieg zwischen Phokis und Doris, in den Sparta gegen Phokis eingriff.
[7] Übrigens waren die Athener ohne Frage in der Minderzahl; denn sie hatten ihre besten Soldaten in Ägypten stehen und belagerten gleichzeitig auch noch Ägina.
[8] Plut. Perikles c. 19. Auch Achaja gewann er, um es bald hernach wieder herauszugeben; Thukydides I 115.
[9] Plut., Perikles 10.
[10] Plutarch, Nikias 23.
[11] Vgl. auch Cicero De republ. I 25.
[12] Plutarch Demosthenes c. 20.
[13] Die scripta quaedam des Perikles, von denen Cicero redet (im Brutus 27 und 290; de orat. II 93), beruhen zweifellos auf Irrtum. Vielleicht gingen zu Ciceros Zeit die Periklesreden, die Thukydides bietet, im Auszug oder in Separatausgabe um und haben so zu dem Irrtum Anlaß gegeben.
[14] Vgl. meinen „Menedem" S. 371 über die Reden Jesu.
[15] Er hatte einen Bruder, der aber wenig hervortritt.

[16] Über den ναυτικὸς ὄχλος vgl. Thukydides VIII 72; Aristoteles Politik V 3, 5.

[17] Übrigens sei erwähnt, daß es für die Hafenbevölkerung der Schiffer (ναῦται) eine besondere Behörde mit Rechtsprechung gab, die ναυτοδίκαι; s. Harpokration s. v., Aristophanes Fragment 225.

[18] Im Winter 462 auf 461.

[19] Ganz so wie in Rom bei der Ermordung des jüngeren Scipio Africanus.

[20] Man nannte diese Leistungen Liturgien.

[21] Hierüber vgl. Aristophanes Wep. 609; 791; Vögel 503; Fragm. 48. Daher auch der Obolus für Charon, den Fährmann der Unterwelt; er wurde dem Gestorbenen, der ihn bezahlen sollte, in den Mund gelegt. Dieselbe Angewohnheit noch heute; vgl. Griech. Erinnerungen S. 298.

[22] Zur Beaufsichtigung der Rats- und Volksversammlungen gab es jetzt Beisitzer (sieben Nomophylakes). Gesetzesanträge wurden durch die Behörde der Nomotheten (500—1000 Männer), die zugleich zur Masse der Geschworenen gehören, nachgeprüft. Wer illegitime Anträge stellt, soll oder kann in Anklage versetzt werden; es ist die γραφὴ παρὰ νόμων. Sie richtet sich gegen den, der früher schon gefaßte Volksbeschlüsse ignoriert und das Volk, dem darüber die Kontrolle fehlt, täuscht. Zu vielen Prozessen gab das Anlaß, aber auch zu Mißbräuchen. Es ist sonderbar, daß man, während damals jedes lumpige Lustspiel in Buchform vervielfältigt wurde, nicht auch eine Gesetzessammlung buchte, kodifizierte und in jedes Bürgers Hand legte. Daß das griechische Recht ständig in Fluß war, genügt hierfür nicht zur Erklärung, denn das war auch das römische. Bezeichnend aber ist für die Griechen, daß sie nie einen Beruf des Juristen, des Rechtsgelehrten und iurisconsultus ausgebildet haben. Als Aristoteles die Staatsverfassungen sammelte, war es zu spät; auch diente diese Sammlung des Aristoteles schwerlich praktischen Zwecken. — Noch sei erwähnt, daß es in Athen für den Straßenverkehr und Beaufsichtigung des Handels Straßen- und Marktpolizei gab (astynomoi und agoranomoi), für Beaufsichtigung der Gewichte metronomoi, für die der Getreideeinfuhr im Hafen sitophylakes. Es galt also eine Fülle von Beamtenstellen mit geeigneten Bürgern zu besetzen.

[23] Die Bezeichnung Aristokraten sagt zu viel, da viele Männer dieser Rechtspartei, wie Kimon, ohne Frage auf dem Boden der Verfassung des Kleisthenes standen.

[24] Die Zweifel, die man hiergegen geäußert, sind ebenso unbegründet wie zwecklos. Durch diese Eigenschaft wird ihr Menschenwert, wenn wir den antiken Maßstab anlegen, um nichts verringert.

[25] Auch wußte man, daß sie, ehe sie nach Athen kam, in den Städten Kleinasiens es der vornehmen Hetäre Thargelia gleichzutun versucht hatte (Plut. Perikl. 24). Thargelia verkehrte nur mit den vornehmsten Männern, die

die politische Führung hatten, und ihr Einfluß im Interesse des Perserkönigs war groß. Ebenso hielt es auch Aspa;ia; nur war ihre Gesinnung antipersisch.

[26] Man muß eben zwischen den Mätressen feinen Stiles, die aus guten Familien stamm en, und den scorta unterscheiden, die den Hierodulen gleichkamen. In Rom lagen die Verhältnisse ähnlich, wennschon minder frei. Noch sei an Kaiser Justinian erinnert, der das scortun Theodora zur Kaiserin machte; so anstößig dies war, so unanstößig des Perikles Heirat mit Aspasia.

[27] Plutarch a. a. O.: τὰς γυναῖκας ἀκροασομένας οἱ συνήθεις ἦγον εἰς αὐτήν: Daß Aspasia auch gelegentlich Hetären ihres eigenen Stiles heranbildete, ist ganz glaublich. Wie wenig anstößig der Hetärenberuf war, zeigt des Sokrates Gespräch mit der Theodote (Xenophon Memorab. III 11). Wenn Aristophanes in den Acharnern von den Dirnen der Aspasia spricht, so ist dies die grobe Sprechweise der Burleske. Der Witz aber besteht dort nicht darin, daß Aspasia solche Personen zur Ver ügung stellte, sondern daß diese Personen der Anlaß zum Konflikt mit Meg:ra und zum peloponnesischen Kriege wurden: statt der heiligen Wiese der Demeter und Persophone die unheiligen Dirnen der Aspasia.

[28] Plutarch Perikl. 18.

[29] Es gab freilich griechische Kantone, wie Böotien und Arkadien, die der Sklaven nahezu entbehrten.

[30] Wohl aber mischten sie sich gelegentlich in die Bürgerkämpfe, so auf Korfu im Anschluß an die Demokraten: Thukydides III 72.

[31] Athen hatte um 300 v. Chr. 150 000 freie Einwohner und dazu 400 000 Sklaven, nach Athenäus S. 272 C.

[32] Die herrliche marmorne Athene des Myron hat der Deutsche nahe; sie steht in Frankfurt a. M.; vgl. Frankfurter Generalanzeiger 1910, Nr. 92 vom 21. April: „Athene in Frankfurt".

[33] Vgl. die Abrechnungen über den Bau des Erechtheion CIA. I. 321 und 324.

[34] Herm'pp in den Komikerfragmenten ed. Kock I S. 243.

[35] Warum zitierte er nicht lieber den Sophoklesvers: γύναι, γυναιξὶ κόσμον ἡ σιγὴ φέρει? (Ajax 293). Weiber haben nicht mitzusprechen.

[36] Auch Achaja ging wieder verloren: Thukydides I 115.

[37] Bei Tanagra focht er mit, aber nicht in führender Stellung.

[38] Man könnte scherzen: Sparta das Standbein, Athen das Spielbein. Aber wie schön ist im Grunde dies Gleichnis gedacht! Denn auch das Gewächs des Menschenleibes ist im Rumpf und Kopf eine Einheit; aber sie ist zweibeinig und wächst also hervor aus einer Spaltung.

[39] Plutarch, Perikles 17; das Jahr ist leider unbekannt; vgl. Busolt im Rhein. Mus. 38 S. 150 f.

[40] Thukydides I 127; 143.
[41] Nur Achaja und Argos blieben neutral.
[42] Vgl. H. Droysen, Athen und der Westen (1882).
[43] Thukydides I 78 fin.
[44] Die Athener können sich nahezu als Inselvolk betrachten, sagt Perikles bei Thukydides I 143.
[45] So Hermipp, sein Ankläger.
[46] Es hieß, sie verkuppelte an Perikles junge Personen.
[47] Thukydides II 14.
[48] Vgl. H. Delbrück, Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen (1890).
[49] Die Ägineten hatten in Sparta mit den Korinthern vereint zum Kriege gehetzt: Thukydides I 67.
[50] Thukydides I 144.
[51] Vgl. Thukydides I 22: er habe die eingelegten Reden z. T. selbst gehört und schließe sich an die Hauptgedanken derselben an.
[52] Ich gebe sie frei wieder, denn auch Thukydides gibt ja den Wortlaut nicht authentisch.
[53] Welche Wohltaten sind hier gemeint? Thukydides muß hier an Bestimmtes gedacht haben. Ist dies nur das Verhältnis zu Platää oder Korfu? Ich denke, gemeint ist, daß Athen sich offiziell als Schützer und Wohltäter aller Mitglieder des attischen Seebundes, vor allem der kleinasiatischen Griechen, die es von Persien befreit hat, betrachtete. Darauf führen auch die gleich nachfolgenden Worte, daß Athen den Undank nicht fürchtet (ἀδεῶς τινὰ ὠφελοῦμεν, II 40), andeutende Worte, die offenbar besagen: wir fürchten auch den Abfall unserer Verbündeten nicht. Das Gesagte wird durch Thukydides I 77 bestätigt, wo die Athener sagen, daß die Bundesgenossen ihnen Dank schuldeten, aber nicht immer gewähren.

## IX. Thukydides und der peloponnesische Krieg.

[1] Im Jahr 433.
[2] Vgl. Kleon bei Thukydides III 37: Ihr achtet nur darauf, ob die Rede gut ist; die Tatsachen sind euch unwichtig.
[3] Freilich hat dafür gleichzeitig auch Thrasymachus von Chalcedon gewirkt.
[4] Nennt er Personen, pflegt er regelmäßig auch den Vatersnamen hinzuzufügen; auch in dieser Beziehung ist er auffallend genau unterrichtet; fehlt der Vatersname, so merken wir deutlich, daß er in diesem Fall minder gut bedient war; so I 47 (betrifft Korkyra); I 139 (Spartaner); II 22 (Thessalier); III 5 (Spartaner und Thebaner); III 30 (Eleer) usw.
[5] Vgl. I 22. Dabei weiß er auch alles über des Brasidas Kriegszug

gegen Arhibäus und die Lynkester (IV 124), sogar des Brasidas Rede auf dem Rückzug (IV 126). Das Nachrichtensystem war bewundernswert entwickelt. Daß Thukydides gleichwohl gelegentlich auch irren oder in dem Trieb nach Kürze den Verlauf der Dinge einmal etwas verschieben kann, versteht sich. Der Vergleich der Ἀθηναίων πολιτεία des Aristoteles macht das im Einzelfall deutlich; s. Judeich im Rhein. Museum 62 S. 306 f.

[6] Die Annahme, daß er mit der Abfassung des ersten Werkteiles erst zur Zeit des Friedens des Nikias im Jahre 421 begonnen habe, scheint mir unmöglich. Diese Friedenszeit währte viel zu kurz, um darin ein Quantum von 6 Büchern herzustellen. Auch jener erste Teil ist langsam entstanden und beim Schreiben immer wieder retuschiert worden.

[7] Vgl. z. B. I 46 über Thesprotien, den Fluß Acheron usw., II 96 den geographisch-ethnographischen Exkurs über die Balkanvölker; II 102 und III 7 die Schilderung des Achelous, Beschaffenheit seiner Mündung und der vorgelagerten Inseln; im Frühling kann der Achelous mit Schiffen befahren werden. III 106 werden die genauen Marschrouten der Spartaner in Akarnanien gegeben usw. Daß Thukydides in betreff der Hoplitenzahl Acharnäs irrte, glaube ich nicht; es wird da eine Textverderbnis vorliegen; seiner Methode aber täte solcher Irr um keinen Abbruch.

[8] Vgl. I 22. Von der Freiheit der Wiedergabe kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man die Freiheit vergleicht, mit der Tacitus eine der Reden des Kaisers Claudius wiedergibt.

[9] Nur III 8 wird eine Olympiade genannt, in der ein Faustkämpfer siegte, aber ohne Zählung; IV 49 ein olympischer Sieger erwähnt. IV 20 äußert sich Thukydides über Jahreszählung.

[10] II 78.

[11] Nur so erklärt sich, daß Thukydides sogar von Timaia schweigt, die Alkibiades verführt haben sollte.

[12] Früher dienten die Bürger im Heer ohne Lohn. Perikles führte den Sold ein (zwei Drachmen für jeden Schwerbewaffneten; Thuk. III 17). Während des langen Krieges führte das dahin, daß aus der Bürgermiliz Söldnerheere wurden und der Berufssoldat entstand, wie ihn uns Xenophon in der Anabasis schildert. Dreißig Jahre nach des Perikles Tode wirbt da ein persischer Königssohn 10 000 griechische Söldner an. Auch die Korinther haben Söldner: Thukydides I 60.

[13] I 83.

[14] II 13. Athen hatte jährlich 600 Talente (270 000 Mk) Steuern von seinen Bundesgenossen. Die kleinasiatischen waren dabei die besten Zahler (III 31).

[15] II 24.

[16] II 70. Übrigens betrugen die Kriegskosten vielleicht jährlich

1500 Talent. Daher wird schon im Jahr 427 von den Bürgern eine Kriegssteuer erhoben (III 19). Vgl. Busolt, Philologus Bd. 41 S. 652 f.; Beloch, Rhein. Mus. 38, S. 50 f., über die Hilfe, die auch die Tempelschätze boten.
[17] I 121.
[18] Vgl. auch I 118: das delphische Orakel für Sparta. II 18: Olympia als Bundesstätte der Peloponnesier.
[19] Anders freilich die Komödie; vgl. z. B. Origenes c. Celsum c. 78: ὁ κωμῳδὸς ἐν τῷ θεάτρῳ γελωτοποιῶν συνέγραψεν ὅτι Ζεὺς ἐξυπνισθεὶς Ἀθηναίοις καὶ Λακεδαιμονίοις τὸν Ἑρμῆν ἔπεμψε, wozu Zielinski, Rhein. Mus. 39 S. 305.
[20] Vgl. I 69.
[21] Nur da, wo Thukydides auf Themistokles zurückschaut (I 69), weiß er von der panhellenischen Idee zu reden. Daß Sparta gegen Perser und gegen Athener kämpft, steht auf einer Linie: I 69.
[22] Über Ruhm I 144; II 64.
[23] Plato Republ. S. 470 D ff.
[24] I 82; Gesandtschaften nach Susa II 7, II 67.
[25] I 70. [26] II 8. [27] I 27 und 29. [28] IV 44.
[29] Da, wo er ohne sichere Auskunft ist, III 113, äußert sich Thukydides einmal grundsätzlich über solche Zahlenangaben; man nannte ihm hier zu große Zahlen, und er verhält sich kritisch.
[30] I 48. [31] I 62. [32] II 91. [33] II 83.
[34] III 14. [35] IV 90. [36] III 14. [37] III 49.
[38] IV 135: κωδωνοφορεῖν.
[39] V 70. [40] III 112. [41] IV 68. [42] II 89.
[43] V 20.
[44] Die Einwohner hatten athenisches Bürgerrecht: III 55.
[45] II 3 f. [46] II 78. [47] II 73 ff. [48] III 55 ff.
[49] II 67; vgl. III 32.
[50] Sie richten z. B. die gefangenen Ägineten hin: IV 57.
[51] III 70 ff. [52] IV 46 ff.
[53] Solche Litotes oft; vgl. I 2: οὐ χαλεπῶς und παράδειγμα οὐκ ἐλάχιστον; so auch IV 59 usw.
[54] I 142.
[55] IV 62: τὸ ἀστάθμητον τοῦ μέλλοντος.
[56] III 12. [57] VI 18. [58] I 7.
[59] I 69: Das ist der Stil des Prodikos und Sokrates. [60] III 45.
[61] I 122: Es gibt in der Politik drei Fehler: Unverstand, Schwäche und Leichtsinn.
[62] III 82. [63] V 84 f. [64] VI 85.
[65] Vgl. den Komiker Plato Fragment 22; Thukyd. III 82.
[66] ἐλευθερία und ἰσονομία. [67] III 43.

[68] Kleon war es, der den Richtersold von 2 auf 3 Obolen erhöhte; vgl. Schol. Aristoph. Wesp. 88; Wachsmuth, Rhein. Mus. 34 S. 164.
[69] III 37. [70] Im Jahr 425. [71] Im Jahr 424.
[72] Vgl. H. Delbrück, Die Strategie des Perikles, S. 205 f.
[73] Sokrates sagt dies bei Plato im Prot goras S. 320, und zwar bezieht das Gesagte sich nur auf die Knabenzeit des Alkibiades; daher kann es Sokrates dort auch ruhig in Gegenwart des inzwischen 17 jährigen Alkibiades vorbringen. Dieser fühlt sich davon gar nicht mehr getroffen. Als geradezu unzurechnungsfähig wird übrigens des Alkibiades Bruder Kleinias im Dialog Alkibiades I S. 118 dargestellt. Betreffs der sog. Unsitten des Alkibiades darf man den Anekdoten der Späteren nicht trauen. Man muß sich im wesentlichen an Thukydides und Plato halten, und da bleibt nicht viel Nachteiliges übrig.
[74] Dazu rechne ich auch, daß er einen Schild führte mit einem Wappenzeichen, das Eros mit dem Blitz darstellte. Das ist ein Kunstmotiv, das im 5. Jahrhundert schwerlich schon bestanden haben kann.
[75] So im Dialog Protagoras.
[76] Dies berichtet uns des Plato Symposion.
[77] Plutarch, Alkibiades c. 12. [78] V 43.
[79] Plutarch c. 16. [80] Thukydides I 44.
[81] Thukydides III 18; IV 1.
[82] Thukydides IV 65, im Jahre 424.
[83] Dies wird im Pseudoplatonischen Eryxias erwähnt, dessen Szene vor dem Jahre 415 spielt.
[84] Thukydides VI 90. [85] VI 6. [86] Plutarch Nikias 12.
[87] Thukydides VI 1. [88] Siehe oben S. 278.
[89] Der Glaube, daß Alkibiades nach dem Königtum oder der Tyrannis strebe, war weit verbreitet; ich zitiere hierfür den pseudoplatonischen Dialog Alkibiades II S. 141, wo unterstellt wird, daß Alkibiades, wenn er den Göttern im Gebet seine Wünsche vortragen wolle, sich wünschen würde, Alleinherrscher Athens, ja aller Griechen, ganz Europas zu sein.
[90] Thukydides VI 12.
[91] Durch weiteren Zuzug wurde die Flotte dann auf 134 Schiffe gebracht: Thukydides VI 43.
[92] Thukydides VI 43.
[93] Daß man geradezu danach suchte, zeigt Thukydides, wenn er VI 27 sagt: „Man beschloß, wenn jemand sonst noch einen verübten Religionsfrevel wüßte, sollte er ihn ohne Furcht melden“; dann erzählt er VI 28: Sklaven munkelten, Alkibiades habe die Mysterien entweiht, und die Feinde des Alkibiades, und zwar die Vertreter der oligarchischen Richtung, griffen dies gierig auf, da er ihnen im Wege war durch seine Bevormundung des Volkes; Beweis sei seine sonstige Mißachtung der Gesetze. Man sieht

die Mache. Alkibiades aber wußte sich sogleich zu verteidigen, so daß er nicht gefaßt werden konnte (VI 29), und beschwor die Athener, ihn jetzt gleich abzuurteilen; würde er schuldig befunden, wolle er Strafe leiden. Heimtückisch läßt man ihn stattdessen absegeln, um in seiner Abwesenheit um so ungenierter die Beschuldigungen zu verstärken (μείζων διαβολή). Wäre Alkibiades wirklich schuldig gewesen, so wäre sein späterer Racheakt unverständlich oder er wäre ein Schuft gewesen von solcher Niederträchtigkeit, daß Plato seinen Namen nie im Zusammenhang mit Sokrates genannt hätte. Daß Alkibiades überhaupt sittlich nicht so niedrig stand, zeigt das, was ich früher gesagt. Das betrifft auch die Trunkenheit. Und Spartas Verhalten dient zur Bestätigung. Die Spartaner, die sonst gegen Religionsfrevler stets abergläubisch streng vorgingen und den kylonischen Frevel durch Generationen verfolgten, nahmen den Alkibiades hernach ohne Scheu auf. Der Fluch des eleusinischen Priesters, der den Alkibiades getroffen, war in Sparta ohne Wirkung. So leugnet denn auch z. B. Isokrates in seiner Rede „vom Gespann" die Mysterienschändung; und auch am Schluß des platonischen Dialogs Alkibiades I herrscht dieselbe Vorstellung; denn Sokrates zittert dort für Alkibiades nicht, weil er seiner Natur mißtraute, sondern in Erwägung der Stärke der Stadt, ob sie nicht den Alkibiades sowohl wie ihn selbst, den Sokrates, überwältigen wird.

[94] Diese Auffassung, Alkibiades als Liebhaber Athens, ist antik; sie steht in dem öfter zitierten Dialog Alkibiades I S. 122: Alkibiades war „Liebhaber des „Demos" gewesen wie schon viele andere, zu seinem Unglück; denn schön ist die Larve des Athenervolkes, aber ohne Maske muß man es sehen.

[95] Vgl. meine Schrift: Schiller, der Politiker (1916), S. 41.

[96] Thukydides VI 100.

[97] Am 27. August 413.

[98] Nikias, sagt Thukydides VII 86, hatte unter den Griechen, die ich kannte, solchen Ausgang am wenigsten verdient, da er sich zeitlebens als trefflich erwiesen: einer der seltenen Fälle, wo der Historiker sich herbeiläßt, ein Urteil über Personen abzugeben.

[99] Ich gehe hier auf diese Frage, die Sparta lange in Aufregung hielt (vgl. Plutarch Lys. 22) nicht ein, möchte aber auf eine Stelle im pl tonischen Dialog Alkibiades I S. 121 aufmerksam machen, wo Sokrates dem jungen Alkibiades mitteilt, die Frauen der Spartanerkönige würden von den Ephoren sorglich gehütet, damit womöglich kein König anderen Geblütes als der Herakliden sich einschleiche. Warum wird das dort erwähnt und gerade im Gespräch mit jenem? Daß dabei an die Timaiageschichte gedacht wird, ist zweifellos; es scheint, daß der Verfasser andeuten will, es sei unmöglich, daß Alkibiades sich der Königin habe nähern können.

[100] Über diese Pro·ession, die cista mystica usw., vgl. A. Körte, Internationale Monatsschrift XV, S. 327 ff.

[101] Antiochos.

[102] Die Schlacht bei Notion.

[103] Als solcher wurde er von den Komikern auf der Bühne verschrieen, alle Ehemänner vor ihm gewarnt; s. Athenäus S. 535.

[104] Übrigens sagt Xenophon, Memorab. I 2, 26, gewiß ein zuverlässiger Zeuge, daß nicht er den Weibern, sondern die Weiber ihm nachstellten; so wird sich mutmaßlich auch sein Verhältnis zur Timaia, der Gattin des Agis, erklären.

[105] Ich erwähne beiläufig, daß Reste aus dem Dialog „Alkibiades" des Sokratikers Äschines neuerdings aufgetaucht sind (Oxyrhynchos Papyri Bd. XIII Nr. 1608); doch tut dies hier nichts zur Sache.

[106] V 26.

[107] Von seinen Ahnen her war thrazisches Blut in ihm; ich wüßte aber nicht, daß ein streng wissenschaftlicher Charakter sich aus thrazischem Blut erklären lasse.

[108] Sokrates ist 469, Thukydides etwa 460 geboren.

[109] Mit Recht wird in der Literaturgeschichte von Christ und Schmid hervorgehoben, daß sich Thukydides von der Sophistik seiner Zeit durch den tiefen Ernst, den Wirklichkeitssinn und das Suchen nach Klarheit, Wahrheit und abschließender Erkenntnis unterscheide; woher dieser Unterschied stamme, bleibt dort unerörtert. Thukydides starb sicher nicht vor Sokrates († 399); er hat wahrscheinlich nach dem Jahr 399 die Anfänge der Schriftstellerei des Plato und anderer Sokratiker noch miterlebt, und er stand, wie gesagt, auf ihrem Boden. Einflüsse der Sophisten sind natürlich bei ihm gleichfalls deutlich zu spüren, aber sie betreffen nur das Nebensächliche und Äußerliche, den Stil, den Satzbau und das Wortgefüge. Thukydides hofft II 48, daß seine Schilderung der Pest dazu dienen werde, falls die Pest einmal wieder auftreten sollte, sie an seiner Schilderung zu erkennen. Findet man in dieser Zwecksetzung etwas Sophistisches, so ist der Begriff Sophistik sehr weit gefaßt, und es besagt also nichts. Dasselbe gilt von der Bemerkung I 22, sein Werk solle nützlich sein, indem es die Dinge so gebe, wie sie wirklich waren und wie sie sich auch in der Zukunft immer ähnlich wiederholen werden. Auch jeder Sokratiker konnte das schreiben. Deutlich sokratisch aber und den meisten Sophisten völlig fremd ist das Vermeiden aller schillernden Wortbedeutungen und die scharfe Fassung der abstrakten Begriffe, die sich häufen (kein Sophist, außer dem Prodikos, kam dem Sokrates darin gleich; Prodikos aber hat wenig Schule gemacht); sokratisch ferner des Thukydides streng ethischer Standpunkt, der Front macht gegen die Laxheit der modernen Verschiebung der Moralbegriffe (s. oben S. 275 f.); den Sokratikern nahe verwandt auch seine kritische Haltung gegen die

Demokratie, seine Achtung vor dem Spartanertum. Das ἐκ τῶν πόνων τὰς ἀρετὰς κτᾶσθαι (I 123) könnte so auch bei Xenophon stehen u. a. m. So ist es auch nicht Zufall, daß Thukydides sich sogar im Dialogschreiben versucht hat; er bringt V 85 ff. den so auffallend eingeschobenen Dialog des Meliers und Atheners, der dem Dialog des Alkibiades und Perikles bei Xenophon, Memorab. I 2, 40 f., wiederum nächstverwandt ist. Im Gegensatz zur Sokratik aber steht eins; ich meine die Stellen, wo er von der Natur des Menschen als solcher redet, um daraus Hergänge zu erklären; vgl. III 5; IV 19 fin.; IV 61; IV 108; oben S. 275. Sie sind häufig und zeigen, daß Thukydides als Pessimist von der Unverbesserlichkeit der menschlichen Natur überzeugt ist; das ist charakteristisch, aber es ist individuell; so dachten weder die Sophisten noch Sokrates; auf alle Erzieher und Jugendverbesserer blickt Thukydides mit zweifelnder Miene.

110 Man nimmt an, daß er darüber hinweggestorben. Ebenso möglich wäre die Annahme, daß ihm seit Lysanders Hochkommen kein Material mehr zur Verfügung gestellt wurde. Jedenfalls fällt auf, daß Thukydides gerade da abbricht, wo Lysander die politische Lage beherrscht. Das γέγραφα δὲ καὶ ταῦτα (V 26) beweist nicht etwa, daß Thukydides den ganzen Krieg wirklich niederschrieb, sondern nur, daß er dies beabsichtigte. In dem Wort liegt nur ein Versprechen und Vorh ben, das sich stilgemäß perfektischer Verbalform bedient. — Öfter spricht Thukydides vom „jetzt", d. h. vom gegenwärtigen Moment, in dem er den betreffenden Wortlaut niederschreibt: ὥσπερ νῦν IV 103; οὗ νῦν τὸ τροπαῖόν ἐστι IV 67; τὰ νῦν ἀνακείμενα III 114. Leider kann der Inhalt dieser Stellen nicht dazu dienen, den genaueren Zeitpunkt ihrer Abfassung danach zu bestimmen.

## X. Euripides.

1 Vgl. Eskuches Wiedergabe in den „Griechischen Einaktern".

2 Aristophanes Frösche 89 f.; Vögel 1445. Der Vergleich mit dem Auffliegen ist Parodie und zielt auf Euripides, bei dem die Leute, wenn sie erregt sind, immer gleich fliegen wollen. Man hatte offenbar schon damals Sehnsucht nach der Flugmaschine; vgl. Euripides Med. 1277, Jon 796 und 1238; Hekabe 1100; Helena 1478, Orest 275 und 1377, Phönissen 164 und 1216, Suppl. 620, Jphig. Taur. 843 und 1140. Dieselbe Sehnsucht äußert sich bei Juvenal 3, 78.

3 Hirzel, Dialog I S. 115, wo über den Physiognomiker Zopyros. Nach den Physiognomica ed. Förster II S. 29 deuten die supercilia directa auf eine frauenhafte Natur.

4 Dies dürfen wir aus den rührsamen Kinderszenen schließen, die er in die Tragödie einführte.

[5] In der Andromache, wo auch die Figuren tendenziös bösartig geschildert sind.
[3] Hiketiden, Herakliden.
[7] Gegen die verfehlte Auslegung, die Wilamowitz gegeben, vgl. Eugen Petersen, Die attische Tragödie als Bild- und Bühnenkunst. Bonn, 1915.
[8] Euripides fr. 360; vgl. W. Nestle, Euripides S. 276. Ich habe die Rede stark gekürzt.
[9] Xenophon Hellenika II 2, 19; Plutarch Lysander 15.
[10] V. 1584 σθένος τῇμῇ χθονί.
[11] Ivo Bruns, Vorträge und Aufsätze, S. 155 ff., hat diesen Gesichtspunkt nicht geltend gemacht, der m. E. zum Verständnis führt.
[12] Siehe Petersen S. 254 f.
[13] Das betrifft auch die Zweifel am Orakelwesen.
[14] Für diese ganze Frage sei wieder auf Petersen verwiesen. Euripides ist in dem damals gegen allen Atheismus so mißtrauischen Athen nie auf Freigeisterei angeklagt worden. Man sah eben, daß seine Stücke das Gegenteil lehrten. Daher auch die typische Schlußformel so vieler Stücke, vom frühesten, der Alkestis, an bis zu den Bakchen (vgl. auch Andromache und Helena), in der es rückblickend heißt: „Auch das Unerwartete fügt der Gott; so verlief auch diese Geschichte." Ein Gott fügt also alles, was im Drama geschieht: diese Schlußformel gibt sicher des Dichters eigenste Meinung. — Einige Stellen seien hier noch besprochen. Helena 1137 f. wird gefragt: „Wer kann erkennen, was Gott, was nicht Gott ist und was zwischen beidem in der Mitte steht?" So konnte jeder Rechtgläubige fragen. In der Mitte zwischen Gott und Mensch stehen die Heroen und Dämonen; da aber auch im lebenden Menschen wie in der Helena sich oft ein zukünftiger Gott verbirgt, ist es schwer zu erkennen, was Gott nicht ist. — Im Fr. 941 wird Zeus als Äther bezeichnet und hält als solcher den Erdkörper in den Armen (ἐν ἀγκάλαις). Hier ist Zeus durchaus nicht etwa nur materialistisch als bloßer Stoff und Fluidum gedacht. Daß Götter Personen sind und doch nur aus Äther bestehen, weiß ja auch noch der Neuplatonismus. Hier aber steht ausdrücklich, daß Zeus Arme hat; er ist also auch hier anthropomorph gedacht. Wie man sich das dachte, verrät ja auch schon bei demselben Euripides jene Doppelgängerin der Helena, die Hera aus Äther formte, um damit den Paris zu täuschen; zehn Jahre lang konnte diese Frau aus Äther mit Paris körperlich verkehren, so wie sie auch bei Euripides selbst vernehmlich eine Rede hält (Helena V. 608 f.). — In den Troades endlich, V. 884, spricht Hekabe ein neues Gebet; Menelaus, der zugegen, weist ausdrücklich darauf hin, daß das Gebet neu sei. Es lautet: „Der du die Erde umfaßt (als γαιήοχος; vgl. das eben besprochene Fragment 941) und auf ihr thronst, wer immer du bist, Schwerzuerratender, ob Zeus, ob die Notwendigkeit in der Natur,

ob Verstand, wie er auch in den Menschen wirkt, du führst alle Dinge so, wie es recht ist." Die Gleichsetzung des Zeus mit dem menschlichen Verstande fällt hier auf, sie erklärt sich aber aus der Sachlage. Menelaus, Hekabe's Feind, hat seine Gattin Helena wiedergewonnen, aber Hekabe hört, daß er die arge Frau töten will. Das freut sie; ein göttlicher Verstand hat also den Menelaus soeben erleuchtet; Zeus selbst hat in ihm den Gedanken bewirkt; denn die Götter geben den Menschen ihre Gedanken und Leidenschaften ein (s. oben S. 39 und 319; Äschylus' Perser 93). Daher vermutet also die Sprecherin, Zeus könne vielleicht mit dem νοῦς βροτῶν identisch sein. Die Reflexion ist hier durch die Situation bedingt.

[15] So auch Suppl. 734 f.: „Wir tun im Handeln nur, was Zeus will," und im Hippolyt selbst V. 1410 sagt es auch Artemis ausdrücklich: Die Menschen sündigen, da die Götter es verfügen. Daher wird in diesem Stück auch Phädras lügnerische Verleumdung mit keinem Worte getadelt; sie tat damit nur, was die Göttin, das Schicksal, wollte.

[16] Unwirksam vor allem, daß Hippolyt und Phädra sich gar nicht konfrontiert werden. Das geschah aus Schicklichkeitsgründen. Euripides hatte vorher schon einen anderen Hippolytos geschrieben, in dem Phädra sich wirklich selbst dem Stiefsohn antrug. Aber das Publikum verwarf das Stück. Wie sich Sophokles, der auch eine Phädra schrieb, in diesem Punkt verhielt, weiß ich nicht.

[17] θαῦμα Herakliden 853; sonst das ἄελπτον genannt.

[18] Medea 1200.

[19] Herakliden 853.

[20] Hekabe 584.

[21] Helena V. 1151 f.

[22] Fragment 1052.

[23] Hekabe 814 f. und 1187.

[24] Dem Einzelnen kann ich hier nicht nachgehen; sokratischer Einfluß scheint nicht nachweisbar; vielmehr heißt Suppl. 913 die Tugend lehrbar (ἡ εὐανδρία διδακτός); vgl. Herakles 347. Im Fragment 841 steht: Die Menschen wissen das Gute, tun es aber nicht.

[25] Orest 554.

[26] Troades 1051.

[27] ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ.

[28] Man vergleiche nur die Totenklage der Iphigenie, die sterben soll (Iphig. Aul. 1284 f.) mit der Klage Antigones (oben S. 220 f.), um zu bemerken, wo wahre, wo unwahre Empfindung ist. Schon Hermogenes tadelte das Affektierte; s. Frg. 930, Nauck.

[29] Vgl. Petersen S. 148 f.

[30] Oben S. 287.

[31] Hierauf geht es, wenn Aristophanes im Jahre 406 den Euripides sagen läßt: Alkibiades war schnell dabei, der Stadt zu schaden, langsam dabei, ihr zu helfen; er hat nur sich selbst schließlich salviert und nicht Athen (Frösche 1428).

[32] Der wirkliche Titel „Die Phönizierinnen" ist ungünstig, da er den Inhalt nicht erraten läßt.

[33] Des Äschylus Sieben gegen Theben.

[34] Noch eine zweite steckt deutlich in den Worten V. 388 f.: Des Vaterlandes beraubt sein, ist wohl hart, mein Sohn? Es gibt nichts Härteres, Mutter; kein Wort drückt es aus.

[35] Manches hat man mit Unrecht an dem Stück getadelt, so die Einlage der Teichoskopie zu Anfang; sie war zur Verdeutlichung der Situation nötig; die oben nicht erwähnte Episode vom Opfertod des Menoikeus war es erst recht, da die Sache erforderte, daß im Kampf um Theben Eteokles von vornherein siegreich blieb; des Eteokles Streitmacht war aber schwächer als die seines Bruders, und nur durch die Opferung des Menoikeus konnte ihr der Sieg gesichert werden. Störend ist dagegen für uns leider der Schluß dieser Phönissen, wo anhangsweise auch noch das zukünftige Geschick der überlebenden Personen, des Oedipus und der Antigone, angedeutet wird. Damit sollte das Stück in inhaltlichen Zusammenhang mit anderen Dramen gebracht werden. In anderen Fällen verwendet Euripides zu diesen oder ähnlichen Zwecken den deus ex machina, der die nötigen Mitteilungen machte. Das aber ging hier nicht an, weil der Gott nur Hoffnungsvolles, nicht schlechthin Trauriges verkünden kann.

[36] Nur Achill erklärt jetzt begeistert: „Du wärst würdig, mein Weib zu sein" (V. 1405); aber das ist nur Bewunderung, ein ethischer Affekt, nicht Liebe.

[37] Der Dichter vollendete dieses Werk nicht, und die Schlußzeilen von V. 1509 an sind später hinzugedichtet.

[38] Im Vergleich zu Sophokles scheinen uns des Euripides Dramen oft stofflich überladen; es soll eben viel passieren; so auch der Orest, gewiß auch der verlorengegangene Kresphontes.

[39] Der Helenakultus in Sparta wird durch dies Stück begründet, überdies Menelaus und Helena selbst, die mythischen Vertreter des Spartanertums, nicht nur günstig behandelt, sondern verherrlicht. In der Andromache, im Orest, auch in der aulischen Iphigenie ist Menelaus dagegen eine verächtliche, anrüchige oder doch mißliebige Figur.

[40] Es werden uns Agathon und Timotheus genannt.

[41] Ganz ebenso hatte es schon Äschylus in den Bassariden gehalten; da traf es den Orpheus, wie hier den Pentheus. Orpheus verehrte nur den Apoll und Helios; wie er, auf dem Berge den Sonnenaufgang erwartend, zu ihnen betet, schickt Dionys die Mänaden über ihn, die ihn

zerreißen. Aber auch auf Catulls Gedicht Nr. 63 scheint es mir nützlich zu verweisen, das die Grauen des Kybeledienstes schildert. Auch Catull ist gläubig, trotz alles Entsetzens, dem er Ausdruck verleiht.

42 Er röche aus dem Munde: Aristoteles, Politik V 10.

43 Aristophanes, Frösche.

44 Fragment 1048.

45 Phön. 524.

46 Fragment 663. Schwerlich gehört dies Wort jedoch d r eigentlichen Erotik an; daß nur die Liebe zur Weisheit, also der Eros Platos gemeint sei, empfehlen Stellen wie Fragment 672 und 897; auch Medea 842 f.

47 Fragment 1047; vgl. dazu Helena 905: Gemeinsam ist der Himmel allen Sterblichen.

48 Fragment 757; Chrysipp bei Cicero Tusc. III 59.

49 Fragment 638, wiederholt im Fr. 833.

50 Ich erwähne noch Fragment 490:

> Erst handle, Mensch, und dann erst ruf' die Götter an.
> Dem Fleißigen verweigert Gott die Hilfe nicht,

sowie Fragment 1013: Der Geist in jeglichem von uns ist Gott.

Über Elternliebe, Fragment 852:

> Wer seine Eltern ehrt, ist gut.
> Die Götter strafen den, der es nicht tut.
> Fern sei's, daß ich mit dem im Schiff zusammen fahre
> Und betend mit ihm opfre am Altare.

Sozial Fragment 511:

> Den Knecht, der brav ist, schändet seine Stellung nicht;
> Oft ist der Sklave besser als der freiste Wicht.

51 Daß daneben auch die alte Komödie auf die neue Einfluß hatte, ist selbstverständlich, aber nicht die Hauptsache.

52 Es ist das, was Aristoteles die διάνοια, die Reflexion in der Tragödie nennt. Schon Epicharm hatte übrigens im Drama philosophiert, und die Entwicklungslinie geht also von diesem Dichter aus.

53 Schon bei Lebzeiten des Euripides schrieb Hippias das Gespräch zwischen Nestor und Neoptolemos, Prodikus den Herkules am Scheidewege. Ähnliches hat dann aber auch noch Antisthenes geschrieben, wie der erhaltene Titelkatalog seiner Schriften uns zeigt.

54 Sokrates soll des Euripides Dramen besonders geliebt haben; das erläutert das Gesagte vortrefflich; das sokratische Gespräch ist den Kontroversen, die jene Bühnenfiguren ausfechten, artverwandt.

## XI. Aristophanes.

1 Vgl. zum Vorigen Theophrasts Charaktere.

2 Freilich nicht immer; für Kratinos wird uns gelegentlich bezeugt, daß

ein Stück οὔτε χορικὰ οὔτε ἀναβάσεις hatte; so seine Zyklopendichtung, die doch mit Anapästen anhob; Fragment 138, 139. Daß er aber auch Parabasen hatte, zeigt z. B. Fragment 169.

[3] So Hermippos, Fragment 79.

[4] Kratinos, Fragment 293.

[5] Fragment 1.

[6] Aristoph. Ritter 534.

[7] Oder waren es die φίλοι?

[8] Mutmaßlich wurde die Flasche als Mensch von einem Schauspieler gespielt. S. mein Catalepton S. 137.

[9] Daß sie Aristokraten waren, folgt aus ihrer Parteistellung, daß sie vom Lande, aus dem Umstand, daß sie stets für die Interessen der Landbevölkerung (übrigens auch der Bundesgenossen) eintreten.

[10] So frühreif war übrigens auch Terenz.

[11] Daher auch die Sympathie für den älteren Thukydides, den Gegner des Perikles, der immer noch lebt: Wespen 947.

[12] So z. B. in den Νῆσοι des Aristophanes.

[13] Auch barbarisch wird gekrächzt, d. h. Fremdsprachen nachgemacht: Aristophanes, Fragment 79; man denke dabei an den Poenulus des Plautus.

[13] Sophokles hatte dies Dichterkollegium gegründet.

[15] Hierzu vgl. Pherekrates Fragment 6 und 145, Kratinos Fragment 79 und 256 sowie den Konnos des Phrynichos.

[16] Daher das Wort εὐριπιδαριστοφανίζειν, das schon Kratinos bildete, Fragment 307.

[17] Wo ich im Nachfolgenden Übersetzungsproben gebe, sind sie von mir in derselben freien Weise, vielfach abkürzend und abrundend, abgefaßt wie bisher. Dies geschieht im Dienst der Raumersparnis, scheint aber auch sonst vorteilhaft. Mehrfach habe ich mich dabei an die Aristophanesübersetzung von L. Seeger, seltener an J. G. Droysens Übersetzung angeschlossen.

[18] Übrigens ging schon Kratinos mit einer Weiberkomödie voran; siehe Fragment 85 f.

[19] In den Thesmophoriazusen.

[20] Kora nannten die Athener die Persephone.

[21] Frösche 69.

[22] Diesen Versuch ἐπιφυλλίδες (Frösche 92) wiederzugeben, habe ich übernommen; ähnlich urteilte Aristophanes auch in dem Lustspiel Gerytades, Fragment 149 ff.

[23] Bei Aristoteles wird die ἡδονή, die Freude am Schönen, zum Zweck der Dichtung erhoben, welche ἡδονή bei Aristophanes V. 1413 nur an zweiter Stelle steht, womit nur die vulgäre Ansicht wiedergegeben werden soll.

[24] Das Motiv des aristophanischen Plutos war gewiß älter; schon in Epicharms Ἐλπὶς ἢ Πλοῦτος, in des Kratinos Πλοῦτοι war dasselbe Problem behandelt; vgl. meine „Elpides" S. 28.

[25] ἐπὶ τῶν ἀπραγμόνως εὐδαιμονούντων, Kratinos Plutoi Fragm. 160.

[26] Die angeführten Stellen kamen gewiß in Parabasen vor. Über jene Schlaraffenkomödien hat Poppelreuter: De com, atticae primordiis S. 20 f., nicht richtig geurteilt; s. meine Elpides a. a. O., insbesondere über das Χρυσοῦν γένος des Eupolis S. 103 f. Ob die Μεταλλῆς und die Perser des Pherekrates wirklich von Pherekrates oder von einem anderen Dichter stammten, ist für die Bestimmung des Inhalts dieser Stücke gleichgültig. Jedenfalls waren sie alt und wurden von den Grammatikern wie alle anderen herangezogen.

[27] Die Ekklesiazusen.

[27] Schon in Aristophanes' Wespen V. 706 f. steht der kommunistische Traum, daß der Staat die Bürger gleichmäßig ernährt und beköstigt und aus Staatsmitteln versorgt.

[29] Es gehört dies zu dem Kapitel von den redenden Schiffen, worüber ich in Anlaß des Phaselus Catulls gehandelt, Philologus 63 S. 456. Auch in den Rittern V. 1300 ff. reden die Schiffe.

[30] Man vergleiche damit den Namen des Eupolis; vielleicht hat Aristophanes an diesen seinen Jugendfreund und Gesinnungsgenossen erinnern wollen.

[31] Warum der Polemos und nicht Gott Ares? Weil Ares für solch allegorische Handlung mit dem Mörser nicht taugte.

[32] Vers 303.

[33] Plinius nat. hist. 14, 143; vgl. Eupolis Fragment 351.

[34] Im Triphales des Aristophanes kam Alkibiades vor, aber anscheinend ohne Verspottung; er erscheint dort als begehrter Mann und als eine Größe im Staat; s. Fragment 543.

[35] Phrynichus spielt Fragment 58 auf die Hermokopidensache an, ebenso Eupolis in den Demen auf den Mysterienfrevel, aber ohne den Alkibiades hineinzuziehen. In den Baptai das Eupolis wird allerdings vorausgesetzt, daß Alkibiades an den Kotyttia beteiligt war; aber das Stück fiel früher, es wird in das Jahr 416 gesetzt.

[36] Vers 1523.

[37] Die Sache liegt so. Der Athener hat Freude an Utopien; er möchte aus Athen, wo die Verhältnisse unerträglich, hinaus in ein glückseligeres Dasein. Diese Sehnsucht wird hier spezialisiert; es handelt sich jetzt nicht wie sonst um Schlaraffenglück, sondern um solches, das mit Herrschaft verbunden ist, und dies ist, was eben Alkibiades plante. Der Held der Komödie führt nun diesen Plan aus, aber es gelingt ihm nicht in Sizilien und von Sizilien aus, sondern höher hinauf im Reich der Lüfte, von wo aus er die ganze Erdenwelt umfaßt. Die Götter waren bisher die Weltherrscher, so

wie die Spartaner die Hegemonie in Griechenland beanspruchten. Die Hungerblockade, die sich gegen die Götter richtet, entspricht also wirklich der Blockade, die Alkibiades gegen Sparta, wenn er erst alle sonstigen Griechen für sich gewonnen hätte, beabsichtigt hat. Wer sich nicht hieran zurückerinnert, versteht nicht, was Aristophanes meinte. Und wenn endlich der Held der Komödie König wird, so ist das einerseits, allgemein genommen, der Märchentraum der darbenden Leute, dem wir in der griechischen Volksliteratur so oft begegnen (vgl. Elpides S. 57 ff. und Aus dem Leben der Antike, S. 190): „wie herrlich muß es sein, durch ein Wunder König zu werden!", andererseits aber und insbesondere ist es unverkennbar die Verwirklichung des Staatsgedankens des Alkibiades, den hernach Alexander der Große verwirklicht hat. Die Hauptbelege dafür, daß man dem Alkibiades tatsächlich und allgemein die Absicht auf monarchische Stellung und Königtum zuschrieb, sind oben gegeben.

[38] Vgl. Koerte im Hermes 47, S. 276.

[39] Ritter 865. [40] Ritter 137.

[41] Wespen 36; das ἐμπεπρημένην gibt Anstoß und scheint nicht richtig.

[42] Eupolis Fragment 290 f. und 308.

[43] Siehe Poppelreuter a. a. O.

[44] Ritter 515.

[45] Ritter 191; so hatte sich ja im gleichen Sinne auch Kleon selbst geäußert, wie Thukydides bezeugt; siehe oben S. 278.

[46] Ich bemerke, daß dies vor der Schandtat der Ermordung Erzbergers niedergeschrieben ist. Die christliche Gesellschaft ermordet den politischen Gegner, der alte Athener begnügte sich, ihn durch Satire tot zu machen.

[47] Wespen 663.

[48] Es waren die Kolakes. Übrigens handelte auch des Eupolis Ziegenkomödie über Erziehungswesen.

[49] Eupolis Fr. 146.

[50] Es war Diogenes von Apollonia.

[51] Wolken 317.

[52] Vgl. das Gedicht De coquo et pistore in der lateinischen Anthologie.

[53] Er wählte den Namen des Lamachos nur um der durchsichtigen Wortbedeutung willen; das Wort bedeutet eben zufälligerweise den Kämpfer von Beruf. Selbst gegen Sophokles erhebt Aristophanes den Vorwurf wegen Gewinnsucht, im „Frieden" 697 f.

[54] Ähnlich schnöde urteilte Eupolis, der Fragment 352 sagt: „Ich hasse den Sokrates, den bettelhaften Schwätzer, der über alles nachdenkt, aber nicht sorgt, wovon er sich nähren soll", und ihn im Fragment 361 sogar zum Gelegenheitsdieb beim Gelage macht.

# XII. Sokrates.

[1] Der Ausdruck stammt von Plato (Staat S. 493 A): πόλις φλεγμαίνουσα. Auch μέγα θρέμμα heißt da das Volk, die große Bestie, die man füttern muß. Gegen 16 000 Bürger wurden jährlich aus der Staatskasse besoldet; s. Pöhlmann, Sozialismus und Kommunismus II S. 250 ff.

[2] Vgl. F. Bertram, Die Timonlegende, Heidelberg 1906.

[3] σοφιστής ist Substantiv zu σοφίζεσθαι.

[4] Schon für die Jugendlehrer eines Perikles, Damon und Pythokleides (Plutarch, Perikles 4), paßte die Bezeichnung Sophist, da sie ja lehrten. Aber erst Protagoras machte den Ausdruck zu einer Berufsbezeichnung, zu einer Profession; daher verwende ich das Wort Professor. Vgl. Plato, Protagoras S. 316 D und 349 A: σὺ σεαυτὸν ὑποκηρυξάμενος εἰς πάντας τοὺς Ἕλληνας σοφιστὴν ἐπονομάσας. Auch ist er es, der als erster, πρῶτος, Sold für den Unterricht forderte (ebenda). Er prozessierte um den Sold in der δίκη ὑπὲρ μισθοῦ. Im Jahre 411 wurde er als gottlos durch den Rat der Vierhundert aus Athen vertrieben und verunglückte auf der Reise.

[5] Das Programm der Sophisten war allgemein: εἴσονται ὅ τι πρακτέον ἐστί (Isokrates Sophistenrede 3); des Protagoras Programm: εὐβουλία usw. (Plato Protagoras S. 318 D). Plato erst gab dem Wort Philosophie die heutige Bedeutung; für die Sophisten war es noch das Streben nach irgendeiner Tüchtigkeit auch auf technischem Gebiet (Plato, Euthydem S. 288 und 279 E).

[6] Immer nur νέοι, μειράκια (Plato, Apologie S. 19 E; Protagoras S. 316 C; Euthydem S. 272 und sonst).

[7] In Anschluß an Koch-Schenks Lehrbuch der Geschichte sind unlängst Anweisungen über Bürgerkunde für den Schulgebrauch zusammengestellt worden.

[8] Plato, Gorgias, S. 515 und 518.

[9] Die Sophisten sind οἱ περὶ τὰς ἔριδας διατρίβοντες.

[10] Plato, Parmenides S. 130 E.

[11] Der Terminus „Idee" stammt gewiß schon von Sokrates; das zeigt Platos Eutyphron, der sicher sokratisches Eigengut gilt und in dem S. 5 und 6 die Termini ἰδέα und εἶδος im angegebenen Sinne sich einfinden.

[12] Eine Ausnahme im Gorgias, S. 509. Wer schön denkt, ist schön und gut, steht im Theätet, S. 185.

[13] Aristoteles sucht in der Nikomachischen Ethik III 11 den Satz des Sokrates, daß die Tugend Wissen, zu widerlegen; er hat ihn aber gar nicht verstanden. Alles Wollen jedes Menschen, so meint Sokrates, ist ohne Zweifel nur auf das für ihn Beste, das βέλτιστον, gerichtet; sobald wir wissen, daß das der Tugend Gemäße dies βέλτιστον, ist unser Wollen also auch nur auf eben dies gerichtet. Wer aber hat dies Wissen? Aristoteles

vergißt, daß nach Sokrates kein Sterblicher in Wirklichkeit dies Wissen hat, daß nur die Götter es haben und wir erst gottgleich werden müssen, ehe wir so wollen können; vgl. Apologie S. 20 D: „Kein Mensch weiß etwas, nur die Götter," und S. 23 A über die menschliche σοφία, die nichts wert ist; auch Kriton S. 47 D. Handelt Sokrates selbst nun doch der Tugend entsprechend, so geschieht das also lediglich durch momentane göttliche Eingebung; ein Daimonion ist dafür anzusetzen nötig. So ist aus des Sokrates Ethik verständlicherweise der Begriff des Wollens ausgeschaltet.

14 Vgl. hierzu Heinrich Otter „De soliloquiis" (1914), S. 47 ff.

15 Man muß mit jedem vorlieb nehmen (sagt er), der nur etwas Vernünftiges behandelt; Euthydem, S. 306.

16 Plato, Gorgias, S. 467.

17 Gorgias S. 490.

18 Vgl. Theätet, S. 173 und 176; auch Plato, Epist. 7, S. 324 B.

19 Gorgias S. 485 und 500.

20 Plato, Staat S. 341.

21 Platos Apologie gibt natürlich nicht den eigentlichsten Wortlaut dessen, was Sokrates gesprochen. Das konnte sie schwerlich. Aber wir dürfen annehmen, daß sie sich zu ihm so verhält wie die erhaltenen Demosthenes- und Ciceroreden zu dem, was Cicero und Demosthenes wirklich gesprochen haben. Denn auch diese sind von den genannten Rednern nachträglich für Lesezwecke redigiert worden.

22 Damnatus damnat Athenas, sagt Manilius von ihm.

23 Vgl. Platos Staat, S. 368; Apologie, S. 30 f.

24 Ich rede hier nur von der griechischen Sittenlehre, die in griechischer Sprache auftrat.

## Ausblick und Ende.

1 Stobaeus Flor. III 22, 43.

2 Die Grenze festzustellen, inwieweit echter Sokrates in Platos Dialogen vorliegt, wird nie gelingen. Ich bin aber, wie einst auch Ivo Bruns, der Überzeugung, daß das in erheblich ausgedehnterem Maße der Fall ist, als man gemeinhin annimmt. Es wäre ja auch geradezu unbegreiflich, daß Sokrates in vierzig Jahren des Philosophierens nicht mehr zur Erörterung gebracht hätte als die im Grunde doch dürftigen Aufstellungen, die man ihm gewöhnlich zuschreibt. Wegweisend scheint mir Platos Theätet. Denn da wird mit Wichtigkeit ein Buch herbeigeholt, in dem ein originales Sokratesgespräch über Fragen der Erkenntnislehre nachgeschrieben stand; der Theätet will nur die Wiedergabe des Inhalts dieses Buches sein. Es folgt daraus, daß, wenn Sokrates debattierte, die Interessenten das Gespräch gelegentlich alsbald aufgeschrieben haben. Daß das Finte sei,

ist vollständig unerwiesen und unerweisbar und durchaus unwahrscheinlich. Plato konnte nicht so fälschen; denn er schildert auf das genaueste, in welcher Weise die Niederschrift hergestellt worden sei. Es gab also wirklich solche echte Nachschriften. Der Inhalt des Theätet selbst aber läßt sich ganz wohl als echt sokratisch denken; denn wenn darin Antisthenes widerlegt wird, so war ja Antisthenes wirklicher Zeitgenosse des Sokrates (Xenophons Gastmahl macht das so anschaulich wie möglich), und des Antisthenes Aufstellungen, die an Protagoras anknüpften, können sehr wohl dem Sokrates schon vorgelegen haben. Nicht wo Plato konstruiert, aber wo er untersucht, folgt er also gewiß viel öfter, als man gewöhnlich glaubt, seinem Meister, den er redend einführt. Wo er das nicht tut, sucht er es gelegentlich dem Leser möglichst deutlich zu machen; dafür ist Platos Gastmahl das Hauptbeispiel, dessen Erzählung so eingeführt ist, daß wir erkennen: Plato will die Bürgschaft für das, was er gibt, nicht übernehmen. Demgemäß bin ich auch betreffs der Seelenlehre überzeugt, daß da, wo Plato die Einteiligkeit der Seele lehrt (im Phädon), gewiß des Sokrates eigene Lehre vorliegt; über ihre Dreiteiligkeit, die Plato sonst voraussetzt, mag man dagegen anders denken.

3 Bei dem Wort „wecken" fällt mir scherzeshalber ein, daß Plato auch angeblich Erfinder einer Weckuhr gewesen ist; er hatte als gewiegter Mathematiker auch technische Interessen; s. H. Diels, Antike Technik S. 25.

4 Antisthenes schrieb die Schrift: Archelaos περὶ βασιλείας.

5 König Perdikkas.

6 Im Jahr 356 geboren, regiert 336 bis 323.

7 Ein Beispiel. Die Attaliden waren die Könige des pergamenischen Reichs in Kleinasien. Als da die einbrechenden barbarischen Galater besiegt waren, entstand in Pergamum der berühmte, hochragende Zeusaltar, der in der Bibel der Thron des Satans heißt; sein Schmuck war jene Gigantomachie im Relief, dessen Gesamtfläche auf 3000 Quadratfuß berechnet wird. Ein Heer von Künstlern muß nötig gewesen sein, dies Werk herzustellen. Ein Werk königlicher Prunksucht, das heute noch zu uns redet.

8 Ich nenne hier Menander als den berühmtesten Vertreter einer Kunstgattung, der sich ungezählte Dichter, wie Diphilos, Philemon u. a. widmeten.

9 Als auf ein Musterbeispiel sei auf die auch heute noch viel benutzten „Elemente" des Euklid verwiesen.

10 Evangel. Markus 7, 26: zu Jesus kommt eine Griechin (Ἑλληνίς), die der Abkunft nach (γένει) Syrophönizierin war; nicht richtig gedeutet von L. Weniger in den Neuen Jahrbüchern 41, S. 477; das γένει kann nur „dem Blute nach" bedeuten; auch wohnt die Frau in der Gegend von Tyrus und Sidon (a. a. O. 7, 24). Also kann sie nur der Sprache und Erziehung nach Griechin gewesen sein. Und sie sprach also auch grie-

chisch mit Jesus; sonst hätte die Erwähnung ihres Griechentums keinen Sinn.

[11] Vgl. Juvenal 3, 76 f.; im übrigen G. Fialay, Greece under the Romans.

[12] Daß die Entwaldung Griechenlands schon im 3. Jahrhundert v. Chr. annähernd vollendet war, habe ich in meinen „Griechischen Erinnerungen eines Reisenden“ S. 232 f. ausgeführt. Eben daher erklärt sich der Bau der steinernen Theater; er war zu des Sophokles und Aristophanes Zeiten noch nicht nötig gewesen. In Rom dagegen hat sich der Holzbau für Theaterzwecke viel länger erhalten.

[13] Will man neuerdings den „Untergang des Abendlandes“ voraussagen, indem man sich dabei auf die Analogie des Untergangs des Griechentums stützt, so trifft diese Analogie durchaus nicht zu, wie alles Obige wohl hinlänglich zeigt, und die Weissagung mag sich nach anderen Stützen umsehen.

## Zu den Bildern.

Tafel I: **Zeus und Hera.** Metope vom Tempel in Selinus, jetzt im Nationalmuseum zu Palermo. Nach Photographie.

Tafel II: **Eros führt Paris zur Helena, der Aphrodite zuspricht.** Marmorrelief aus Rom im Neapler Nationalmuseum (Ruesch, Guida, Nr. 268). Nach Photographie.

Tafel III: **Mädchen beim Stimmen der Kithara.** Aus dem Innenbild einer weißgrundigen attischen Schale im Louvre nach Fondation Piot, Monuments et Mémoires I 1995, Taf. 5.

Tafel IV: **Kopf von der Bronzestatue eines Ringers.** Aus Herkulanum im Neapeler Nationalmuseum (Ruesch, Guida, Nr. 860). Nach Photographie.

Tafel V: **Perikles.** Herme aus Tivoli im Vatikan (Helbig-Amelung, Führer durch die Sg. klass. Altert. [3] Nr. 276). Nach Photographie.

Tafel VI: **Grabstein des attischen Seesoldaten Demokleides.** Der Verstorbene sitzt trauernd am Bug des Kriegsschiffes, dessen Einzelheiten einst in Farbe angegeben waren. Hinter ihm sein Helm auf seinem Schild. Athen im Nationalmuseum Nr. 752 (Conze, Alt. Grabreliefs, Nr. 623). Nach Photographie.

Tafel VII: **Euripides.** Marmorbüste im Neapler Nationalmuseum (Ruesch, Guida Nr. 1122). Nach Photographie.

Tafel VIII: **Grabstele des Tynnias.** Im Athener Nationalmuseum Nr. 902 (Conze, Alt. Grabreliefs, Nr. 617). Nach Photographie.

*

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

# Römische Charakterköpfe

## Ein Weltbild in Biographien von Professor Dr. Th. Birt

3. Aufl. 369 Seiten. Buchschmuck von Prof. G. Belwe

4. Auflage. 356 Seiten. Gebunden M. 32.—

„Das ist ein geradezu wundervolles Buch! Ohne eigentlich die Absicht zu haben, mich gleich eingehend mit ihm zu beschäftigen, fing ich an zu lesen und ward so gefesselt, daß ich jede freie Minute zum Weiterlesen benutzte. Nie vordem sind mir die Träger der römischen Geschichte von Scipionen und Gracchen an bis hin zu Hadrian und Marc Aurel so lebendig entgegengetreten, nie sind mir die Motive ihres Handelns so deutlich geworden; von manchen — Pompejus, Cäsar, Marc Anton, Lucull — habe ich auch ein nicht unwesentlich anderes Bild erhalten, als es mir vom Geschichtsunterricht her in der Erinnerung stand. Was diese Lebensbilder so überaus reizvoll macht, ist die psychologische Kunst, mit der der Verfasser es versteht, die Gestalten zu beseelen; was er bietet, ist nicht trockene Geschichtsschreibung, sondern künstlerische Formgebung." **Die Deutsche Schule.**

„Birt, Gelehrter und Künstler zugleich, hebt in diesem glänzend geschriebenen Buch die großen Männer über die Darstellung der allgemeineren Staatsgeschichte hinaus und beurteilt sie mehr nach dem Charakter, nach dem Gefüge der Persönlichkeit als nach ihren Erfolgen und ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Volkes." **Deutsche Rundschau.**

„Das Werk gibt ein Bild der römischen Welt von dem älteren Scipio Africanus bis zu Titus und Marc Aurel in abgeschlossenen Monographien, die sich wie kleine Romane lesen, obwohl sie dem neuesten Stand der Wissenschaft entsprechen. Wer in der Schule mit vieler Mühe und wenig Behagen die Geschichte des italienischen Bauernstammes studierte, der von Rom aus die Herrschaft der Welt eroberte, wird mit Staunen und Freude sehen, wie blühend, farbig und lebendig diese verstaubte Welt gemacht werden kann, wenn man aus den Quellen zu schöpfen und das tote Gerippe mit farbigen Gewändern zu umgeben weiß... So ist das Buch dem großen Kreis der Leser, die der Antike nähertreten wollen, ohne vorher größere Studien gemacht zu haben, ein bequemer und doch zuverlässiger Führer." **Kleine Presse.**

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

# Charakterbilder Spätroms
## und die Entstehung des modernen Europa

Von Geheimrat Professor Dr. Th. Birt

2. Auflage. 504 Seiten. Gebunden M. 32.—

„Seinen ‚römischen Charakterköpfen‘ hat Birt eine weitere Porträtgalerie folgen lassen: Septimius Severus, die syrischen Kaiserinnen, Diokletian, Konstantin der Große, Julian, Stilicho und Alarich, Ambrosius, Hieronymus und Augustin, endlich Theoderich und andere Germanenkönige ziehen an uns vorrüber. Alle sind sie außerordentlich eindrucksvoll und farbenprächtig gezeichnet.“

Theologische Literaturzeitung.

„Birts neue Geschichtsblätter haben alle Vorzüge seiner farbig funkelnden Römischen Charakterköpfe. Ja, da das Gebiet weitaus unberührter ist, wird die Ausbeute uns vielleicht noch wertvoller erscheinen. Wieder erfreut sein selbständiges, gerechtes Urteil, die feinfühlende Verknüpfung der großen weltgeschichtlichen Linien mit dem Einzelfall des hervorragenden Menschen, der Sinn für die lebenverleihende Bedeutung der kleinen Züge.“

Deutsche Rundschau.

„Birt weiß mit seltener Kunst uns die betreffenden Persönlichkeiten und Begebenheiten in die unmittelbarste Nähe zu rücken, uns in ihre Sphäre zu bannen und darin festzuhalten. So gewinnen die der Antike gewidmeten Werke des Verfassers einen hohen Wert für die Erweckung des Verständnisses griechischen und römischen Wesens und damit für weltgeschichtliche Zusammenhänge, die gerade das vorliegende Buch, das mit einem Ausblick auf unsere Zeit schließt, in vorzüglicher Weise aufzeigt. Wer die Gründe für den Zerfall des römischen Weltreiches und das unaufhaltsame Aufkeimen in ihm beschlossener neuer geistiger Kräfte studieren will, der kann nichts Besseres tun, als zu der Darstellung von Birt zu greifen. Das Buch, das keinerlei Gelehrsamkeit zur Schau trägt, wird jeder reifere Mensch mit hohem Genuß lesen. Es gehört in jede Bücherei und kann als geradezu unentbehrlich bezeichnet werden.“

Blätter für Volksbildung.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

# Griechische Menschen

Studien zur griechischen Charakterkunde

Von Professor Dr. J. Geffcken

258 Seiten und 4 Tafeln. Gebunden M. 20.—

„Ein Meister der Charakteristik geht hier den Charakteren nach, die die Hellenen von Homer bis zum Minus geschildert haben, immer darauf bedacht, zu zeigen, wie Dichter und Philosophen, Redner und Geschichtsschreiber dem Menschen gerecht wurden. Das Buch zu lesen ist ein Genuß und eine Bereicherung, denn klar stellen sich die einzelnen Stammescharaktere heraus, klar die einzelnen Perioden der Charakterisierungskunst. Die neue Beleuchtung läßt manches in hellerem Lichte erscheinen und rückt anderes zurück, ein Buch, das wieder ein Stück weiter führt.“ Zeitschrift für Deutschkunde.

„Es geht ein frischer, lebendiger Zug durch seine Schilderung; die Antike wird mit erfreulichen unbefangenen Augen angesehen und die Pietät gegen überkommene Ansichten ohne viel Umstände beiseite geschoben. Das Hauptanliegen des Buches ist ein psychologisches. Das bestimmt Blickrichtung und Urteil. Das macht seine Originalität aus, die mit Dank von gebildeten Lesern wird genossen werden.“

Neue Züricher Zeitung.

„Das Werk ist für weitere Kreise bestimmt und daher allgemeinverständlich abgefaßt. Inhaltlich gibt es weit mehr, als der Titel verspricht, kann es doch zugleich als eigenartige und vielfach fördernde Einführung in das geistige Leben, vor allem in die Literatur der Griechen dienen. Solche Bücher sind zeitgemäß und zeitnotwendig, denn besser als die bald verhallten Worte eines noch so anziehenden Vortrags, besser als dickleibige und überaus gelehrt abgefaßte Wälzer übernehmen sie die Verteidigung der Antike.“

Berliner Philologische Wochenschrift.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Theodor Birt

# Aus dem Leben der Antike

283 Seiten mit 11 Tafeln. Gebunden M. 20.—

„Sehr fein beginnt die Schilderung bei der Frau. Denn, sagt Birt mit tiefem Sinn, was wäre heute und seit Ewigkeit alle Tatkraft des Mannes ohne sie, was ist unsere heutige Kultur ohne die Frauen, und was war ohne sie Rom? ... In anmutigen Bildern rollt sich römisches und griechisches Leben ab; wir verkehren zwanglos und ganz intim eine Weile mit den Alten; wir können, das ist der Hauptreiz und einer der Zwecke des geistvoll- und temperamentvollen Buches, stets fesselnde Vergleiche mit unserer Zeit anstellen und sehen in oft ganz neuen Ausblicken, wieviel das klassische Altertum uns gegeben hat."

München-Augsburger Abendzeitung.

„Hier ist Gelehrsamkeit in frisches strömendes Leben verwandelt, hier wird, bei aller Knappheit und Gedrängtheit — skizzenhafte Andeutung mußte oft genügen —, zu blühenden und bunten Bildern, was trotz Schulbüffelei den meisten von uns ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Birt umfaßt seine antike Welt mit ganzer Liebe: er sieht der Römerin in die Putzstube, ißt und trinkt mit den Schlemmern, wandert auf den alten Straßen und vergißt sogar nicht als Sohn dieser lausreichen Kriegszeit eine kniffliche Untersuchung darüber anzustellen, wie es eigentlich bei den Klassikern mit diesen niedlichen Tierchen stand. In höhere Bezirke führen Schilderungen des alten Buch- und Verlagswesens, der Witzliteratur. Ein Kapitel über die Amoretten, ein Porträt Senekas stehen besonders."

Berliner Tageblatt.

# Zur Kulturgeschichte Roms

4. Auflage. 143 Seiten. Gebunden M. 6.75

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebendurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeiflutende Menge."

Vossische Zeitung.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Theodor Birt

# Novellen und Legenden
## aus verklungenen Zeiten

2. Auflage. 312 Seiten und 1 Bild. Gebunden M. 9.—

„Einer unserer besten Kenner des Altertums, Professor Birt, gibt in diesem ansprechenden Werk ‚Novellen und Legenden‘ aus der griechischen Literatur. Es sind treffliche Erzählungen aus jener phantasiebegabten, schönheitsfrohen Zeit, die mit einer gewissen Anmut der Empfindung prächtige Einfälle zu gestalten weiß. Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven heraus . . . Die Auswahl, die Birt getroffen hat, kann so als überaus glücklich bezeichnet werden. Sie bringt Neues in einer gediegenen Form und erhebt uns durch die Feinheit der Gedanken über die irdische Schwere des Daseins hinaus.“ Die Post.

# Von Haß und Liebe
## Fünf Erzählungen aus verklungenen Zeiten

303 Seiten. Mit Buchschmuck. Gebunden M. 12.—

„Haß und Liebe, das uralte, ewig neue Lied! Mögen Jahrhunderte, mögen Jahrtausende vergehen, Haß und Liebe werden bestehen, wie sie seit Uranfang bestanden. Weit zurück führt uns Birt. In die mythische Zeit des Odysseus, nach Syrakus mit seinem Tyrannen Dionys, in das republikanische Rom, in das Rom der Kaiser. Nicht Idealbilder jener fernen Tage gibt uns der Verfasser; er hält sich an geschichtliche Tatsachen. Aber er gibt uns nur so viel Geschichte, als zum Verständnis jener Zeiten und ihrer Menschen not tut; denn nicht Geschichte will er uns vorführen, sondern Menschen. Und darin besteht Birts große Kunst: Das einfach — rein Menschliche, ja Alltägliche wird zum Erhabenen. Wir aber fühlen tief die Wahrheit des alten Wortes: ‚Ein Mensch bin ich und glaube, daß mir nichts Menschliches fremd ist‘.“

Süddeutsche Literaturschau.

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

## Karl Gjellerup

# Die Hirtin und der Hinkende

### Ein arkadisches Idyll

7. Tausend. 139 Seiten. Geh. M. 4.—, geb. M. 8.—

„Gjellerup hat eine Novelle gedichtet, wie sie nur Mozart in der Musik ausdrücken konnte. Die lieblichste Grazie, Schelmerei, Liebestorheit, Kummer und Lust hat er zu einem Strauß zusammengerafft, und wer den Gjellerup der deutschen „Hügelmühle" kennt, erstaunt, wie glücklich die Seele dieses Dichters nun auch den heiteren Geist Griechenlands widerspiegelt. Es ist eine ganze Dichtung." Propyläen.

„Mit seiner Schalkhaftigkeit und sommerlichem Behagen versenkt sich der Dichter in dieser wunderzarten Liebesgeschichte in das unter Mittelmeersonne warm erglühende Wesen altgriechischer Hirtenkultur. Dem Leser dieses entzückenden Büchleins steigen im Sinnen grüngoldige nnd rosigbraune Landschaften Claude-Lorrains oder Rottmanns auf, und die idyllisch bewegte Handlung, das Verlieren und Wiederfinden fesselt immer von neuem." Berner Bund.

# Antigonos

### Ein Roman aus dem zweiten Jahrhundert

Etwa 240 Seiten. Geheftet M. 22.—, in Halbleinen Band M. 30.—

„Orient, Griechenland, Rom sind die Erlebung stätten der Dichtung. Sie führt uns mitten in das Ringen des emporkommenden Christentums mit dem religiös zerfallenen Heidentum. Antigonos, ein Griechenjüngling erfüllt von griechischer Bildung, wächst heran im ohnmächtigen Haß gegen das weltbeherrschende Ro . Sein abenteuerlicher Lebensweg führt ihn dorthin, wo er in seinem Haßgefühl gegen die Welt ehe rscherin dem Christentum nahetritt, die Taufe als Gnostiker empfängt, in Alexandria aber zum rechtgläubigen Christentum übertritt und zuletzt dem M rtyrium in der Arena nur durch den Erschöpfungstod entgeht. Eine zarte Liebesgeschichte durchwebt die spannende Handlung."

# Der goldene Zweig

### Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius

14.—16. Tausend. 339 Seiten. Geheftet M. 17.—, in Halbleinen Band M. 28.—

„Es ist eine tiefe musische Dichtung, ein Lob- und Siegesgesang auf den Tod des großen Pan und die Auferstehung Christi, zugleich auf den Zu ammenbruch des morschen Römerreichs und die aufsteigende Morgenröte des Germanentums. Diese große Kulturwende, durch Jahrtausende vorbereitet, auf Jahrtausende hinausweisend, ist, erstaunlich genug, in die Geschehnisse eines einzigen Tages zusammengedrängt. „Dichtung und Novellenkranz" nennt Gjellerup sein Werk, in Wahrheit fügen sich die scheinbar losen Blätter zu einem festen Gebilde, einem Kunstwerk, das jeder ästhetischen Forderung: Komposition, Zeichnung, Charakteristik und Farbengebung Genüge tut. In zartester innerlicher Dichterweise ist hier der g waltige Umschwung zur Christenlehre in e nfachen Menschen dargestellt, äußerste Sparsamkeit in der Beschreibu g, fast versteckter, köstlicher Humor, klassische Ruhe, formvollendeter Stil sind einige der Vorzüge Gjellerups in diesem Werk, das der germanistischen Rasse und der frohen Botschaft aus Bethlehem gewidmet ist." Velhagen und Klasings Monatshefte.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076147815